



universität
wien

DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Wenn man weiß, was er mitgemacht hat, entschuldigt man alles!“

Frauen erzählen von ihrer Ehe mit einem Widerstandskämpfer

Verfasserin

Mag. phil. Margarethe Anzengruber

Angestrebter akademischer Grad
Doktorin der Philosophie (Dr. phil)

Wien, im Oktober 2010

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 092 308

Dissertationsgebiet lt. Studienblatt:

Volkskunde

Betreuer:

ao. Univ.-Prof. Dr. Klara Löffler

Gewidmet meinen Gesprächspartnerinnen

„Es stellt sich jetzt unausweichlich die Frage, ob nur das Leben großer Männer aufzuzeichnen sei. Ist nicht jedermann, der ein Leben gelebt und ein Zeugnis dieses Lebens hinterlassen hat, eine Biographie wert – die Gescheiterten ebenso wie die Erfolgreichen, die Geringen ebenso wie die Berühmten?

Und was ist Größe? Und was Kleinheit? Der Biograph muß unsere Maßstäbe für Preiswürdigkeit überprüfen und uns neue Helden zur Bewunderung aufzeigen.“

(Virginia Woolf: Essays. Frankfurt am Main, 1997. S. 186.)

INHALT

I. Vor den Erzählungen	11
Einleitung	11
1. Die Interviews	14
Die Recherche	14
Die Schwierigkeit, Gesprächspartnerinnen zu finden.	14
Die Schwierigkeit, die Frauen von ihrer Bedeutung als Interviewpartnerinnen zu überzeugen	17
Die Durchführung der Interviews	20
Die Interviewsituation	20
Die Interaktion zwischen der Interviewerin und den Interviewpartnerinnen	22
Die Wahl der Interview-Methode	28
Die Auswertung der Interviews	30
Die Methoden der Analyse der Interviews	32
2. Widerstand in Österreich 1938 – 1945	38
Ein historischer Abriss	38
Elf Widerstandskämpfer – die Ehemänner meiner Interviewpartnerinnen	46
II. Die Erzählungen	47
Elf Frauen erzählen	47
Ein biographischer Abriss	47
1. Erzählen von den Jahren vor der Ehe	53
Erzählen von der Jugend	53
<i>„Wir haben schon als Kinder gewusst, was gut und was schlecht ist!“</i>	
Von der Herkunft, dem sozialen Umfeld und der politischen Prägung der Frauen	55
<i>„Mit den Nazis haben wir nie was zu tun haben wollen!“</i>	
Vom Jungsein, vom Widerstand, aber auch vom Anderssein in der Zeit des Nationalsozialismus	58
<i>„Man kann sich das gar nicht vorstellen!“</i>	
Von der Angst und vom Chaos am Ende des Kriegs	72
<i>„Ich weiß nicht mehr so recht, was ich damals für Pläne gehabt hab.“</i>	
Kriegsende – Bruch oder Kontinuität?	77

2. Erzählen vom Beginn einer Ehe	79
Ein Widerstandskämpfer als Ehemann	
Kontingenzen oder Konsequenzen?	79
<i>„Ich bin auch eine Kämpferin!“</i>	
Von der eigenen Widerständigkeit	79
<i>„Ich bin stolz auf meinen Vater!“</i>	
Von der Vater-Tochter-Beziehung	81
<i>„So hat das halt angefangen“</i>	
Von den ersten Begegnungen	85
<i>„Von Liebe war nicht die Rede“</i>	
Von der Schwierigkeit, über Liebe und Sexualität zu erzählen	89
<i>„Ich war am Heiraten noch gar nicht so interessiert!“</i>	
Vom Wunsch und von der Notwendigkeit, eine Familie zu gründen	93
<i>„Heut denk ich mir, dass ich mir das wünschen tät, aber damals ...“</i>	
Nachdenken über die Hochzeit	99
 3. Erzählen vom gemeinsamen Eheleben	105
Eine ganz „gewöhnliche“ Ehe	105
<i>„Bei uns hat es ein Familienleben gegeben!“</i>	
Von der Bedeutung und den Strukturen der Kleinfamilie	105
<i>„Er war der Chef im Haus, was er gesagt hat, hat gelten müssen!“</i>	
Von den hierarchischen Strukturen in der Familie	109
<i>„Er wollte im Haushalt schon mithelfen, aber ...“</i>	
Von der Doppelbelastung und der Erziehungsarbeit der Frauen	115
<i>„Ich hab immer gern gearbeitet, da hab ich mich können entfalten!“</i>	
Von der Selbstbestätigung der Frauen im Berufsleben	123
<i>„Die ‚Stimme der Frau‘ habe ich gern gelesen!“</i>	
Vom Einfluss der parteipolitischen Frauenzeitschriften auf das Frauenbild	129
 Eine „besondere“ Ehe – eine Ehe mit einem Widerstandskämpfer	132
<i>„Die Größe und Gewaltigkeit dessen, was hinter uns lag, war unauslöschlich in unserer Erinnerung präsent“*</i>	
Von der Last der Erinnerungen der Männer	133

* Flanner, Karl: Schreib' das auf! Als Zeuge der Zeit ohne Gnade. Wr. Neustadt 2001. S. 127.

<i>„Er hat nicht viel erzählt und ich hab nicht viel gefragt“</i>	
Vom Schweigen und vom Reden	137
<i>„Und hast alles glaubt, das ist die Haft. Und ist vielleicht heute noch wirklich die Haft!“</i>	
Von den Auswirkungen der Verfolgungen auf die eheliche Beziehung	151
<i>„Bei den Gedenkfeiern bin ich immer mitgewesen.“</i>	
Vom gemeinsamen Gedenken an den Orten der Verfolgung	156
Eine Ehe im Schatten der Partei	158
<i>„Die Partei war ihm ja so wichtig!“</i>	
Von der Bedeutung der politischen Parteien im Eheleben	159
<i>„Da hab ich schon auch in der Partei mitgearbeitet!“</i>	
Von der eigenen politischen Überzeugung	161
<i>„Wir haben schon zu spüren bekommen, dass wir Kommunisten waren!“</i>	
Von den Diskriminierungen in der Nachkriegszeit	163
<i>„Wir haben nie etwas allein unternommen, immer in Gemeinschaft!“</i>	
Von der Gemeinschaft in der Parteiorganisation	167
<i>„Und dann ist er aus der Partei ausgeschlossen worden!“</i>	
Vom Zusammenbruch einer Weltanschauung	169
III. Die Reflexionen	175
Nachdenken über die gemeinsamen Ehejahre	175
<i>„Gefühle, Gefühle, ... davon hat man bei uns nicht geredet!“</i>	
Von Zuneigung und Kälte in der ehelichen Partnerschaft	175
<i>„Wenn man weiß, was er mitgmacht hat, entschuldigt man alles!“</i>	
Vom Verständnis und von der Nachsicht mit dem Ehemann	178
<i>„Ich hab immer denkt, ich muss für andere da sein!“</i>	
Vom gelebten und ungelebten Leben	182
<i>„Ich war schon recht stolz auf ihn!“</i>	
Vom Bewusstsein, einen besonderen Mann zu haben	185
Nachdenken über ein langes Leben	187
<i>„Von der Zeit erzähle ich gern/nicht gern!“</i>	
Von den Ankerpunkten der Erzählungen	187
<i>„Heute denk ich mir ...“</i>	
Vom Rückblick auf vergangene Erlebnisse	188

<i>„Daran kann ich mich gut/nicht erinnern!“</i>	
Vom Erinnernwollen und Erinnernkönnen	192

<i>„So bin ich halt geworden!“</i>	
Vom Selbstbild der Frauen	198

IV. Von der Lust und der Schwierigkeit des Erzählens 206

<i>„Das muss ich noch erzählen!“</i>	
Von der Lust des Erzählens	207

<i>„Wie soll ich das jetzt sagen?“</i>	
Von der Schwierigkeit des Erzählens	209

V. Bilanz über einen Forschungsweg 212

Anhang 216

Kurzbeschreibungen der Interviewsituationen	216
---	-----

Literatur	224
-----------	-----

Abstracts	240
-----------	-----

Transkriptionszeichen

Fuchs: „...“	= Äußerungen der Befragten, Name im Pseudonym
(.?)	= unverständliches Wort
(...?)	= mehrere unverständliche Wörter
(?)	= akustisch unklar
<i>kursiviert</i>	= von der Sprecherin deutlich betonte Stellen
(h)	= Formulierungshemmung, Suche nach dem Begriff
(sic)	= etwa wenn ein Wort in Schriftsprache betont
„...“	= erzählte wörtliche Rede
.	= kurze Pause, Absetzen
...	= längere Pause
gestern-, gestern-,	= Redeabbruch
[...]	= von der Autorin vorgenommene Kürzung des Textes
[laut, betont]	= Beobachtung der Autorin zur Sprechweise, zu Prosodie, auch zu Mimik

I. Vor den Erzählungen

Einleitung

Im Zentrum dieser Arbeit stehen Frauen, alte Frauen, Frauen, deren Ehemänner als Widerstandskämpfer gegen Austrofaschismus und Nationalsozialismus verfolgt worden waren. Die Namen der Männer sind in Archiven festgehalten, die ihrer Ehefrauen werden nirgends erwähnt. Solche Leerstellen sind in der Erinnerungskultur keine Besonderheit. So betont Aleida Assmann in ihren Arbeiten, dass es vorwiegend Männer sind, die den Anspruch erheben, erinnert zu werden, während Frauen eher dem Vergessen anheim fallen.¹ Die Ressource „Ruhm“ ist unter Frauen sehr sparsam verteilt, in Archiven sind Biographien von Frauen in der Minderzahl. Weibliche Erfahrungen galten und gelten offensichtlich als nicht wichtig und würdig genug, um aufgezeichnet, gesammelt und für die Zukunft bewahrt zu werden. Man ging und geht noch immer davon aus, dass der Lebensrhythmus von Frauen, auf ewige Wiederholung angelegt, unscheinbar sei und keine Spuren hinterlasse.

Dass diese Meinung noch immer tief in der Öffentlichkeit verankert ist, erfuhr ich bei meinen ersten Recherchen: Ehefrauen von Widerstandskämpfern, die ich für ein Interview gewinnen wollte, waren von der Bedeutungslosigkeit ihres Lebens überzeugt und verstanden sich nur als Zeuginnen des Lebens ihrer Ehemänner. Gewiss sind sie das auch, sie wissen von den psychischen Auswirkungen der Verfolgungen, sie saßen bei Veranstaltungen, bei Vorträgen ihrer Männer oder bei deren offiziellen Ehrungen in der zweiten Reihe, von der Öffentlichkeit meist unbeachtet, manchmal nahmen sie den Blumenstrauß als „treue Ehefrau und Gefährtin“ entgegen.

Dem Leben dieser Frauen gilt mein Forschungsinteresse, dem Leben, das sie selbst als unbedeutend betrachten, nicht wichtig genug, um aufgezeichnet zu werden. Nicht ihrer Biographie in chronologischer Abfolge soll nachgegangen werden, sondern ihren Erfahrungen im Zusammenleben mit ihren Männern, den Wider-

1 Vgl. Assmann, Aleida: Geschlecht und kulturelles Gedächtnis. In: Erinnern und Geschlecht. Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung. Band 1, Freiburg im Breisgau 2006, S. 29–46, hier S. 30.

standskämpfern. Ziel der Arbeit ist es, Antworten auf die Fragen zu finden, wie weit die besondere Biographie der Männer das Eheleben beeinflusst, wie sehr sie das Leben der Frauen geprägt hat und nicht zuletzt, ob und wie die Erfahrungen der Frauen den gegenwärtigen Umgang mit ihrer Vergangenheit und ihre Handlungsorientiertheit konstituieren.

Ausgehend von der Annahme, dass das Eheleben mit einem Widerstandskämpfer kein „gewöhnliches“ gewesen sein kann, ist nach den Besonderheiten zu fragen, Besonderheiten, die das Eheleben der Frauen von anderen Ehen unterscheidet. Diese Fragestellung steht für mich, die Forscherin, im Mittelpunkt meines Interesses, für die befragten Frauen selbst hat sie eine geringe Bedeutung. Sie wissen zwar um manche Unterscheidung zu „gewöhnlichen“ Ehen, sie haben auch Diskriminierung und Ausschluss aufgrund ihrer Ehe mit einem Widerstandskämpfer erfahren, aber viel stärker als diese Erfahrungen hat der Alltag, seine Selbstverständlichkeiten und seine Bewältigung ihr Leben bestimmt. Auch wenn Brigitta Schmidt-Lauber davor warnt, „[...] in der Thematisierung des Alltäglichen [...] das Selbstverständliche als das Besondere zu begreifen, zu suchen und zu erforschen“², so liegt der Fokus bei der Analyse der Erzählungen doch darauf, die Annahme zu überprüfen, ob und in welcher Weise sich die Ehen von Widerstandskämpfern von anderen Ehen unterscheiden.

Alle Frauen haben ihre Jugend in der Zeit des Nationalsozialismus, in den Jahren des Zweiten Weltkriegs erlebt. Die Ereignisse dieser Zeit haben das Leben der jungen Frauen beeinflusst, und deshalb muss auch der Kontext zu den Zeitereignissen in dieser Arbeit hergestellt werden. Es erscheint mir aber nicht notwendig, die historischen Ereignisse explizit zu referieren und zu kommentieren, sie können als bekannt vorausgesetzt werden, findet doch in den letzten Jahren nicht nur in den Medien, sondern vor allem in den Geschichtswissenschaften eine intensive Auseinandersetzung mit diesen Themen statt. Auch die Forschungsliteratur zum Widerstand gegen das nationalsozialistische Terrorregime ist kaum mehr überschaubar. So wird in dieser Arbeit auch der Widerstand in Österreich nur insoweit im Überblick zusammengefasst, als er für das Verständnis der Widerstandsaktivitäten der Ehemänner notwendig erscheint. Anzumerken ist auch hier: Die Widerstandstätigkeit von Frauen wird in den letzten Jahren, vor allem durch die Forschungen von Historikerinnen, zu Recht anerkannt und publiziert – Erfahrungsberichte über das Leben

2 Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben-Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin 2005, S.145–163, hier S. 155.

der Ehefrauen von Widerstandskämpfern fehlen nach meinen Recherchen völlig, zu unbedeutend ist offensichtlich für HistorikerInnen, auch für die Forschungen der Oral History, der es vor allem um den historischen Quellenwert von Zeitzeugenerinnerungen geht, das Leben der „Begleiterinnen“.

Diese Lücke kann im Fach Volkskunde/Europäische Ethnologie in vielerlei Hinsicht geschlossen werden. Als empirische Alltagskulturwissenschaft versucht die Volkskunde, den einzelnen Menschen in seinen lebensgeschichtlichen Zusammenhängen und Erfahrungen zu sehen und zu verstehen. Das Ernstnehmen alltäglicher Lebensanstrengung gehört zu den Grundprinzipien volkskundlicher Arbeitsweise. Erzähl- und Biographieforschung machen einen großen Teil wissenschaftlichen Arbeitens aus, Frauen-, Geschlechterforschung hat sich als eigenes Fach herausgebildet und ist mit anderen geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern zu einem etablierten Forschungsfeld geworden. Interdisziplinarität ist ein Grundprinzip des wissenschaftlichen Arbeitens im Fach. All dies sind Voraussetzungen, die es möglich machen, sich mit der Thematik der Arbeit im Fach intensiv auseinanderzusetzen.

Es geht bei den genannten zentralen Fragestellungen nicht so sehr um die historische, objektive Wahrheit der Erzählungen – Erkenntnisinteresse in Teilen der Geschichtswissenschaft –, sondern es geht in unserem Fach auch darum,

„die Vielfalt der Gedächtnisse und ihre Eigenwertigkeit zu bewahren, also nicht um die offizielle Historienmalerei, sondern um den *Kosmos des erinnerten Erlebens* [Hervorhebung im Original], der das Prisma, in dem die professionelle Geschichte das wirkliche Geschehen zu fassen sucht, nicht ersetzt, sondern um einen relativierenden, man könnte auch sagen, um einen multikulturellen oder demokratischen Anteil ergänzt.“³

Diesem Anspruch versucht die Arbeit gerecht zu werden.

3 Jeggel, Utz: Auf der Suche nach der Erinnerung. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Göttingen 1991, S. 89–122, hier S. 91.

1. Die Interviews

Die Recherche

Die Schwierigkeit, Gesprächspartnerinnen zu finden

„Ich finde das Dissertationsthema hochinteressant, aber die Leute sind ja alle schon sehr alt, da wird es schwierig werden, Frauen für ein Interview zu finden.“⁴ Diese pessimistische Einschätzung sollte ich bei meinen Bemühungen, möglichst viele Adressen von Ehefrauen von Widerstandskämpfern zu erhalten, noch sehr oft hören.

Zunächst schien mir der Gang durch die verschiedenen Institutionen und Verbände als erfolgversprechender Weg. Es sind dies vor allem die Organisationen, deren Mitglieder, ehemalige WiderstandskämpferInnen und jüngere, engagierte MitarbeiterInnen, in Veranstaltungen und Publikationen über die Zeit der Verfolgung berichten. Schreiben mit der Bitte um Mitarbeit bei der Adressensuche richtete ich an deren diverse zentrale Stellen bzw. an deren Landesvertretungen. Dies waren vor allem der „Bundes-KZ-Verband“⁵, das „Kuratorium der ÖVP Kameradschaft der politisch Verfolgten und Bekenner für Österreich“, der „Bund Sozialdemokratischer Freiheitskämpfer, Opfer des Faschismus und aktiver Antifaschisten“ und der „Kärntner Partisanenverband“.

Diese Verbände vertreten, wie schon in ihrer Bezeichnung offenkundig, WiderstandskämpferInnen der verschiedenen politischen Ausrichtungen.

Hinweise auf mögliche Zeitzeuginnen erwartete ich mir auch von wissenschaftlichen Institutionen, die sich mit Nationalsozialismus und Widerstand beschäftigen, sowie von Frauenverbänden. Es sind dies das „Dokumentationszentrum des Österreichischen Widerstandes“, die „Dokumentationsstelle Schloss Hartheim des OÖ. Landesarchivs“, das „Zeitgeschichte Museum Ebensee“, das „Mauthausen-Komitee“, die „Dokumentationsstelle lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen an der

4 Gstettner, Peter: emer. Univ. Prof. für Erziehungswissenschaften in Klagenfurt, in einem Mail vom 8. März 2008.

5 Der „KZ-Verband“ wurde 1948 als überparteilicher „Bund der politisch Verfolgten“ gegründet. Wenig später gaben das Bundespräsidium der ÖVP und der Bundesvorstand der SPÖ wegen der Dominanz kommunistischer WiderstandskämpferInnen ihren Rückzug bekannt, wodurch dieser seinen überparteilichen Charakter verlor. Die beiden Parteien gründeten eigene Verbände, während die KPÖ versuchte, die Tradition des „Bundesverbandes“, auch hinsichtlich der Überparteilichkeit, weiterzuführen. Vgl. Walter Baier: Das kurze Jahrhundert. Kommunismus in Österreich. KPÖ 1918 bis 2008. Wien 2009, S. 108.
<http://www.aeiou.at> vom 27.03.2009.

Universität Wien“, die „Katholische Frauenbewegung Österreichs“ und die Frauenorganisationen der Sozialdemokratischen Partei, der Kommunistischen Partei und der Österreichischen Volkspartei.

Ich hoffte, all diese Organisationen würden mir aufgrund ihrer wissenschaftlichen Arbeit, ihres Engagements für die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Zeit und für Frauenfragen Namen und Adressen von Frauen nennen, sodass ich ein breites politisches, soziales und kulturelles Spektrum für meine Befragungen erhalten könnte – und wurde bitter enttäuscht. Mit Ausnahme des Vorsitzenden des „Landesverbandes der Sozialdemokratischen Freiheitskämpfer in Oberösterreich“, der mir die Adresse von Herta Pauser schickte und mich zu einer Weihnachtsfeier mit den Witwen von Spanienkämpfern aus dem KZ Mauthausen einlud, erhielt ich keinen einzigen Hinweis. Von einigen Landes-Vorsitzenden kam überhaupt keine Antwort⁶ bzw. Rückmeldungen mit dem Bedauern, „nicht dienlich sein zu können, weil die Witwen schon verstorben sind“⁷, oder „im Pflegeheim sind, wo sie eigentlich nicht mehr in der Lage sind, ein Interview zu führen“⁸. Die „ÖVP Kameradschaft der politisch Verfolgten“ und die „Katholische Frauenbewegung Österreichs“ boten mir an, in ihren Verbandszeitschriften einen Aufruf an Gattinnen und Witwen von Freiheitskämpfern zu richten – ein Vorgehen, das, wie vorauszusehen, kein Ergebnis brachte.

Von den genannten wissenschaftlichen Instituten erhielt ich nur von der „Dokumentationsstelle lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ eine erfolgversprechende Anregung, von den anderen nur bedauernde Absagen, keine noch lebende, rüstige Ehefrau eines Widerstandskämpfers zu kennen.

Der Weg, über persönliche Kontakte zu Adressen von Gesprächspartnerinnen zu gelangen, erwies sich als erfolgreicher. Prof. Karl Flanner, ein Widerstandskämpfer und KZ-Häftling, den ich durch seine Publikationen, Vorträge und auch persönlich kenne, schickte mir eine Liste ihm bekannter Ehefrauen seiner ehemaligen Kameraden – mit deren Hilfe ich einige der genannten Frauen als Gesprächspartnerinnen gewinnen konnte. Prof. Peter Gstettner, mit dem mich die Mitarbeit an Projek-

6 Es ist auch möglich, dass die Landesverbände – zumeist geführt von ehemaligen, nun schon sehr betagten WiderstandskämpferInnen oder ehrenamtlichen MitarbeiterInnen – nicht mehr die notwendige organisatorische Struktur aufweisen. So ist zum Beispiel die Landesstelle des KZ-Verbandes Wien telefonisch nur sehr schwierig erreichbar, sie wird nur von einer älteren Frau betreut.

7 Eduard Goldmann, Vorsitzender des Landesverbandes der Sozialdemokratischen Freiheitskämpfer Salzburg, in einem Brief vom 21.11.2007.

8 Gernot Nischelwitzer, Landesobmann des KZ-Verbandes, in einem Mail vom 12.2.2008.

ten zum Nationalsozialismus verbindet, ermöglichte mir den Kontakt zur Ehefrau eines slowenischen Partisanen in Kärnten. Manche Anregung erhielt ich in den Diplomandenseminaren durch MitstudentInnen und nicht zuletzt in Gesprächen mit FreundInnen und Bekannten. Auch wenn diese zunächst nicht zum erwünschten Erfolg führten, so waren sie vor allem ein wichtiger Ansporn, meine Recherchen nicht aufzugeben.

Mit der Zeit konnte ich doch eine größere Anzahl von Frauen in einem Brief, in dem ich mich und mein Anliegen sehr ausführlich vorstellte, bitten, mit mir ein Interview zu führen. Von vielen erhielt ich keine Antwort, von vielen eine Absage, von elf Frauen eine Zusage.

Das ursprünglich angestrebte breitere – parteipolitische – Spektrum konnte ich aber nicht erreichen. Meine Gesprächspartnerinnen sind alle dem sozialdemokratischen und kommunistischen Lager zuzuordnen. Trotz intensiver Bemühungen fand ich keine Frau aus dem konservativen, katholischen Lager für ein Interview. Obwohl ich in meinen diversen Schreiben immer wieder betonte, Frauen aus allen Bundesländern als Gesprächspartnerinnen gewinnen zu wollen, musste ich mich letztendlich regional beschränken: Die meisten befragten Frauen leben in Niederösterreich in der Umgebung von Wr. Neustadt, drei in Wien, eine in Linz und eine Frau in Kärnten.

Die Beschränkung auf das parteipolitische und regionale Umfeld der Frauen bedeutete aber auch, dass es, sozialstatistisch betrachtet, eine homogene Gruppe war, die mir für die Befragung zur Verfügung stand.

Elf Frauen haben sich bereit erklärt, mir in einem ausführlichen Interview von ihrem Leben und vor allem von ihrem Zusammenleben mit einem Widerstandskämpfer zu erzählen, gewiss keine große Zahl. In der qualitativen Forschungsarbeit wird davon ausgegangen, dass die Entscheidung über die Anzahl der Interviewpartnerinnen mit der Zielsetzung der Untersuchung zusammenhängt und grundsätzlich vom Forschenden bzw. von der Forschenden bestimmt wird. Eine solche Entscheidung hatte ich nicht zu treffen, war ich doch froh, elf Frauen gefunden zu haben, die mir trotz ihres hohen Alters von ihren Lebenserfahrungen erzählen wollten. Erscheint auch für eine Untersuchung mit qualitativer Methodik die Zahl der Befragten eher gering zu sein, so musste in der Arbeit doch der Anspruch auf Repräsentativität nicht aufgegeben werden, denn aus der Analyse der Erzählungen können, durch den gemeinsam geteilten strukturellen Hintergrund – auf den in der Arbeit immer wieder eingegangen werden wird –, ausgehend von den einzelnen Personen verallgemeinerbare Aussagen getroffen werden.

Die Schwierigkeit, die Frauen von ihrer Bedeutung als Interviewpartnerinnen zu überzeugen

Die Begründungen für Absagen und nur sehr zögerliche Zusagen für ein Interview sind grundsätzlich vielfältig. Bei meinen Adressatinnen stand vor allem das zumeist hohe Alter, manchmal verbunden mit Krankheit und körperlicher Schwäche, im Vordergrund der Absagen und musste natürlich berücksichtigt werden. „An meiner schlechten Schrift erkennen Sie auch meine wehen Hände“, ⁹ schrieb mir eine Frau aus Tirol und eine andere entschuldigte sich: „Ich sehe schlecht und höre schlecht, obwohl ich ein Hörgerät habe.“¹⁰

In allen schriftlichen Antworten auf meine Bitte um ein Interview, auch in den ersten telefonischen Kontaktgesprächen war ganz deutlich die Überraschung der Frauen zu spüren, dass jemand an ihrem Leben Interesse hätte, das doch nichts Erzählenswertes beinhalte, das doch „ganz normal“ gewesen sei. „Mein Mann hätte Ihnen was erzählen können, aber ich?“

Lothar Steinbach weiß aus vielen Interviews, dass ein solches Erstaunen besonders bei alten Menschen sehr groß ist.¹¹ Was sollte schon an meiner Lebensgeschichte interessant sein? Diese Frage wird, so Lothar Steinbach, weniger von Männern, eher von Frauen gestellt. Von den Schwierigkeiten und Ursachen, besonders Frauen für Interviews über ihre Vergangenheit ausfindig zu machen, berichtet auch Karin Maria Schmidlechner: „Das liegt zum einen daran, daß Frauen weniger leicht in der Öffentlichkeit anzutreffen sind als Männer, und zum anderen, daß viele nicht annehmen, daß ihre Leben, ihre Erinnerungen interessant sein könnten.“¹² Und Karen Hagemann weiß aus ihren Untersuchungen, dass die Vorstellung von der geringen Allgemeinbedeutung der eigenen Geschichte bei Frauen aus der Arbeiterschaft besonders stark ausgeprägt ist.¹³

All diese Feststellungen treffen auf meine Gesprächspartnerinnen zu: Es sind Frauen, alte Frauen, die meisten von ihnen kommen aus der Arbeiterschaft, und – das kommt bei meinen Interviewpartnerinnen noch dazu – sie sind Ehefrauen von Widerstandskämpfern. Viele der angefragten Frauen wissen aufgrund

9 Brief von Gerdi Mayer vom 30.1.2007.

10 Brief von Helga Postl vom 17.2.2007.

11 Steinbach, Lothar: Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main 1980, S. 291–322, hier S. 301.

12 Schmidlechner, Karin Maria: Oral History als Methode der Historischen Frauenforschung. In: Signale. 1 1994, S. 9–25, hier S. 14.

13 Hagemann, Karen: „Ich glaub nicht, dass ich Wichtiges zu erzählen hab' ...“ Oral History und historische Frauenforschung. In: Herwart Vorländer (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990, S. 29–48, hier S. 29.

von Interviews, die ihre Männer gegeben haben, aber auch aus Vorträgen um die Bedeutung und Zielsetzung von „Zeitzeugeninterviews“. Sie kennen die Beschaffenheit und den Ablauf von Interviews, sie haben sie als passive Teilnehmerinnen miterlebt oder beobachtet. Dass die Erzählungen und Berichte ihrer Ehemänner von Interesse waren und sind, ist für sie selbstverständlich und darauf sind sie auch stolz, aber *ihre* Person und *ihre* Erfahrungen waren bisher nie gefragt. Ich erhielt Briefe, wenn auch mit Absagen, so doch mit der kurzen schriftlichen Zusammenfassung der Lebensgeschichte des verstorbenen Ehemannes, auch mit Hinweisen, dass im „Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes“ Material über das Leben des Mannes vorhanden sein müsse – und das, obwohl ich bereits in der schriftlichen Anfrage betont hatte, dass im Mittelpunkt meiner Arbeit das Leben der *Ehefrauen* stehen sollte. Schwierig war es auch bei allen gesprächsbereiten Frauen, ihnen bei den ersten telefonischen Kontaktaufnahmen klarzumachen, dass mir *ihre* Person, *ihre* Geschichte, *ihre* Erfahrungen wichtig seien und die Geschichte ihrer Männer nicht im Vordergrund stünde.

Neben diesen Vorbehalten gab es bei allen Frauen auch das Misstrauen meiner Person gegenüber. Ich komme aus einer Arbeiterfamilie und kenne dieses Verhalten AkademikerInnen gegenüber. Es ist die – oft berechtigte – Befürchtung, nicht als gleichberechtigte Gesprächspartnerin behandelt, nur für Forschungszwecke „benutzt“ zu werden. AkademikerInnen fühlen sich doch oft in der Position der berufenen Sprecherin/des Sprechers im Verhältnis zum „einfachen Volk“. ¹⁴ Ich habe mich deshalb in meiner schriftlichen Anfrage sehr ausführlich vorgestellt, meine regionale und soziale Herkunft betont, weil ich hoffte, dadurch die Distanz zu relativieren. Die Zielsetzungen meines Vorhabens habe ich ausführlich erklärt und dabei bewusst das Wort „Interview“ vermieden, die Frauen nur gebeten, mir aus ihrem Leben zu erzählen. Dies genügte offensichtlich nicht für eine spontane Zusage zu einem Gespräch. Des Öfteren habe ich später erfahren, dass diese erst nach einer Rücksprache mit der Kontaktperson, auf die ich mich berufen konnte, erfolgte. Wo ich keine „Vertrauensperson“ nennen konnte, erhielt ich auch nach Nachfragen keine oder eine abschlägige Antwort. Dass das Misstrauen gegen die Interviewerin verständlich ist, musste ich bei der Einladung der „Sozialdemokratischen Widerstandskämpfer Oberösterreichs“ zu einer Weihnachtsfeier im Gespräch mit den Witwen von Widerstandskämpfern in Linz zur Kenntnis nehmen: Die Gruppe der anwesenden Roma-Frauen begründete ihre Verweigerung eines Interviews mit dem Hinweis auf ihre sehr schlechten Erfahrungen bei einem Interview, bei dem

14 Vgl. Müller Funk, Wolfgang: Der Intellektuelle als Souverän. Essays. Wien 1995.

sie sich durch den Interviewer nicht nur unverstanden, sondern auch gedemütigt gefühlt hatten.

Mein eigenes fortgeschrittenes Alter mag vielleicht für manche Zusage ausschlaggebend gewesen sein. Die Vorstellung, mit einer Frau zu reden, die einen beträchtlichen Zeitabschnitt ihres Lebens „miterlebt“ hat, der man deshalb manches nicht erklären müsse und die manches besser verstehen könne als Frauen der jüngeren Generation, mag die Zusage zu einem Gespräch erleichtert haben, eine Annahme, die sich in den Interviews häufig bestätigte.

Waren die Frauen von ihrer Bedeutung als Interviewpartnerinnen *vor* den Interviews nur sehr schwer zu überzeugen, so waren sie am Ende der Gespräche oft selbst erstaunt: „Ich hab gar nicht gewusst, dass ich eigentlich ein interessantes Leben gehabt habe!“¹⁵

15 Herta Pauser T14

Die Durchführung der Interviews

Die Interviewsituation

In den telefonischen Kontaktgesprächen zeigten sich die elf Frauen, die ich für ein Interview gewinnen konnte, sehr offen und kooperativ. Den Termin für ein Gespräch überließen sie ganz mir, mit der geplanten Dauer des Gesprächs von zwei bis höchstens drei Stunden waren sie sehr einverstanden, die Tonbandaufnahme war für sie eine Selbstverständlichkeit, mein Vorschlag des Anonymisierens löste eher Erstaunen aus, lediglich den Ort des Gesprächs bestimmten die Frauen. Zwei schlugen ein Treffen in einem kleinen Gasthaus vor, aus unterschiedlichen Gründen, wie sich herausstellte: Eine Frau hatte Bedenken, dass ich ihr Haus nicht repräsentativ genug fände, und für die andere bot die Gasthausatmosphäre die gewünschten Möglichkeiten, Fragen auszuweichen und von Themen abzulenken.

Alle anderen Frauen baten mich zu sich in ihre Wohnungen, in denen sie sich „zu Hause“, also sicher fühlen konnten. Dem traditionellen Rollenrepertoire der Gastgeberin entsprachen alle Frauen: der freundliche Empfang bei meinem pünktlichen Eintreffen, die fürsorgliche Frage über das Auffinden ihrer Wohnadresse – eine Frau wartete sogar vor dem Haus auf mich, damit ich es nicht verfehle –, die erste Konversation und die Zuweisung meines Platzes im Wohnzimmer.¹⁶ Die Frauen waren bemüht, eine Atmosphäre von Gemütlichkeit herzustellen, die für die Interviewsituation fast unentbehrlichen Requisiten, die Kaffeetassen und der selbstgebackene Kuchen, standen bereit, „gejausnet“ wurde aber meistens erst in einer Interviewpause oder nach dem Gespräch. Nur zwei Frauen verzichteten auf dieses „Kaffeeritual“, Ausnahmen, auf die in der Analyse noch näher eingegangen wird.

Eine unverbindliche Konversation über Alltagsthemen leitete zumeist über zu Erwähnungen der Familienmitglieder, und ich wurde auf Fotos des Mannes, der Kinder und der Enkelkinder aufmerksam gemacht. Es war, um mit Erving Goffman zu sprechen, „das standardisierte Ausdrucksrepertoire, das der Einzelne im Verlauf seiner Vorstellung bewusst oder unbewusst anwendet.“¹⁷

Diese ersten unverbindlichen Gespräche verringerten die auf beiden Seiten vorhandene Spannung und Nervosität. Zumeist beendete ich diese Eingangsphase mit der Bitte, mit dem Interview beginnen zu dürfen. Der Wechsel von der Rolle der

16 Ausführliche Beschreibungen der einzelnen Wohn- und Empfangssituationen sind in den Kurzbeschreibungen der Interviewsituation im Anhang nachzulesen.

17 Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München/Zürich 2008⁶, S. 23.

Gastgeberin zur Befragten fiel den meisten Frauen nicht sehr schwer, war ihnen doch die Interviewsituation, wie schon erwähnt, nicht unbekannt.

Ich verwies auf das Aufnahmegerät und vor allem auf die Möglichkeit, es auf ihren Wunsch hin abzuschalten oder Pausen einzulegen. Ich benutzte ein sehr kleines, fast unscheinbares Gerät, das auf dem Tisch lag. Die von InterviewerInnen gemachte Beobachtung, wonach sich die Interviewten sehr schnell an das Tonband gewöhnen, aber es nicht vergessen¹⁸, kann ich bestätigen. So wurde ich des Öfteren gebeten – auch mitten im Erzählfluss –, es auszuschalten und das Folgende nicht aufzunehmen. Es war meinen Gesprächspartnerinnen auch bewusst, dass ihre Erzählungen, festgehalten auf dem Tonträger, in eine wissenschaftliche Arbeit Eingang finden und damit auch öffentlich würden. Dies wurde beispielsweise deutlich, wenn einige Frauen am Beginn des Interviews Eckdaten aus ihrem Leben – sehr gut vorbereitet, bei zwei Frauen sogar schriftlich festgehalten – in bemühter „Schriftsprache“ vortrugen. Die knappen Formulierungen glichen fast tabellarischen Lebensläufen. Es bedurfte zumeist meiner ihrer Umgangssprache angepassten Aufforderung, mir doch von ihrer Kindheit und Jugend zu erzählen, dass sie sich davon lösten und sehr schnell in lebendiges Erzählen kamen.

Das Ende des Interviews, meist nach mehr als zwei Stunden, wurde stets von mir vorsichtig anvisiert, zweimal wurde eine Fortsetzung terminlich vereinbart. Die Gespräche nach dem Interview, die „Kaffeegespräche“, viel gelöster als die Eingangsgespräche, griffen wieder auf bewährte Gesprächsmuster zurück. Manchmal gerieten die Frauen noch einmal ins Erzählen oder ich wurde „ausgefragt“. War der Ehemann zu Hause (bei drei Frauen lebt er noch), so wurde er miteinbezogen, und manchmal wurde mir noch die ganze Wohnung gezeigt.

Das Verabschiedungsritual gestaltete sich herzlich, auch mit der Beteuerung, jederzeit für weitere Fragen zur Verfügung zu stehen. Ich wurde sogar einmal fürsorglich zur Autobushaltestelle begleitet oder mit Proviant bei einer längeren Heimreise versorgt. Alle wünschten mir viel Erfolg bei der Arbeit.

18 Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen. Frankfurt am Main–New York 1983, S. 54.
Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999, S. 178.

Die Interaktion zwischen der Interviewerin und den Interviewpartnerinnen

Der Einstieg in das Interviewgespräch, der Übergang von der Konversation in das „ernsthafte“ Erzählen war sowohl für mich als auch für die befragten Frauen mit einer gewissen Unsicherheit behaftet. Die Überbrückung bestand oft in dem Angebot der Befragten: „Also, ich soll Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen?!“¹⁹ Dieses Angebot, aus der Vielfalt eines Lebens, aus dem ungeordneten Reservoir vieler Erlebnisse auszuwählen und davon spontan zu berichten, war natürlich zunächst nur als höfliche Floskel zu verstehen. Es wurde zunächst dadurch eingelöst, indem meine Gesprächspartnerinnen Daten zum herkömmlichen Lebenslauf aufzählten. Angeregt durch meine Fragen, kamen die Frauen aber bald ins Erzählen – ein Erzählen, das eine Interaktion mit einer Hörerin miteinschließt, eine Interaktion, die Erving Goffmann „als [den] wechselseitige[n] Einfluß von Individuen untereinander auf ihre Handlungen während ihrer unmittelbaren physischen Anwesenheit“ definiert.²⁰

Der „wechselseitige Einfluß“ war mir als Forscherin schon vor Beginn der Interviews wohl bewusst, wie auch die Tatsache, dass eine Befragung „zu denken [ist] als ein interpersoneller Prozeß zwischen Forscher und Befragten, besser wohl: zwischen den beiden Gesprächspartnern. Inhalte und Praktiken des individuellen Erinnerns, wie sie im Gespräch zutage treten, sind zueinander in Beziehung zu setzen.“²¹ Dieses „theoretische“ Wissen war meinen Interviewpartnerinnen gewiss fremd, nicht aber das Gespür, dass es sich um einen „interpersonellen Prozess“ in den Gesprächen handeln würde. Es war für ihre Position wichtig, mich in den Vorgesprächen, auch noch unmittelbar vor dem Einschalten des Tonbandes, nach meinen „soziodemographischen“ Eigenschaften, als Frau und als Forscherin, zu befragen: Ehestand, Kinder, Alter, berufliche Tätigkeit. Eher vorsichtig sondierten

19 Katharina Dvorschak T 1

20 Goffman 2008, S. 18.

21 Löffler, Klara: Entsorgung des Gewissens? Zum interaktiven Entstehungszusammenhang des Erinnerns in lebensgeschichtlichen Befragungen. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 17. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989, Göttingen 1991 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 5), S. 263-269, hier S. 264.

Zum Verhältnis ErzählerIn – ZuhörerIn vgl: Rosenthal, Gabriele: Geschichte in der Lebensgeschichte. In: BIOS 1988, Heft 2, S. 3–16.

Lucius-Hoene, Gabriele, Arnulf Deppermann: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002. S. 33ff.

Lehmann, Albrecht: Erfahrungen als Schlüsselbegriff der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. In: Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 9–59.

manche Frauen meine weltanschauliche, politische Einstellung, falls sie nicht schon durch meine Kontaktpersonen abgeklärt war. Ich war sowohl bei diesen Fragen als auch im Laufe der Gespräche um Distanz bemüht, aber ich habe meine Einstellung auch nicht verleugnet und keine „Meinungskongruenz“²² vorgetäuscht.

Dieses „Abtasten“ war für den Verlauf des Interviews von großer Bedeutung. Unsere Positionen waren abgesteckt: Meine Position als Forscherin war klar definiert, die Rollenbeziehung als Forschungsbeziehung „ausgehandelt“, Gabriele Lucius-Hoene verwendet den Begriff der „Positionierung“, der beschreibt,

„wie sich ein Sprecher in der Interaktion mit sprachlichen Handlungen zu einer sozial bestimmbar Person macht, eben eine ‚Position‘ für sich herstellt und beansprucht und dem Interaktionspartner damit zu verstehen gibt, wie er gesehen werden möchte (Selbstpositionierung). Ebenso weist er mit seinen sprachlichen Handlungen dem Interaktionspartner eine soziale Position zu und gibt ihm damit zu verstehen, wie er ihn sieht (Fremdpositionierung).“²³

Auf die individuell verschiedenen „Selbstpositionierungen“ der elf Frauen wird bei der Analyse der Interviews noch genau eingegangen werden, meine Positionierung als Forscherin soll bereits hier näher beleuchtet werden.

Zweifelloos ist Interviewen eine manipulative Angelegenheit. Auch wenn den Frauen in den Interviews ein großer Freiraum eingeräumt war, in dem sie auswählen konnten, was und wie sie mir von ihrem Leben erzählen wollten, so bestimmte doch ich als Interviewerin wesentlich den Inhalt und den Verlauf des Gespräches. Durch meine Fragen, vor allem durch meine Nachfragen schnitt ich Bereiche an, von denen die Frauen von sich aus nicht erzählt hätten, die mir aber von meinen Zielen her wichtig waren. Ich versuchte sie zu einer Auseinandersetzung mit Themen zu „zwingen“, die in dieser Form im Alltag der Frauen vielleicht keine Relevanz hatten.²⁴

Meine Position als Forscherin trat im Laufe der Gespräche ganz offensichtlich für die Frauen sehr bald in den Hintergrund, wahrgenommen wurde ich als Frau – „Ihnen [als Frau] kann ich das ja erzählen!“²⁵ –, ein männlicher Interviewer hätte wahrscheinlich andere Geschichten in anderer Form zu hören bekommen.

22 Schmidt-Lauber 2001, S. 172.

23 Lucius-Hoene 2002, S. 61.

Vgl. dazu auch: Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. In: Zeitschrift für Volkskunde, 74. Jg, 1978, S. 198–215, hier S. 202.

24 Vgl. Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999, S. 200.

25 Gerlinde Hofer T5

„Forschungsprozesse sind also gendered und auch von daher mit bestimmten (Rollen-)Erwartungen und Zuschreibungen verknüpft. Zusammen mit anderen Kriterien wie Alter(sunterschied), sozioökonomischer Hintergrund, Weltanschauung und so weiter prägt Geschlechtszugehörigkeit soziale Interaktion und demnach auch ein Interview.“²⁶

Bei Erzählungen „von Frau zu Frau“ hatte ich das Gefühl, dass „Komplizenschaft“ von mir zwar nicht gefordert, aber doch erwartet wurde – die ich aber nicht einlösen wollte. Sehr schwierig wurde es, die Position der distanzierten Forscherin einzunehmen, wenn die Erzählungen der Frauen Betroffenheit nicht nur bei ihnen selbst, sondern auch bei mir auslösten. Trotz aller Vorbehalte gegen diesen Begriff gab es in den Interviews immer Gesprächssequenzen, die auch mich „betroffen“ machten, sei es aufgrund meiner persönlichen Erfahrungen, vertrauter Emotionen, aber auch aufgrund unterschiedlicher Meinungen. Solche Situationen hatten nicht nur Einfluss auf den Gesprächsverlauf, sondern bargen für mich auch die Gefahr der Fehl- und Überinterpretationen. Durch die Reflexion im Forschungstagebuch und in der genauen Analysearbeit konnte ich den notwendigen Abstand wieder herstellen.

Die Distanz zu wahren wurde auch durch die Tatsache erschwert, dass ich als ältere Frau einen Großteil der Lebenszeit der Frauen selbst miterlebt habe.

Die Positionierung durch meine Interviewpartnerinnen im Hinblick auf mein Lebensalter zeigte sich in den Erzählungen in der Selbstverständlichkeit, mit der Hintergrundwissen als bekannt vorausgesetzt wurde, sodass sie keiner Erklärung oder eines Kommentars bedurften. Das gemeinsame Erleben eines Zeitabschnittes, die damit postulierte Nähe verbalisierte sich auch in Feststellungen wie „Den Dr. Hofbauer haben Sie sicher gekannt!“²⁷

Obwohl jedes Interviewgespräch, in dem aus dem eigenen Leben erzählt wird, „im Spannungsverhältnis von Kontrolle und Entlastung, von Beurteiltwerden und Verstandenwerden“²⁸ steht, überwog für die Frauen in sehr vielen Interviews das Gefühl der Sicherheit, über fast alle Dinge erzählen zu können und – wenn auch gelegentlich bei abgeschaltetem Tonband – auch Emotionen zulassen zu können. Im Gegenzug konnte ich ihre bewussten Auslassungen in ihren Biographien, die Leerstellen, das Ausweichen bei manchen Fragen akzeptieren.

26 Langreiter, Nikola: Frauenkarrieren im Tiroler Hotel- und Gastgewerbe. Diss. Univ. Wien 2002, S. 50.

27 Grete Schütz T2

28 Rosenthal, Gabriele: Erzählte und erlebte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt am Main–New York 1995, S. 102.

Das mir entgegengebrachte Vertrauen bildete aber auch die Grundlage dafür, dass mir nicht nur vordergründige Informationen, sondern auch Beurteilungen, Meinungen, Wünsche und Sorgen anvertraut wurden. Ich wurde zu einer wichtigen Instanz in ihren Erzählungen, zur „Verbündeten bei den Wirklichkeitskonstruktionen“ und eingespannt „für die kommunikativen Ziele, in deren Dienst die Erzählung gerade steht.“²⁹ Allerdings brachte mich diese Konstellation in die schwierige Situation der Ambivalenz von Nähe und Distanz, ein grundsätzliches Problem, dem der Forscher, die Forscherin in jedem Interview gegenübersteht. Brigitta Schmidt-Lauber beschreibt es folgendermaßen:

„Einerseits ist die Identifikation mit dem Forschungsfeld (Teilnahme) intendiert, andererseits soll gleichzeitig Distanz (Beobachtung) zu ihm gewahrt bleiben. Das kann [...] zu durchaus widersprüchlichen Bindungen und Gefühlen sowie zu forschungsethischen Konflikten führen.“³⁰

Beim Abhören der Interviews konnte ich feststellen, dass ich das Gleichgewicht zwischen Anteilnahme, Verständnis und Distanz meistens halten konnte, aber einige Fragestellungen und Bemerkungen beweisen auch das Gegenteil.

Die gegenseitige Positionszuweisung manifestierte sich auch in den beiderseitigen Erwartungshaltungen, die Auswirkungen auf die Gestaltung der Erzählungen und Reflexionen der Frauen hatten. Für alle Frauen war es selbstverständlich, dass ich als Forscherin von ihnen bestimmte Informationen, Berichte erwartete, und sie waren gern bereit, sie mir auch zu liefern: „Was soll ich Ihnen noch erzählen?“³¹ „Geht das in Ihre Richtung?“³² So oder so ähnlich lauteten, vor allem am Beginn der Gespräche, die entgegenkommenden Nachfragen der Frauen. Allen Frauen war natürlich bewusst, dass ich sie als Ehefrau eines Widerstandskämpfers befragte, und so waren sie manchmal deutlich bemüht, Erzählungen von Widerstand in die Gespräche einfließen zu lassen – womit sie auch ihre Selbstpositionierung – als Widerständige – bestimmten.³³

Die Erwartungen meiner Gesprächspartnerinnen an mich galten vor allem der ZuhörerIn, die ihre Biographie nicht kannte und der sie eine sprachliche Neuschöpfung dessen, was sie erfahren hatten, liefern konnten. Als ZuhörerIn habe ich die

29 Lucius-Hoene 2002, S. 34.

30 Schmidt-Lauber 2001, S. 170.

31 Inge Dostal T4

32 Elisabeth Jäger T1

33 Im Kapitel „Ein Widerstandskämpfer als Ehemann“ gehe ich auf diese Thematik genauer ein.

Ereignisse, von denen die Befragten erzählten, als wahr und gegeben angenommen, wohl in dem Wissen, dass ich dadurch zur „Verbündeten der Wirklichkeitskonstruktionen“ werden konnte, eingespannt für die „kommunikativen Ziele, in deren Dienst die Erzählung gerade steht“³⁴. Nicht immer konnte ich mich dieser Rolle ganz entziehen, vor allem dann nicht, wenn die Erzählung mit affektiven Qualitäten und mit hoher Suggestivkraft vermittelt wurde. Nie hatte ich jedoch das Gefühl, als Therapeutin in ein Gespräch verwickelt zu werden, wohl aber war ich gelegentlich Adressatin von Rechtfertigungen, die ich annehmen sollte und zumeist auch konnte.

Die Interviewsituation ist keine gleichberechtigte Gesprächssituation, sondern eine Situation der Ungleichgewichtigkeit.³⁵ Die Forscherin nimmt – bei aller Zurückhaltung – die gewichtigere Position ein. Sie versucht, durch Fragen, Zwischenbemerkungen, Nachfragen das Gespräch in die für sie wichtige thematische Richtung zu lenken – dies akzeptierten auch fast alle meine Gesprächspartnerinnen.

Dass das Interview auch zu einer Auseinandersetzung – um nicht zu sagen einem Kampf – um die Dominanz der Gesprächsführung werden kann, habe ich im Interview mit Katharina Dvorschak erfahren: Mit diversen Unterlagen zur Chronologie ihres Lebenslaufes vorbereitet, erzählte sie fast ohne Unterbrechung, ließ Zwischenfragen nicht zu oder negierte sie völlig und verweigerte Antworten auf die meisten Fragen über ihr Eheleben, obwohl sie wusste, dass diese Thematik im Zentrum meiner Forschung steht. In Körperhaltung und Stimmführung zeigte sie mir deutlich, dass sie die Bestimmende sein wollte. Bei der Verabschiedung teilte sie mir fast triumphierend mit, dass sie gleich ihren Sohn in den USA anrufen

34 Lucius-Hoene 2002, S. 34.

Zur Frage der Wahrheit des Erzählten und Wirklichkeitskonstruktionen siehe auch: Lehmann 1978, S. 205, 213f.

Dausien, Bettina: Biographieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden 2004, S. 314–323, hier S. 320.

Bahrdt, Hans Paul: Identität und biographisches Bewusstsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Brednich, Rolf Wilhelm u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg im Breisgau 1982. S. 18–46, hier S. 26.

35 Hans Joachim Schröder bezeichnet das Interviewgespräch als einen „asymmetrischen Kommunikationsprozess“, und Reinhard Sieder spricht von einer „doppelten Asymmetrie“ im narrativen Interview.

Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen 1992, S. 14.

Sieder, Reinhard: Bemerkungen zur Verwendung des „Narrativinterviews“ für eine Geschichte des Alltags. In: Zeitgeschichte, 9. Jg., Heft 5, Wien 1982, S. 164-178, hier S. 168.

werde, um ihm vom Verlauf des Gesprächs zu erzählen. Wahrscheinlich habe ich in diesem Fall während des Interviews meine aufsteigende, wenn auch unterdrückte Aggression durch meine Mimik zum Ausdruck gebracht, was den Verlauf des Interviews sicher nicht positiv beeinflusst hat.

Kommunikation vollzieht sich bekanntlich nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch nonverbale Reaktionen. Nonverbale Signale sind schwer zu erfassen und nicht immer leicht zu interpretieren. Augenkontakt, Gesichtsausdruck, Körperhaltung, Bewegungen, Gesten, Berührungen, räumliches Verhalten usw. vermitteln eindringliche Botschaften, die unsere gleichzeitigen verbalen Äußerungen verstärken, abschwächen oder gar aufheben können. Die einschlägige Forschung behauptet, dass Frauen aufgrund kultureller Sozialisation stärker für Signale der nonverbalen Kommunikation empfänglich seien als Männer.³⁶ Diese Feststellungen trafen auch auf unsere Gesprächssituation zu. Bei vertraulichen Schilderungen neigten sich mir die Frauen in ihrer Sitzhaltung besonders zu, ihre Empörung drückte sich zum Beispiel im Verdrehen der Augen aus, und das energische Klopfen auf Unterlagen oder auf die Tischplatte sollte mir die Bedeutung und den Wahrheitsgehalt signalisieren. Bei manchen Erzählungen, meist bei in sich geschlossenen, bildhaften Erinnerungen, wandten sie ihre Blicke von mir ab, wenn sie mir aber etwas Wichtiges verdeutlichen wollten, wenn sie bei mir Verunsicherung verspürten, dann waren es fragende Blicke, die sie direkt an mich richteten, um zu erfahren, ob ich sie auch richtig verstanden hätte.³⁷

Es ist schwierig, als Interviewerin die eigenen nonverbalen „Rezeptions-signale“³⁸ zu beobachten, sie können nur durch das Gegenüber widergespiegelt werden. Meine zweifelnden oder zustimmenden Mienen hatten sicher Auswirkungen auf meine Gesprächspartnerinnen. Ich habe versucht, diesen Einfluss durch mehrmaliges Anhören der Tonbandaufnahmen und durch eine Reflexion im Forschungstagebuch zu minimieren, bin aber vom Erfolg meiner Bemühungen dennoch nicht ganz überzeugt.

36 Hagemann 1990, S. 40.

37 Da ich die Interviews stets sehr bald nach der Durchführung transkribierte, hatte ich Mimik und Gestik noch sehr deutlich in Erinnerung, konnte sie großteils auch notieren und in die Analyse miteinbeziehen.

38 Sauermann, Dietmar: Gedanken zur Dialogstruktur wissenschaftlicher Befragungen. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 16. bis 18. März 1982. Freiburg im Breisgau 1982, S. 145–153, hier S. 146.

Alle meine praktischen Erfahrungen in den Interviews mit den Frauen bestätigten mein theoretisches Wissen: Als Forscherin bin ich aktiv an der erhobenen Lebensgeschichte beteiligt,³⁹ die „Beziehungsebene steuert und bestimmt in der Regel die vermittelten Gesprächsinhalte“⁴⁰. Die Interaktion und die gegenwärtige Position des Erzählers/der Erzählerin, seine/ihre Perspektive auf Gegenwart und Vergangenheit bestimmt – gemeinsam mit der Forscherin – die Produktion der Lebensgeschichte.⁴¹ Diese gemeinsame Produktion bedarf von beiden Seiten großer Bemühungen, auch wenn die Definition von Martin Scharfe einfach klingen mag: „Die volkswissenschaftliche Befragung von Gewährspersonen ist nichts anderes als ein gut eingespieltes Rollenspiel mit festen gegenseitigen Erwartungen, wobei jeder Partner letztlich seine persönliche Befriedigung im Auge hat.“⁴²

Die Wahl der Interviewmethode

Die Wahl der Interviewmethode fiel fast selbstverständlich auf das qualitative Interview, als eine „besondere Form menschlicher Kommunikation. Es ist an die Bedingungen alltäglicher Gesprächsführung geknüpft, ohne deren Regeln einhalten zu können.“⁴³ Im Gegensatz zur quantitativen Befragung, die durch strukturierte Fragen und Antwortmöglichkeiten vor allem Merkmale misst und daraus spezifische Häufigkeiten möglich macht, ist die qualitative Interviewtechnik daran interessiert, Erzählungen zu generieren, die Lebenswelt- und Wirklichkeitskonstruktionen der Befragten erfahrbar zu machen, und zwar durch ihre eigene Darstellung und Deutung des Erlebten, die sich im kommunikativen Prozess mit der Interviewerin ergeben. Qualitative Interviews ermöglichen, da sie sich nicht im starren Fragen und Antworten erschöpfen, eine entspannte Erzählsituation, die besonders für meine Gesprächspartnerinnen sehr wichtig war, um von ihren Erfahrungen in ihrer gewohnten Sprechweise erzählen zu können.

Qualitative Interviews werden in verschiedenen Varianten geführt, eine einheitliche Terminologie und Begrifflichkeit fehlt jedoch, auch in der Volkskunde. Grundsätzlich unterscheiden sie sich in ihrem Offenheitsgrad, d.h. wie sehr die

39 Vgl. Dausien, Bettina: „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. Opladen 2000, S. 107.

40 Lehmann 1978, S. 200.

41 Rosenthal 1988, S. 10.

42 Zit nach Sauermann 1982, S. 149.

43 Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassen. In: Silke Götsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 165–186, hier S. 173.

Interviewerin in den Erzählfluss der befragten Person direkt eingreift, durch Fragen bzw. Nachfragen lenkt oder Gesprächsimpulse setzt. Eine Methode, die nicht nur in den Sozialwissenschaften, sondern auch in unserem Fach Anwendung findet, ist das „narrative Interview“, ein Erhebungsweg, der seit den 1970er Jahren von Fritz Schütze entwickelt wurde.⁴⁴ Für meine Gespräche mit den Frauen war diese Interviewtechnik, streng nach Buchwissen, aber nicht anwendbar. Sie verlangt eine klare Phaseneinteilung des Interviewverlaufs, geht von einer Homologie zwischen Erzähl- und Erfahrungskonstitution aus und erhebt den Anspruch, primäre Erfahrungen allein mittels Erzählungen rekonstruieren zu können – Prämissen, die in den Gesprächen mit den alten Frauen nicht zu erfüllen gewesen wären. Vor allem aber hätte die Forderung Schützes nach einer strikten Zurückhaltung des Interviewers die lebendigen Erzählungen sicher verhindert – und ich hätte ihr auch nicht entsprechen können.

Angeregt durch Arbeiten Albrecht Lehmanns, der in seinen zahlreichen lebensgeschichtlichen Interviews immer wieder verschiedene Darstellungsformen anwendet und analysiert hat, entschied ich mich bei meiner „lebensgeschichtlichen Befragung“ für eine offene Form, bei der ich meinen „Gesprächspartnerinnen“ – die Interviews nahmen sehr bald die Form des „Gesprächs“ an – die größtmögliche Freiheit überlassen konnte. Dabei war ich bemüht, die spezifischen Fragestellungen meiner Forschung im Auge zu behalten und die Bedeutung bestimmter Erfahrungen thematisch zu fokussieren. So habe ich auch einen Gesprächsleitfaden mit Frage- und Themenvorgaben ausformuliert, fast auswendig gelernt, sodass ich meine speziellen Anliegen an passenden Gesprächspassagen einbringen konnte – allerdings habe ich ihn bei vielen intensiven Gesprächen zum Teil fast wieder „vergessen“, vielleicht auch deshalb, weil ich zu sehr „bei den Frauen“ war.

Jedes Interview stellte mich vor eine neue Situation, auf die ich mich einstellen musste und in der ich den vielen Anforderungen, die der Interviewerin in der Fachliteratur⁴⁵ abverlangt werden, nicht immer entsprechen konnte. Meine Zufriedenheit über ein „gelungenes“ Interview, aber auch meine Fehler habe ich im Forschungstagebuch vermerkt.

44 Schütze, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld 1978.

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, 1983, S. 283–293.

45 Vgl. Geiger, Klaus F.: Problem des biografischen Interviews. In: Rolf Wilhelm Brednich: Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Freiburg im Breisgau 1981, S. 159-17, hier S.163.

Die Auswertung der Interviews

Für die Auswertung von Interviews stehen unterschiedliche Verfahren und Auflistungen zur Verfügung, allen gemeinsam ist die Suche nach Antworten auf die Fragestellungen, Erklärungen und Begründungen der Hypothesen bzw. deren Widerlegung. Besonders in den Sozialwissenschaften werden die einzelnen Schritte der Auswertung des Materials sehr detailliert und stringent vorgegeben.⁴⁶ In der Konzeption meiner Arbeit ließen sich solch standardisierte Vorgaben praktisch nicht anwenden, es war vielmehr notwendig, in einem induktiven Verfahren sehr offen an das Material heranzugehen, um jeweils präzisierte Fragen als Ausgangspunkt für die inhaltliche Analyse stellen zu können und ein modifiziertes Arbeitsmodell zu ermöglichen.

Grundlage für die genaue Dokumentation war mein Forschungstagebuch, das den gesamten Arbeitsprozess begleitete. Hier habe ich unter anderem alle Informationen vor und nach den Gesprächen festgehalten, die spezielle Interviewsituation beschrieben, Gespräche, die bei abgeschaltetem Tonband geführt wurden, protokolliert und persönliche Schwierigkeiten kritisch vermerkt.

Alle elf Tonbandaufnahmen wurden vollständig und wortwörtlich transkribiert. Dieser Arbeitsschritt brachte mir wichtige Erkenntnisse, die bei der Analyse berücksichtigt werden mussten. Wohl ist mir hinlänglich bekannt, dass jede Transkription nicht nur ein Festhalten, sondern zugleich ein Übersetzungs- und Interpretationsvorgang ist, dennoch wurde mir erst in der praktischen Arbeit bewusst, wie sehr die Verschriftlichung des sprachlichen Ausgangsmaterials dessen Natur verändert, wie dies Jean-Claude Kaufmann anmerkt: „Das Gesprochene ist unendlich reichhaltiger und komplexer: Sprachrhythmus, Tonfall und Schweigepausen sind Kommentare zum Text, die seinen Sinn ändern können. [...] Wenn es darum geht, dem soziologischen Gegenstand Volumen zu geben, indem man die Fragestellung nah an die Empirie entwickelt, dann scheint mir das gesprochene Wort überlegen zu sein.“⁴⁷

46 Vgl. Lucius-Hoene 2002, S. 305–329.

Dausien, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen 1996, S. 127–135.

Sieder, Reinhard: Geschichten erzählen und Wissenschaft betreiben. In: Gerhard Botz, Josef Weidenholzer (Hg.): Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Materialien zur historischen Sozialwissenschaft 2, Wien 1984. S. 203–232.

47 Kaufmann, Jean-Claude: Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. Konstanz 1999, S. 177.

Alle Frauen – auch ich – führten die Gespräche in der auch im Alltag verwendeten Umgangssprache, die in der Verschriftlichung wiedergegeben ist. Im Zuge der Transkription nahm ich eine literarische Umschrift vor, das heißt, der Höreindruck wird in leicht lesbarer Form wiedergegeben.⁴⁸ Damit wird versucht, den jeweils gesprochenen Stil zu bewahren. Die Übertragung in Schriftsprache hätte zu Bedeutungsschwund geführt.

Die Interpunktion wurde weitgehend nach grammatikalischen Regeln von mir gesetzt, es sei denn, dass der Höreindruck hervorgehoben werden sollte.

Um die Authentizität der schriftlich festgehaltenen Erzählungen nach Möglichkeit zu gewährleisten, wurden Wortabbrüche, Formulierungskorrekturen, Interjektionen, Schweigen, nicht verbale Laute, Lautstärke und Sprechrhythmus im Transkript durch Sonderzeichen kenntlich gemacht.⁴⁹

Obwohl keine der Frauen bei den Vorgesprächen Vorbehalte hatte, namentlich genannt zu werden, habe ich mich entschieden, die Namen der Frauen zu verändern. Die Interviewtranskripte habe ich nach Fertigstellung anhand der Tonaufzeichnungen überprüft.

In dem Arbeitsschritt des offenen Kodierens jedes einzelnen Interviews legte ich den Schwerpunkt auf die Details, auf die einzelnen Aspekte der Erzählungen und fasste deren Inhalt durch Zitate aus den Interviews als „Überschriften“ zusammen.

Dies ermöglichte mir den Vergleich der verschiedenen Interviews, sodass, darauf aufbauend, gemeinsame Überbegriffe, gemeinsame Themenschwerpunkte gefunden werden konnten.

Bei diesen Arbeiten bestätigten sich erste Vermutungen, grobe Anfangshypothesen, aber es taten sich vor allem neue Perspektiven und Einsichten auf. So hatte ich die Erzählungen aus der Jugendzeit der Frauen in der Interviewsituation zunächst eher nur als Möglichkeit gesehen, leichter ins Erzählen zu kommen – im Fokus meines Interesses standen ja die Ehejahre –, aber in der Auswertung brachten Details und Episoden aus dieser Zeit, vor allem wegen der Ähnlichkeiten und größtenteils Übereinstimmungen in den einzelnen Erzählungen ganz wichtige Erkenntnisse für die Analyse. Es erschloss sich ein Bild vom sozialen und politischen Umfeld der Frauen in ihrer Jugend, von der Vorbildfunktion des Vaters, vom Leben als Jugendliche

48 Vgl. Fuchs, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden 2000², S. 169–274.

49 Dieses Transkriptionssystem ist im Anhang aufgelistet. Die Transkripte liegen zur Einsichtnahme offen und können für wissenschaftliche Arbeiten verwendet werden. Im Anhang dieser Arbeit befindet sich die Erklärung der Transkriptionszeichen.

während der Kriegsjahre – all dies Voraussetzungen für eine spätere Partnerwahl mit einem Widerstandskämpfer, die ich im Vorfeld meiner Recherchen und Interviews überhaupt nicht ins Auge gefasst hatte.

Nicht erwartete und deshalb neue Fragestellungen ergaben sich bei der Auswertung der Texte, die die Ehejahre der Frauen betrafen: Etwa – übereinstimmend bei allen Gesprächspartnerinnen – die Schwierigkeit, über manche Dinge zu reden, die Leerstellen, die Verweigerungen, Rechtfertigungen oder der Zweifel, über Selbstverständlichkeiten berichten zu müssen.

Um meine Antworten und Interpretationen zu kontrollieren, war es natürlich notwendig, den Kontext zu den politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, vor allem zur Stellung der Frau in der Nachkriegszeit herzustellen und immer wieder die Befragungssituation in die Reflexion miteinzubeziehen.

Ein für mich besonders wichtiges Ergebnis der Kontextualisierungen war, dass ich Distanz gewann, dass aus meinem emphatischen ein interpretierendes Verstehen wurde.

Die Methoden der Analyse der Interviews

Autobiographische Erzählungen sind immer eine nachträgliche Rekonstruktion der ErzählerInnen und als solche zu interpretieren. Rekonstruktionen sind auch die durch die Forscherin, durch den Forscher in der Analyse erarbeiteten Interpretationen und Theorien, die wiederum in den Konstruktionen der ErzählerInnen begründet sein müssen.⁵⁰ Die Validität der Behauptungen und Ergebnisse erfordert daher auch ein methodisches Instrumentarium, Verweise auf theoretische Texte und die Herstellung von Querverbindungen zu anderen Themen.

Neben der empirischen Arbeit an den Interviewtexten bedeuteten diese Anforderungen für mich zunächst die intensive Beschäftigung mit der Fachliteratur zu unterschiedlichen Bereichen – auf die Selbstverständlichkeit der Interdisziplinarität wurde bereits im Eingangskapitel verwiesen. Sie hatte zum einen zum Ziel, meinen Wissensstand zu erweitern und den Stand neuer Forschungen vor allem auf dem Gebiet der Biographieforschung in unserem Fach und in den Sozialwissenschaften zu eruieren. Zum anderen musste ich Kenntnisse aus anderen Wissenschaftsgebieten erwerben, die für meine Forschung relevant waren, um dadurch manche

50 Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Biographien vgl. Dausien 1996.

meiner Hypothesen zu stützen, aber auch zu revidieren: So wurde beispielsweise die Annahme, dass die Selbstpositionierungen der Frauen in den Interviews, ihre Verweigerungen, über bestimmte Themen zu sprechen, oder dass die unhinterfragten Selbstverständlichkeiten im Alltagsleben nur im Kontext mit den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen der Nachkriegszeit zu sehen sind, durch die Untersuchungen von ZeithistorikerInnen, vor allem auf dem Gebiet der Frauenforschung, abgesichert.

Die Lektüre aus mir bisher nicht so vertrauten Wissenschaftsbereichen eröffnete mir des Öfteren ganz neue Perspektiven auf meine Forschungsfragen. Besonders bewusst wurde mir dies bei der Frage nach den psychischen Auswirkungen von Verfolgung und Haft in der nationalsozialistischen Zeit auf die Ehemänner – und damit verbunden auf die eheliche Partnerschaft. Ich ging zunächst von der Annahme aus, dass die Traumatisierungen in ähnlicher Weise das Leben der Männer – und auch ihrer Frauen – bestimmten, wie das für Menschen, die aus rassistischen Gründen verfolgt worden sind, belegt ist. Wissenschaftliche Untersuchungen beweisen jedoch, dass Widerstandskämpfer während und nach der Verfolgung in anderer Weise mit dem Trauma umgehen. So musste ich nicht nur in der Thematisierung der Partnerschaften eine neue Perspektive einnehmen, mit diesem Wissen konnte ich auch erst viele Bemerkungen und Aussagen der Frauen verstehen und interpretieren.

Ähnliche Revidierungen oder auch Präzisierungen meiner Hypothesen musste ich nach der Beschäftigung mit der Fachliteratur aus dem Gebiet der Erinnerungs- bzw. Gedächtnisforschung vornehmen, auf dem durch die Zusammenarbeit mit der Gehirnforschung ganz neue Erklärungen für Vergessen und Erinnern möglich sind.

Alle diese Arbeitsschritte waren eng mit der Arbeit mit dem empirischen Material verknüpft, es entwickelten sich immer wieder neue Fragestellungen und Begriffe – bis zur „theoretischen Sättigung“.⁵¹ Den „roten Faden“ bildete die Gliederung, die natürlich im Laufe der Arbeit immer wieder neue Ideen aufnahm und sich dementsprechend veränderte.

Sehr schwierig gestaltete sich bei der Analyse der Interviews die Wahl der Methoden. Die biographische Forschung hat eine Vielzahl methodischer Zugangsweisen für die Analyse lebensgeschichtlicher Erzählungen entwickelt und ihre Anwendungsmöglichkeiten kritisch hinterfragt. Schon 1992 hat Hans Joachim Schröder festgestellt – und diese Feststellung hat sicher auch heute noch Gültigkeit –, dass

51 Kaufmann 1999, S. 41f.

„ein verzweigter fächerübergreifender Forschungsbereich entstanden ist, in dem einerseits immer wieder ähnliche oder gleiche Grundfragen zur Methode und zur Beschaffenheit des Gegenstandes diskutiert werden, andererseits eine diffuse Fülle von theoretischen Ansätzen, Modellvorschlägen und praktischen Erfahrungen existiert, so daß es Mühe bereitet, angesichts der Menge teils identischer, teils differierender, teils kontroverser Antworten die Orientierung zu behalten“⁵².

Nach eingehender Beschäftigung mit den verschiedenen Methodenmodellen im Fach Volkskunde und in den Sozialwissenschaften habe ich mich für einen offenen Zugang zum methodischen Vorgehen entschlossen, zu einem Theorien- und folglich auch Methoden-Mix, da es mir nicht möglich schien, mich für ein einziges Modell zu entscheiden, mit dem sich alle meine Fragestellungen abdecken ließen. „Vorhandene (theoretische) Konzepte kombiniert anzuwenden bietet die Chance, aus der Vielfalt der Ansätze ein offenes und der Komplexität des Vorhandenen adäquates Verständnis von Kulturwissenschaft zu entwickeln.“⁵³ Die „besondere Nähe zu den Forschungsobjekten“ der methodischen Verfahren – eine grundsätzliche Forderung des Faches – stand dabei im Vordergrund.⁵⁴ Es ging mir nicht um ein deduktives Überprüfen meiner definierten Hypothesen, sondern um empirisches Gewinnen neuer Erkenntnisse über Biographien und Lebenserfahrungen der befragten Frauen.

Dafür schien mir als durchgehende Methode das häufig verwendete narrative Verfahren von Fritz Schütze⁵⁵ nicht geeignet. Seine auf der Grundlage von Erzählanalysen aufgestellten Ordnungsprinzipien der „kognitiven Figuren“,⁵⁶ die sowohl die lebensgeschichtliche Rekapitulation als auch die biographische Orientierung in der Lebensführung bestimmen, konnte ich in den Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen nicht festmachen.

Am Beginn meiner Analysearbeit habe ich versucht, mich sehr eng an dem Leitlinienkonzept von Albrecht Lehmann⁵⁷ zu orientieren, später kam ich dann da-

52 Schröder 1992, S. 11.

53 Langreiter 2002, S. 60.

54 Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Silke Götsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S.165-186, hier S.165.

55 Schütze, Fritz 1978.

56 Schütze, Fritz : Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli, Günther Robert (Hg.): Biographie und Wirklichkeit. Neue Beiträge zur Forschungsperspektive. Stuttgart 1984, S. 78–118.

57 Lehmann, Albrecht: Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 16. bis 18. März 1981, Freiburg im Breisgau 1982, S. 71–86.

von wieder ab. Albrecht Lehmann erfasst mit dieser Ordnungskategorie die subjektive und dennoch von gesamten Erfahrungen und Bewertungen nicht unabhängige Gliederung der vergangenen Lebenszeit im Erzählen.⁵⁸ Ich konnte jedoch die zugrunde liegende Abfolge mehrerer gleichartiger oder sehr ähnlicher Erfahrungen in meinen Texten nur schwer ausmachen, vielleicht auch deshalb, weil es den durchgehenden Erzählzusammenhang bei meinen Interviewpartnerinnen nicht gibt.

Die Methode, die meinem komplexen biographischen „Material“ am ehesten entsprach, war die des Vergleichs. Ich arbeitete vorwiegend deshalb damit, weil das zu untersuchende kleine Sample in Hinsicht auf Geschlecht, Alter, Schichtzugehörigkeit und kulturelle Zugehörigkeit sehr homogen war. Natürlich ist jede Biographie anders, jede einzigartig durch Erlebnisse, Erfahrungen, Reflexionen und konkrete Kontextbedingungen. Aber, wie Bettina Dausien feststellt, „in jeder Lebensgeschichte gibt es Ähnlichkeiten zu anderen Geschichten, ähnliche Probleme, soziale und kulturell geteilte Erfahrungshorizonte.“⁵⁹ Die zu vergleichenden Themenfelder habe ich durch Kodierung abgesteckt. Ausgangspunkt des Vergleichs zu den thematischen Bereichen waren ausgewählte Erzählpassagen aus den einzelnen Interviews, Gemeinsamkeiten und Unterschiede ließen sich feststellen. Dieses Vergleichen bedeutet aber auch, dass ich mich von der Analyse des Einzelfalls lösen konnte und den Weg zur „individuellen Allgemeinheit“⁶⁰, zu allgemeinen Erkenntnissen und vor allem zur Glaubwürdigkeit der Aussagen fand.

Gegenbeispiele als Korrektiv konnte ich nicht allzu oft einsetzen, zu homogen war wohl die Gruppe meiner Gesprächspartnerinnen.

Im ersten Teil meiner Arbeit stützte ich mich auf den Begriff der „Lebenskonstruktion“, wie ihn Heinz Buhde definiert hat, weil sich aus den Erzählungen der Frauen aus ihrer Jugendzeit die Annahme herauskristallisierte, dass das Zusammentreffen meiner Gesprächspartnerinnen mit ihren späteren Ehemännern nicht allein dem Zufall überlassen gewesen sein kann, sondern

„daß das Leben einer Person von einer Konstruktionsweise beherrscht ist. Was im Leben einer Person passiert, ist nicht reiner Zufall oder Ergebnis äußerer Stimulationen. Trotz der Umstände und Ereignisse, mit denen sie konfrontiert ist und die sie nicht beeinflussen kann, führt eine Person ihr Leben. Das heißt aber nicht, daß das persönliche Leben das Ergebnis der Verwirklichung sub-

58 Lehmann 1983, S. 27.

59 Dausien 2004, S. 319.

60 Ebd. S. 319.

jektiver Ziele und Zwecke sei. Wir sind im Alltag weit davon entfernt zu meinen, daß alles im persönlichen Leben subjektiver Kalkulation unterläge. Und dennoch ist die personale Eigenaktivität nach bestimmten Regeln erzeugt. Regeln allerdings, die dem einzelnen im aktuellen Handeln nicht bewußt sein müssen, ja vermutlich selten intentional präsent sind.“⁶¹

In dem Teil der Arbeit, in dem die Erzählungen der Frauen aus ihren Ehejahren im Fokus der Interpretation stehen, trat das Konzept Buhdes aber in den Hintergrund, die „Ankerpunkte“ der Erzählungen bedurften anderer Zugangsweisen, die in die Interpretation eingeflossen sind.

Eine grundsätzliche methodische Entscheidung hatte ich für die gesamte Analyse der Interviews zu treffen: Sie betraf den Kontext zwischen den Erzählungen der Frauen und den gesellschaftlichen Vorstellungen und Werthaltungen, den politischen und historischen Verhältnissen ihrer Zeit. Zwei gegensätzliche methodische Zugangsweisen boten sich an. Die Soziologin Gabriele Rosenthal fordert, dass

„das, was im Erfahrungs- und Auslegungsfeld der interessierenden Ereignisse, Verläufe oder einzelnen interessierenden Lebensbereiche zum ‚Historischen‘ gehört, *nicht vor* der Analyse zu bestimmen, sondern statt dessen durch die Rekonstruktion der thematischen Felder bei der Analyse der Quellen“

herauszuarbeiten sei.⁶² Dies gilt nicht nur für das „Historische“, sondern auch für die gesellschaftlichen und sozialen Gegebenheiten: Die Beschreibung der gesellschaftlichen Vorstellungen und Normen, die auf das Leben der Frauen großen Einfluss hatten, sollen also *nicht vor* der Analyse der Interviews erfolgen. Zuerst ist die Analyse der biographischen Erzählungen vorzunehmen, sie wird dann durch Informationen über die Gegebenheiten in dieser Zeit ergänzt und erklärt.

Anders Pierre Bourdieu. Er hält in seinem provokanten Essay „Die biographische Illusion“ den Versuch,

„ein Leben als eine einzigartige und für sich selbst ausreichende Abfolge aufeinander folgender Ereignisse zu begreifen, ohne andere Bindung als an die des Subjekts“

beinahe als absurd mit der Begründung:

61 Buhde, Heinz: Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: Martin Kohli, Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge zur Forschungsperspektive. Stuttgart 1984, S. 7-29, hier S. 11.

62 Rosenthal 1988, S. 9.

„Die biographischen Ereignisse definieren sich also als Plazierungen und Deplazierungen im sozialen Raum, also genauer, in den verschiedenen aufeinander folgenden Zuständen der Verteilungsstruktur der verschiedenen Kapitalsorten, die in dem betreffenden Feld im Spiel sind.“

Seiner Meinung nach kann man eine Laufbahn nur verstehen,

„wenn man *vorher* [Hervorhebung durch die Autorin] die aufeinander folgenden Zustände des Feldes, in dem sie sich abgespielt haben, konstruiert hat, also das Ensemble der objektiven Beziehungen, die den betreffenden Akteur [...] vereinigt haben mit der Gesamtheit der anderen Akteure, die im selben Feld engagiert sind und die demselben Möglichkeitsraum gegenüber stehen.“⁶³

Beide Vorgehensweisen sind plausibel und haben ihre Berechtigung. Es ist aber schwierig, eine klare Trennlinie zwischen den beiden Ansätzen zu ziehen, spielt sich doch das Leben von Menschen einerseits in einer historisch spezifischen sozialen Wirklichkeit ab und sind andererseits im biographischen Erzählen auch immer schon gesellschaftliche und historisch-kulturelle Erzählmuster mit eingewoben. Eine methodische Entscheidung war aber erforderlich. Ich folgte vor allem dem Konzept von Gabriele Rosenthal, ging also zuerst von Erfahrungen in den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen aus und versuchte dann – den Forderungen Bourdieus entsprechend – den Kontext zum „sozialen Raum“, dem „Ensemble der objektiven Beziehungen“ aufzuzeigen und die Erzählungen darin zu positionieren.⁶⁴ Es war zu fragen, inwieweit die Haltungen und Lebensweisen der Ehefrauen Spiegelbild der gesellschaftlichen Vorstellungen sind, und umgekehrt, in welcher Weise sich gesellschaftliche Ereignisse und spezielle Diskurse auf die einzelnen Lebenssituationen und Erfahrungen der Frauen ausgewirkt haben.

Während meiner gesamten Analysearbeit musste ich mich immer wieder an die Tatsache erinnern, dass keine Interpretation von der Subjektivität der Forscherin abgekoppelt werden kann, was mich nicht nur zur Vorsicht und Selbstreflexion zwang, sondern auch dazu, meinen eigenen Wissensstand zu überprüfen und zu erweitern.

63 Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion. In: BIOS 1990, Heft 1, S. 78–82, hier S. 80.

64 In den Teilen der Arbeit, in denen die Auswirkungen der traumatischen Erlebnisse der Männer auf das Eheleben und in jenen, in denen Erinnerungsarbeit thematisiert werden, musste ich allerdings dieses Prinzip durchbrechen; ohne erklärende theoretische Einleitung wären die Aussagen der Frauen nicht verständlich gewesen.

2. Widerstand in Österreich 1938–1945

Ein historischer Abriss

Die Aufarbeitung der Bedeutung des österreichischen Widerstands in der Zeit des Nationalsozialismus und dessen politische und gesellschaftliche Rezeption in den Nachkriegsjahren hat in mehreren Publikationen ihren Niederschlag gefunden.⁶⁵

Es kann im Rahmen dieser Arbeit nicht das gesamte Spektrum des österreichischen Widerstandes aufgezeigt werden, nicht auf die verschiedenen politischen Gruppierungen und deren Aktivitäten sowie auf das zivile Oppositionsverhalten im Einzelnen eingegangen werden. Es kann nur ein Überblick gegeben werden, bei dem der Schwerpunkt auf jene Widerstandstätigkeiten und Gruppierungen gelegt wird, in denen die elf Widerstandskämpfer, die Ehemänner meiner Gesprächspartnerinnen, aktiv waren.

Es muss aber auch auf die Reaktionen und Einstellungen der österreichischen Innenpolitik und der Gesellschaft Widerstandskämpfern gegenüber, auf die geringe Wertschätzung und Diskriminierung ihres widerständigen Verhaltens in den Jahren nach 1945 hingewiesen werden, weil sie nicht ohne Einfluss auf das Familienleben meiner Gesprächspartnerinnen geblieben sind.

Doron Rabinovici stellt in einem Essay fest, dass es den einen und einzigen Widerstand nicht gibt und nicht gegeben hat:

„So vereinzelt er meist nur auftrat, so vielfältig konnten seine Formen sein. Die Vielseitigkeit war selbst ein Merkmal und eine Stärke des Widerstands, da er eben nicht einem einzigen Befehl folgte. Als Widerstand gegen den Nationalsozialismus wurden vollkommen unterschiedliche, wenn nicht gar gegensätzliche Erscheinungen bezeichnet.“⁶⁶

Das Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, von ehemaligen

65 Eine Auswahl: Neugebauer, Wolfgang: Der österreichische Widerstand 1938 – 1945. Wien 2008.

Hanisch, Ernst: Gibt es einen spezifisch österreichischen Widerstand? In: Peter Steinbach (Hg.): Widerstand. Ein Problem zwischen Theorie und Geschichte. Köln 1987, S.163–176.

Fleck, Christian: Koralm partisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer. Wien–Köln 1986.

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Widerstand und Verfolgung in den österreichischen Bundesländern 1934–1945. Wien 1982/1991.

66 Rabinovici, Doron: Der ewige Widerstand. Über einen strittigen Begriff. Wien–Graz–Klagenfurt 2008, S. 51.

Widerstandskämpfern 1963 gegründet, folgt in der Definition des Widerstandsbegriffes der Auffassung des Linzer Zeithistorikers Karl R. Stadler, der in seinem 1966 erschienenen Werk „Österreich 1938 – 1945 im Spiegel der NS-Akten“ festhielt:

„Angesichts des totalen Gehorsamkeitsanspruches der Machthaber und der auf seine Verletzung drohenden Sanktionen muß jegliche Opposition im Dritten Reich als Widerstandshandlung gewertet werden – auch wenn es sich um einen vereinzelt Versuch handelte, anständig zu bleiben.“⁶⁷

Diese umfassende Definition ist in der Widerstandsforschung unumstritten. Unumstritten ist auch die Tatsache, dass es in Österreich keinen gemeinsamen Widerstand, keine zentral gelenkten Widerstandsgruppen, kein militärisches Widerstandsnetz wie in anderen von Hitler okkupierten Ländern gegeben hat. Zum einen liegt das an den parteipolitischen Gegensätzen in der Zwischenkriegszeit, zum andern auch daran, dass Österreich ja nicht das „Opfer“ Hitlerdeutschlands war, als das es bis in die 90er Jahre des 20. Jahrhunderts innen- und außenpolitisch proklamiert und zum Mythos hochstilisiert wurde. Der „Anschluss“ im März 1938 bedeutete nicht nur eine militärische Okkupation durch das Deutsche Reich, sondern war gleichzeitig eine Machtergreifung der österreichischen Nationalsozialisten, bejubelt von vielen Österreicherinnen und Österreichern. Während in anderen von Hitlerdeutschland besetzten Ländern Europas der Widerstand unabhängig von verschiedenen politischen Standpunkten zur Sache aller nationalen Kräfte wurde, hatte der NS-Siegestaumel in Österreich „breite, weit über die NS-Sympathisanten hinaus gehende Kreise der Bevölkerung“ erfasst.⁶⁸ Für die Mehrheit der ÖsterreicherInnen war die NS-Herrschaft nicht nur eine legale, sondern auch legitime Herrschaft. So machten Denunziation, Spitzelwesen, Verrat u. a. m. auch aus diesem Grund eine breite, gemeinsame Widerstandsbewegung unmöglich.

Dennoch wurde Widerstand geleistet – in verschiedenen zahlenmäßig und organisatorisch unterschiedlichen Gruppierungen: in den politisch linksorientierten, den katholischen, konservativen und legitimistischen, den religiös motivierten u. a. Ernst Hanisch erklärt die Isolierung der einzelnen Gruppen:

„Die für Österreich typische tiefe parteipolitische Fragmentierung reichte bis weit in den Widerstand hinein; erst zuletzt bildete sich eine lose Führung (Provisorisches Österreichisches Nationalkomitee, O5), die den Anspruch auf eine Koordination erhob.“⁶⁹

67 Stadler, Karl R.: Österreich 1938 – 1945 im Spiegel der NS-Akten. Wien 1966, S. 11.

68 Neugebauer 2008, S. 45.

69 Hanisch, Ernst: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien 1994, S. 391.

Alle AktivistInnen dieser Gruppen haben ihr Leben im Widerstand gegen die unmenschliche Diktatur eingesetzt. Im Folgenden kann hier nur auf jene Gruppen näher eingegangen werden, in denen die späteren Ehemänner meiner Gesprächspartnerinnen aktiv waren.

Wolfgang Neugebauer beschreibt in seiner umfassenden Publikation über den österreichischen Widerstand die Aktivitäten und die Bedeutung der einzelnen Gruppen: Ganz bewusst beginnt seine Untersuchung mit dem Widerstand der Kommunisten, war er doch der mit Abstand stärkste aller politischen Gruppierungen, darüber sind sich die HistorikerInnen einig.

„Keine andere Gruppierung zeigte soviel Risikofreude und Opferbereitschaft, ja sogar einen selbstmörderischen Hang. [...] Der zentralistische Aufbau der KPÖ führte zu unentwegten Versuchen, zentrale Leitungen zu errichten, die immer wieder von der Gestapo durch eingeschleuste Spitzel aufgedeckt wurden.“⁷⁰

Von der Gesamtzahl der vom Volksgerichtshof und dem Oberlandesgericht verurteilten WiderstandskämpferInnen sind fast 60 % dem kommunistischen Widerstand zuzuordnen.⁷¹ Auch viele zum Widerstand bereite ArbeiterInnen, ehemalige SozialdemokratInnen und GewerkschafterInnen arbeiteten mit Kommunisten zusammen. „Die überwältigende Mehrheit der österreichischen WiderstandskämpferInnen waren ehemalige SozialdemokratInnen, die nach 1938 in kommunistischen Organisationen tätig wurden“, stellt Wolfgang Neugebauer fest.⁷² Der Schwerpunkt des kommunistischen Widerstands lag eindeutig in Ostösterreich, in Wien, in den Industriebezirken Niederösterreichs, in der Obersteiermark und in Graz. Die meisten Ehemänner meiner Gesprächspartnerinnen waren als Kommunisten in diesen Gruppen aktiv.

Effiziente Bedeutung – militärisch und politisch – erlangten nur die slowenischen Partisanen in Kärnten, unter ihnen war auch der Ehemann einer Interviewpartnerin aktiv tätig. Nach den Maßnahmen der NS-Herrschaft, die mit einer brutalen Germanisierungspolitik, mit Vertreibung und Deportationen auf die Ausschaltung der slowenischen Volksgruppe zielte, flüchteten zunächst junge Slowenen nach Slowenien. Viele von ihnen kehrten 1941 nach Kärnten zurück und organisierten dort bewaffnete Gruppen, die zu einer großen Partisanenbewegung anwuchsen.

70 Ebd., S. 391.

71 Neugebauer 2008, S. 68.

72 Ebd., 2008, S. 67.

„Mit unglaublicher Härte prallten die Konflikte beim Partisanenkrieg aufeinander – bis heute. Der Partisanenkampf war einer der höchstorganisierten und erfolgreichsten Formen des Widerstandes. Die Partisanen bekämpften das NS-Regime dort am nachhaltigsten, wo sie mit dem nationalen Unabhängigkeitskampf verbunden waren.“⁷³

Ohne Zweifel war der Einsatz der Kärntner SlowenInnen der wichtigste und effektivste des österreichischen Widerstands und als „eigener Beitrag“ zur Befreiung Österreichs anzusehen.⁷⁴

Wohl wurden österreichische Soldaten wegen ihrer Widerstandstätigkeit verfolgt und hingerichtet, aber man kann nicht von einem organisierten militärischen Widerstand auf österreichischem Boden sprechen. Erst in der Endphase des Zweiten Weltkriegs, als die Niederlage Hitlerdeutschlands feststand, bemühten sich viele Soldaten und Offiziere der Wehrmacht, die sinnlos gewordenen Kämpfe abzukürzen und insbesondere Ortschaften und Städte kampfflos an die alliierten Streitkräfte zu übergeben.

„Dabei ging es auch vielfach um die Verhinderung der von Hitler in den Nero-Befehlen⁷⁵ angeordneten Zerstörungen von Gebäuden, Betrieben, Verkehrs- und Nachrichtenverbindungen etc. Bis in den Mai 1945 wurden diese Widerstandsaktivitäten durch Standgerichte der Wehrmacht, SS und NSDAP brutal zu unterdrücken versucht, wobei unzählige Soldaten und Offiziere, aber auch beteiligte Zivilisten in meist gar nicht mehr dokumentierten Schnellverfahren exekutiert wurden.“⁷⁶

Walter Manoschek beschreibt diesen Widerstand als zwar heldenhaft, aber marginal.⁷⁷ In einer beeindruckenden Arbeit hat er die Verfahren der Militärjustiz aufgelistet, die gegen Soldaten wegen Wehrdienstverweigerung, Fahnenflucht oder Wehrkraftzersetzung eingeleitet und mit tausenden Todesurteilen beendet wurden.⁷⁸ „Wehrunwürdige“, gerichtlich verurteilte Widerstandskämpfer wurden ab 1943 in

73 Hanisch 1994, S. 392.

74 Neugebauer 2008, S.184.

75 Befehl Adolf Hitlers am 19. März 1945 zu „Zerstörungsmaßnahmen im Reichsgebiet“. <http://de.wikipedia.org/wiki/Nerobefehl> vom 17.09.2010

76 Neugebauer, Wolfgang: Bewaffneter Widerstand – Widerstand im Militär. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 2009. Schwerpunkt: Bewaffneter Widerstand – Widerstand im Militär. Wien–Berlin 2009, S. 12–36, hier S. 29.

77 Manoschek, Walter: Verschmähte Erbschaft: Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945 bis 1955. In: Reinhard Sieder, Heinz Steinert, Emmerich Talos (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Wien 1995, S. 94–106, hier S. 96.

78 Manoschek, Walter (Hg.): Opfer der NS-Militärjustiz. Urteilspraxis, Strafvollzug, Entschädigungspolitik in Österreich. Wien 2003.

Strafeinheiten wie das Bataillon 999 gepresst. Zwei Männer meiner Interviewpartnerinnen mussten nach Gefängnisaufenthalten in solchen Strafeinheiten kämpfen, wenn sie überleben wollten.

Es muss hier auch auf die republikanischen Widerstandskämpfer im Spanischen Bürgerkrieg aufmerksam gemacht werden, die im Konzentrationslager Mauthausen jahrelang gefangen gehalten wurden.⁷⁹ Sie flohen am Ende des Spanischen Bürgerkriegs in Lager nach Frankreich und wurden nach der Besetzung Frankreichs in deutsche und österreichische Konzentrationslager deportiert.⁸⁰ In Mauthausen waren 7.200 Spanier inhaftiert⁸¹, sie bildeten dort eine Häftlingsgruppe, die sich durch besonderen Zusammenhalt, Solidarität und eine geheime Organisation auszeichnete. Nach der Befreiung blieben 30 Spanier in Österreich,⁸² vor allem in Linz und Oberösterreich, weil ihnen in Spanien als Gegner des Franco-Regimes neuerliche Gefängnishaft drohte. Einer von ihnen wurde der Ehemann einer Gesprächspartnerin.

25.000 ÖsterreicherInnen wurden als politische Regimegegner ermordet.⁸³

„Die Gesamtzahl aller aus politischen Gründen inhaftierten ÖsterreicherInnen, also sowohl präventiv Inhaftierte als auch festgenommene WiderstandskämpferInnen, dürfte – grob geschätzt aufgrund von Gestapoberichten und Gerichtsurteilen – in der Größenordnung von etwa 100.000 gelegen sein.“⁸⁴

Angesichts dieser Zahlen klingen die Feststellungen von Ernst Hanisch sehr bitter: „In keinem Augenblick konnte der Widerstand die Stabilität des Regimes tatsächlich gefährden.“⁸⁵ Auch Wolfgang Neugebauer muss feststellen:

„Gemessen an der großen Zahl der Opfer waren die praktischen Ergebnisse des Widerstandskampfes [...] eher bescheiden. Die Befreiung Österreichs von der NS-Herrschaft war nicht das Werk einer Revolution von unten oder ei-

79 Vgl. Schröck, Martina: Vom Spanischen Bürgerkrieg ins Konzentrationslager. Die republikanischen Spanier im Konzentrationslager Mauthausen. Dipl.arb. Univ. Passau 1996.

Schröck, Martina: Die republikanischen Spanier im Konzentrationslager Mauthausen. In: Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunde, Jg. 41, 1999, S. 181-215.

Selles-Ferrando, Xavier: Die Rolle der 8.000 „Rotspanier“ im Konzentrationslager Mauthausen. In: Spanisches Österreich. Wien 2004, S. 379-426.

80 Zu ihnen zählte auch Jorge Semprun, der 1943 nach Buchenwald deportiert wurde.

81 Schröck 1999, S. 183.

82 Ebd., S. 208.

83 Manoschek 1995, S. 96.

84 Neugebauer 2008, S. 236.

85 Hanisch 1994, S. 389.

nes nationalen Freiheitskampfes, sondern das ausschließliche Verdienst der alliierten Streitkräfte, von denen mehr als 30.000 im Jahr 1945 auf österreichischem Boden gefallen sind.“⁸⁶

Wenn heute noch lebende Frauen und Männer des österreichischen Widerstandes gefragt werden, wofür sie, trotz der erkannten Erfolglosigkeit, gekämpft haben, so lautet die einhellige Antwort: gegen den Faschismus, gegen das Terrorregime des Nationalsozialismus und für ein freies, unabhängiges Österreich! Wie wichtig ihnen diese Aspekte ihres Widerstandskampfes waren, ist in vielen autobiographischen Erinnerungen nachzulesen. Für diese Ziele kämpften sie noch in den Konzentrationslagern. So hatten sich im KZ Buchenwald Untergrundorganisationen gebildet, illegale Lagerkomitees, welche es sich zur Aufgabe machten, der SS so viele Opfer wie möglich zu entreißen. Obwohl politische Diskussionen in Konzentrationslagern natürlich strengstens verboten waren, kam es bald zu Gesprächen zwischen den österreichischen politischen Häftlingen, von denen Karl Flanner berichtet:

„Es war einer jener streng geheimen Diskussionsabende angesagt, welche die Geschichte Österreichs und auch die Zukunft unseres Landes zum Thema hatten. Österreich – dieses Wort durfte seit 1938 im ganzen Dritten Reich nicht ausgesprochen werden, ohne dafür in die nazistische Justizmaschinerie zu geraten. Und dann erst im KZ, wo nicht einmal der eigene Familienname genannt werden durfte, weil es nur Häftlingsnummern gab.“⁸⁷

In den letzten Kriegstagen wurde in Buchenwald ein österreichisches Komitee gegründet, in dem intensive Diskussionen über die nationale Frage und über die Gestaltung des neuen Österreich geführt wurden.⁸⁸ Dass dies nicht nur im KZ Buchenwald so war, bestätigt Wolfgang Neugebauer:

„Aus nahezu allen Häftlingsberichten geht hervor, dass sich die Österreicher auch als solche verstanden und die meisten in ihren politischen Zukunftsvorstellungen an ein eigenständiges Österreich dachten.[...] Den Gesprächen und Diskussionen über die zukünftige Gestaltung Österreichs lag ein nicht zu übersehender patriotischer-demokratischer Optimismus zugrunde.“⁸⁹

86 Neugebauer 2008, S. 237

87 Flanner, Karl: Schreib das auf! Als Zeuge der Zeit ohne Gnade. Wr. Neustadt 2001, S. 105.

88 Fein, Erich, Karl Flanner: Rot-Weiß-Rot in Buchenwald. Die österreichischen politischen Häftlinge im Konzentrationslager am Ettersberg bei Weimar. 1938 bis 1945. Wr. Neustadt 2008².

89 Neugebauer, Wolfgang 2008, S. 202.

Dass der Kampf um ein freies Österreich nicht nur Sache der politischen Widerstandskämpfer war, davon ist Karl Flanner überzeugt, wenn er schreibt:

„Sie alle, die bewusst zum Kampf um den Sturz der Hitlermacht angetreten waren, folgten hohen Idealen, ihrer politischen oder weltanschaulichen Überzeugung oder ihrem religiösen Glauben. Sie mögen voneinander abweichende Zielvorstellungen gehabt haben – in einem fand ihr Wirken und ihr Kämpfen den Gleichklang: in der Wiederaufrichtung der österreichischen Heimat. Dieser Kampf erfuhr durch die Zerschmetterung des Nazismus und die Proklamation der Unabhängigkeit im April 1945 seine volle Rechtfertigung.“⁹⁰

Diese Überzeugung und Gesinnung teilten auch die Männer meiner Gesprächspartnerinnen, die in den Konzentrationslagern im Untergrund aktiv waren – auch ihre späteren schriftlichen Erinnerungen zeugen davon. Aber dieser Kampf, den viele Männer und Frauen mit dem Leben bezahlten, fand im Nachkriegsösterreich keine Würdigung, wie es mir meine Gesprächspartnerinnen erzählten und wie es die HistorikerInnen feststellen:

„Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus hat in Österreich keinen Mythos gezeugt, nicht die Phantasie der Menschen bewegt, kaum Spuren in der politischen Kultur hinterlassen.“⁹¹ Es herrschte eine Atmosphäre, in welcher der Begriff „KZler“ nur zu oft diskriminierend gebraucht wurde. Das politisch-gesellschaftliche Leben wurde nicht von WiderstandskämpferInnen und den NS-Opfern bestimmt, sondern von den „Pflichterfüllern“ und ehemaligen Nationalsozialisten. Ernst Hanisch erklärt dies so:

„Unsere seit Jahrhunderten auskristallisierte obrigkeitsstaatlich-bürokratisch durchzogene politische Kultur hat Nonkonformismus und Dissidententum selten akzeptiert und Pflichterfüllung als oberste Staatsbürgertugend, das heißt: Untertanentugend, honoriert. Es konnten beide nicht recht haben: der Pflichterfüller in der deutschen Wehrmacht und der Waffen-,dienst-Verweigerer. Da die überwiegende Mehrheit der Österreicher ihre ‚Pflicht‘ erfüllte, setzte sie sich im öffentlichen Bewußtsein durch, und der Verweigerer blieb auch nach Kriegsende im Abseits.“⁹²

Auch wenn der österreichische Widerstand nicht sehr erfolgreich war, so hatte er doch einen wichtigen politischen Stellenwert, und zwar im Sinne der Moskauer Deklaration 1943, in der ein eigener Beitrag Österreichs zu seiner Befreiung gefordert

90 Flanner, Karl: Freiheitskampf. Widerstand im Gebiet Wiener Neustadt 1938–1945. Wr. Neustadt 2003, S.7.

91 Hanisch 1994, S. 389.

92 Hanisch 1994, S. 390.

wurde. Da konnten die österreichischen Nachkriegsregierungen – auch im Zusammenhang mit dem „Opfermythos“ – bei den Verhandlungen um die Unabhängigkeit Österreichs auf die Widerstandsaktivitäten der ÖsterreicherInnen verweisen, was nicht zuletzt zum Abschluss des Staatsvertrags 1955 führte.

Der Widerstand wurde also außenpolitisch betont, innerpolitisch geriet er hingegen zusehends ins Abseits. Er wurde angezweifelt, bagatellisiert oder geleugnet, dies vor allem seit dem Beginn des „Kalten Krieges“, der sich in Österreich in einem deutlichen Antikommunismus niederschlug. Die Kommunisten, die größte Gruppe der ehemaligen Widerstandskämpfer, wurden aus den Konzentrationsregierungen hinausgedrängt und vielfach durch ehemalige Nationalsozialisten ersetzt.⁹³

„Die Erinnerung an den Widerstand wurde von einem Gedenken an jene überschattet, die als Soldaten der Wehrmacht gefallen waren. Die Würdigung des Widerstandes wurde beinahe nur noch von der KPÖ hochgehalten, was wiederum zur Marginalisierung dieser antifaschistischen Sicht beitrug.“⁹⁴

Schon im Jahr 1948 forderte der Vizekanzler und Sozialist Adolf Schärf vom Präsidenten des KZ-Verbandes, Franz Sobek von der Österreichischen Volkspartei, und dem Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, David Brill, dass endlich Schluss sein müsse mit den Privilegien⁹⁵ der ehemals politisch Verfolgten, und er rechnete das Leid der NS-Opfer gegen jenes der aus den Kriegsgefangenenlagern heimgekehrten Soldaten auf.⁹⁶

Die Tabuisierung und vor allem die Diskriminierung hat im Leben der Widerstandskämpfer und deren Familien deutliche Spuren hinterlassen, wie noch im Abschnitt „Von den Diskriminierungen in der Nazizeit“ gezeigt werden wird.

93 Von dieser innenpolitischen Situation sind auch die ersten wichtigen Publikationen zum Widerstand in Österreich geprägt: Otto Molden exkludierte 1958 den kommunistischen Widerstand, Hermann Mitteräcker stellte ihn 1963 in den Vordergrund. Molden, Otto: Der Ruf des Gewissens. Der österreichische Freiheitskampf 1938-1945. Wien-München 1958.

Mitteräcker, Hermann: Kampf und Opfer für Österreich. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Widerstandes 1938 bis 1945. Wien 1963.

94 Rabinovici 2008, S. 54.

95 Unter „Privilegien“ ist der sogenannte Opferausweis zu verstehen, mit dem NS-Opfer einige Vergünstigungen erhielten.

96 Baier 2008, S. 108.

Elf Widerstandskämpfer – die Ehemänner meiner Interviewpartnerinnen

Über den Kampf der elf Ehemänner meiner Interviewpartnerinnen gegen das nationalsozialistische Terrorregime, über ihr Leiden in Gefängnissen und Konzentrationslagern, über ihr Leben nach 1945 wäre viel zu berichten. Einige von ihnen haben ihre Erfahrungen niedergeschrieben und veröffentlicht, in Interviews festgehalten, oft erst im Alter. In dieser Arbeit kann aber aus zwei Gründen darauf nicht näher eingegangen werden: Zum einen steht nicht *ihr* Leben, sondern das *ihrer Frauen* im Zentrum meines Forschungsinteresses. Zum anderen gilt es, die Anonymität der Frauen zu wahren – durch biographische Angaben zu den einzelnen Männern wäre dies nicht möglich, weil einige von ihnen durch ihre Schriften und Vorträge in der Öffentlichkeit bekannt sind.

Wenn der folgende Überblick über die Teilnahme der Männer in verschiedenen Widerstandsgruppen nur kurz ist, soll das nicht das vorbildhafte Leben und Handeln der Männer in irgendeiner Weise gering schätzen. Manche Einzelheiten aus ihrem Leben werden durch die Erzählungen der Frauen in die Arbeit einfließen und auf diese Weise ein anschauliches Bild ihrer Aktivitäten und Leiden als Widerstandskämpfer ermöglichen.

Acht der elf Männer gehörten kommunistischen Widerstandsgruppen an, sie wurden verraten, von der Gestapo gefangen genommen und gefoltert. Sechs wurden wegen Hochverrats in verschiedenen Konzentrationslagern (Dachau, Buchenwald, Mauthausen) bis zu ihrer Befreiung 1945 gemartert, zwei wurden nach längeren Gefängnisaufenthalten als „Wehrdienstunwürdige“ in die berüchtigten, weil an vorderster Front kämpfenden Strafeinheiten gepresst.

Ein Slowene kämpfte als junger Bursch in Kärnten nach der Vertreibung seiner Familie von Haus und Hof bei den Partisanen und wurde unmittelbar nach Kriegsende für kurze Zeit inhaftiert.

Sechs Jahre überlebte ein republikanischer Spanier das KZ Mauthausen.

Ein schon in seiner frühen Jugend überzeugter Sozialist wurde von der Gestapo wegen widerständigen Verhaltens gefangen genommen und nach Einstellung des Verfahrens in die Wehrmacht eingereiht. Gegen Kriegsende schloss er sich einer Widerstandsgruppe im Militär an, die im Raum Niederösterreich gegen die Waffen-SS kämpfte und die von Hitler angeordnete Zerstörung von Gebäuden, Betrieben, Verkehrs- und Nachrichtenverbindungen verhinderte. Als Angehöriger der deutschen Wehrmacht wurde er von den Sowjets zunächst inhaftiert, bis er seine Tätigkeit als Widerstandskämpfer beweisen konnte.

II. Die Erzählungen

Elf Frauen erzählen

Ein biographischer Abriss

In den Gesprächen mit den Frauen habe ich keinen Wert auf die Darstellung eines chronologisch abfolgenden Lebenslaufs gelegt. Aus den ausführlichen Erzählungen zu verschiedenen Lebensbereichen konnte ich jedoch die Biographien der Frauen im Überblick rekonstruieren, in denen es natürlich auch Leerstellen gibt. Diese Kurzbiographien am Beginn der Arbeit sollen erste Einblicke in das Leben der Frauen geben. Sie sollen auch helfen, die ausgewählten Erzählausschnitte und Zitate zu verschiedenen Themen zu verstehen, sodass der biographische Kontext nicht immer explizit erklärt werden muss.

Die folgenden Angaben zu den Biographien der Frauen sind nach ihrem Alter gereiht.

Brigitte Fuchs

wurde im Jahre 1919 in einer einfachen Arbeiterfamilie in Wr. Neustadt geboren. In der Zeit des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus schloss sie Freundschaften mit jungen Widerstandskämpfern, die der Kommunistischen Partei nahestanden. Ihren späteren Ehemann kannte sie schon seit ihrer Kindheit, als Heranwachsende half sie ihm auch gelegentlich bei seinen Widerstandsaktivitäten. Er wurde verraten und war bis Ende des Krieges in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald gefangen. Brigitte Fuchs verdiente in den Kriegsjahren ihren Unterhalt als Finanzbeamtin. Unmittelbar nach dem Krieg traf sie auch ihren zukünftigen Ehemann, der das Konzentrationslager überlebt hatte, wieder und heiratete ihn 1946. Als ihre Tochter zur Welt kam, gab Brigitte Fuchs ihren Arbeitsplatz auf. Ihr Mann war in verschiedenen Funktionen bei der Kommunistischen Partei beschäftigt. Ab 1962 arbeitete Brigitte Fuchs 15 Jahre lang halbtags als Verkäuferin. Seit der Heirat ihrer Tochter unterstützt sie intensiv ihren Mann bei seiner parteipolitischen und kulturellen Arbeit.

Katharina Dvorschak,

geboren 1920 in Wien, verbrachte ihre Kindheit und Jugend unter schwierigen familiären Verhältnissen in Niederösterreich. In der Zeit des Nationalsozialismus erhielt sie eine Ausbildung als Rot-Kreuz-Helferin. Nach Schwierigkeiten in ihrer Dienststelle wechselte sie ihren Wohnort und heiratete einen deutschen Fluglehrer, der bald darauf bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam. Knapp vor Kriegsende wurde Katharina Dvorschak wegen Kontaktaufnahme zu Fremdarbeitern angeklagt, in dem Prozess aber freigesprochen.⁹⁷ Nach Kriegsende erhielt Katharina Dvorschak eine Anstellung als Schreibkraft bei der Wiener Polizei. Ihrem Mann, der vier Jahre lang im Konzentrationslager Mauthausen gefangen war, begegnete sie 1948, zwei Jahre später heirateten sie. Auch nach ihrer Heirat und der Geburt des ersten Sohnes war Katharina Dvorschak berufstätig, erst nach der Geburt des zweiten Sohnes gab sie ihren Arbeitsplatz auf. Seit einigen Jahren lebt das Ehepaar in einem Pensionistenheim in Wien.

Helga Postl,

geboren 1922, wuchs in einer sehr einfachen Arbeiterfamilie auf. Ihr Vater, Kommunist und Widerstandskämpfer, wurde 1941 festgenommen und starb nach vierjähriger Haft 1945 im Gefängnis. Helga Postl lernte ihren späteren Ehemann bereits 1942 kennen. Er wurde wegen seiner politischen Widerstandstätigkeit verhaftet und nach Gefängnisaufenthalt in einem Strafbataillon an die Front geschickt. Für Helga Postl waren die Kriegsjahre eine Zeit der ständigen Angst und des Schreckens. Die Bombardierung Wr. Neustadts und der Einmarsch der sowjetischen Soldaten sind für sie prägende Erinnerungen. 1946 heiratete sie ihren Mann, der aus der französischen Gefangenschaft zurückgekommen war, noch im selben Jahr kam ihre Tochter zur Welt, einige Jahre später ihr Sohn. All die Jahre war sie als Putzfrau in privaten Haushalten tätig. Unter vielen Mühen erbaute das Ehepaar ein Haus, das Helga Postl seit dem Tod ihres Mannes allein bewohnt. Zu ihren Kindern hat sie engen Kontakt.

Gerlinde Hofer,

geboren 1924, aufgewachsen in einer kommunistischen Familie in Niederösterreich, erlebte in ihrer Kindheit und Jugend Arbeitslosigkeit und politische Diskriminierungen. Ihr Vater, ein überzeugter Kommunist und Antifaschist, starb 1940. Während des Krieges erhielt sie einen Posten als Bürogehilfin in einem Rüstungsbetrieb.

97 Die Anklagepunkte sind nach den im Interview vorgelesenen Unterlagen nicht sehr verständlich.

Unmittelbar nach Kriegsende war sie als Gemeindesekretärin in einer niederösterreichischen Gemeinde tätig. Sie wurde Mitglied der Kommunistischen Partei, lernte dort ihren Mann, einen Funktionär der KPÖ, kennen und heiratete ihn 1946. Nach der Geburt ihrer Tochter war Gerlinde Hofer einige Zeit nicht berufstätig, arbeitete dann aber bis zu ihrer Pensionierung in verschiedenen Betrieben. Nach dem Tod ihres Mannes unternahm Gerlinde Hofer zunächst große Reisen. In den letzten Jahren leidet sie aber zunehmend unter Beschwerden des Hüftapparats, sodass sie trotz einiger Operationen in ihrer Bewegung sehr eingeschränkt ist.

Christa Weiß

wurde 1927 in einem Dorf in der Nähe von Wr. Neustadt geboren. Aufgewachsen in einer armen, sozialdemokratischen Familie, wurde sie schon als Mädchen und Heranwachsende politisch geprägt, ein Bruder wurde als Widerstandskämpfer im KZ Dachau 1943 ermordet. Christa Weiß erlernte den Beruf einer Frisörin, übte ihn aber nur kurze Zeit aus. Nachdem sie unmittelbar nach Kriegsende eine kommunistische Jugendgruppe in ihrer Heimatgemeinde aufgebaut hatte, wurde sie als Angestellte der Kommunistischen Partei mit verschiedenen Aufgaben betraut. Bei einer Parteischulung lernte sie ihren späteren Mann kennen, den sie 1952 heiratete, die Ehe blieb kinderlos. Christa Weiß machte durch ihr Engagement Karriere in der Parteileitung, soweit dies für eine Frau möglich war. Nachdem ihr Mann ein Jahr lang die Parteihochschule in Moskau besucht hatte – Christa Weiß war zu dieser Zeit schwanger, verlor aber nach einem Sturz mit dem Fahrrad ihr Kind –, machte auch sie ein Jahr lang diese Ausbildung in Moskau. Die politischen Ereignisse 1968 und die unmittelbare Zeit danach bedeutete für das Ehepaar Weiß, wie für viele andere Mitglieder der Kommunistischen Partei, eine einschneidende Wende in ihrem Leben. Wegen ihrer Kritik an der Parteiführung wurde Christa Weiß aus der Partei ausgeschlossen, was das endgültige Ende ihrer Berufstätigkeit bedeutete. Nach Herzinfarkt und einem Schlaganfall ihres Mannes widmete sich Christa Weiß völlig seiner Pflege bis zu seinem Tod 1999. Seither lebt sie eher zurückgezogen.

Inge Dostal,

geboren 1928, musste seit ihrer Kindheit als Magd bei Bauern in einem niederösterreichischen Dorf schwer arbeiten, auch während der Zeit des Nationalsozialismus. Der Einmarsch der sowjetischen Soldaten ist für sie bis heute mit einem traumatischen Erlebnis verbunden. Die Heimkehr ihres älteren Bruders aus dem Krieg verschlechterte ihre Lebenssituation, weil sie auf seinem Hof unentgeltlich schwer arbeiten und nach seiner Heirat das Haus verlassen musste. Nach einer kurzen unglücklichen Ehe kam sie mit ihrem kleinen Sohn bei einem Bauern unter. Mit ihrem

zweiten Mann, der als Widerstandskämpfer Jahre im Gefängnis verbracht hatte und dann in ein Strafbataillon versetzt wurde, lebte sie einige Zeit in einem kleinen Dorf. Dann erhielt die Familie eine Gemeindewohnung in einer niederösterreichischen Industriestadt, in der Inge Dostal heute noch wohnt. Ihr Mann war Arbeiter, zum finanziellen Erhalt der Familie – noch zwei Söhne wurden geboren – musste Inge Dostal als Hilfsarbeiterin und Raumpflegerin beitragen. Erst in der Pension konnte sich das Ehepaar bescheidene Wünsche erfüllen. Der Mann konnte bis zu seinem Tod seiner Liebe zu den Bergen nachgehen, und Inge Dostal machte mit dem Pensionistenverband kleine Urlaubsreisen, ein Luxus, den sie sich auch nach dem Tod ihres Mannes 1998 heute noch vergönnt. Ihr Lebensinhalt sind ihre Söhne und ihre sieben Enkelkinder.

Elisabeth Jäger,

geboren 1928, erlebte die Zeit des Nationalsozialismus als Heranwachsende in Linz. Ihr Vater war Pfleger im Psychiatrischen Wagner Jauregg-Krankenhaus, dessen PatientInnen in die Vernichtungsanstalt Hartheim gebracht wurden. Noch während des Krieges arbeitete sie nach der Pflichtschule als Dienstmädchen in einer Familie, deren Mitglieder Gegner des nationalsozialistischen Regimes waren. Krieg bedeutet für Elisabeth Jäger: Tod des Bruders bei Stalingrad, Flucht vor den Tieffliegern und den Bomben. Nach dem Tod ihrer Mutter 1946 führte sie dem Vater für kurze Zeit den Haushalt, dann arbeitete sie am Fließband einer Zündholzfabrik. Nach einer kurzen unglücklichen Ehe, in der auch ihr Sohn geboren wurde, heiratete sie einen in Linz lebenden Spanier, der wegen seiner Teilnahme am Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Republikaner gemeinsam mit anderen Spaniern vier Jahre lang im Konzentrationslager Mauthausen gefangen war. Von 1949 an bis zum Rentenalter arbeitete Elisabeth Jäger als Putzfrau: Ihren Lohn stellte sie für die Errichtung eines Hauses, das zum Großteil in Eigenregie gebaut wurde, zur Verfügung. Ihr Sohn aus erster Ehe musste in einem Internat aufwachsen. Gemeinsam mit ihrem Mann besuchte Elisabeth Jäger sehr oft dessen Verwandte in Spanien, mit denen sie auch nach dem Tod des Ehemannes in Kontakt steht.

Martha Feiler,

1928 in Niederösterreich geboren, erlebte als Halbjüdin in der Zeit des Nationalsozialismus eigene Diskriminierung und vor allem die Verfolgung ihrer Großeltern. Zu Kriegsende lebte sie in St. Pölten, wo sie auch einen Arbeitsplatz gefunden hatte. 1946 lernte sie ihren Mann, der die Jahre im Konzentrationslager Buchenwald überlebt hatte, bei einer Veranstaltung der Kommunistischen Partei kennen, die Heirat erfolgte 1948. Zwei Jahre nach der Geburt der Tochter übersiedelte die

Familie nach Wien, wo Martha Feiler eine Halbtagsbeschäftigung fand. Sie unterstützte intensiv die Arbeit ihres Mannes im KZ-Verband und ist dort auch nach dessen Tod weiterhin aktiv.⁹⁸

Herta Pauser,

geboren 1929, verbrachte ihre Kindheit und Jugend in Wien. Prägend für ihre frühe antifaschistische Einstellung waren ihre Mutter, eine Sozialdemokratin, die jüdischen Verwandten und vor allem ein gleichaltriges halbjüdisches Mädchen und dessen Mutter. Aus Angst vor Bombardierungen und wegen der Angst vor den Sowjetsoldaten verbrachte Herta Pauser die letzten Kriegsmonate mit ihren Bekannten in einem Versteck am Stadtrand. Das Kriegsende bedeutete für sie die Möglichkeit, endlich die ersehnte Ausbildung am Konservatorium als Klavierlehrerin beginnen zu können. Ihren Mann, der im Militär Widerstand geleistet hatte, lernte sie 1948 in einer sozialistischen Jugendorganisation kennen. Obwohl Herta Pauser ihre Ausbildung zur Pianistin mit der Staatsprüfung beendete, gab sie diese Tätigkeit bald auf und machte eine Ausbildung zur Sozialarbeiterin. Sie betreute bis zu ihrer Pensionierung in der Unfallversicherung versehrte Menschen und, nach einer Ausbildung zur Sprachheiltherapeutin, Hirnverletzte. Auch nach der Geburt ihrer Tochter blieb sie ohne Unterbrechung berufstätig. Nach anfänglich sehr beengten Wohnverhältnissen und geringem Einkommen verbesserte sich die Lage der Familie erst im Laufe der 80er Jahre. Jetzt wohnt Herta Pauser mit ihrem Mann in einem Einfamilienhaus in Wien.

Grete Schütz,

1930 in Wien geboren, als Halbjüdin in der Schule diskriminiert, arbeitete all die Kriegsjahre illegal in einem Geschäft. Als ihr Vater unmittelbar nach Kriegsende sie und ihre beiden aus dem Krieg desertierten Brüder verließ, führte sie als Fünfzehnjährige den Haushalt. Sie bekam 1946 eine Anstellung bei der Jugendorganisation der Kommunistischen Partei, wo sie ihren Mann, der wegen Widerstandsaktivitäten einige Jahre gefangen gewesen war, kennen lernte. Sie heiratete ihn 1948. Auch nach der Geburt ihres Sohnes, bald nach der Heirat, war sie berufstätig und arbeitete als Büroangestellte im Allgemeinen Krankenhaus Wien bis zu ihrer Pensionierung. Das Ehepaar erhielt eine Gemeindewohnung, in der Grete Schütz heute noch wohnt. Ihr Mann starb bald nach seinem Ausschluss aus der Kommunistischen

98 Martha Feiler wollte nicht über ihre Jugend erzählen, weil sie darüber bereits in einem Interview mit der Leiterin des „Instituts für jüdische Geschichte Österreichs“ ausführlich berichtet hat. Die Tonqualität dieser Aufnahmen ist aber so schlecht, dass ich daraus keine Informationen entnehmen konnte.

Partei. Der Sohn und die fünf Enkelkinder sind für Grete Schütz der Mittelpunkt ihres Lebens.

Maria Hahn,

geboren 1930 in Kärnten, verbrachte ihre harte, arbeitsreiche Kindheit gemeinsam mit den slowenischen Eltern und jüngeren Geschwistern auf dem kleinen Bauernhof der Großeltern. Als Slowenen wurden die Großeltern 1939 von ihrem Hof vertrieben und nach Deutschland deportiert. Der Vater flüchtete zu den Partisanen, und die Mutter musste das Heimatgebiet verlassen. Als Tochter eines bekannten und gesuchten slowenischen Partisanen musste Maria Hahn bei verschiedenen entfernten Verwandten und wohlwollenden Leuten Unterschlupf suchen. Polizeiverhöre, Diskriminierungen und sogar die Ausschulung erschwerten ihre Jugendjahre. 1945 kehrte der Vater nicht mehr zu seiner Familie zurück, sorgte aber für seine beiden Töchter, indem er sie nach Jugoslawien in ein Gymnasium mit Internat schickte, wo Maria Hahn die Matura machte, die aber nach ihrer Rückkehr in Österreich nicht anerkannt wurde. In den Jahren nach dem Krieg, als Slowenin und Tochter eines Partisanen diskriminiert, konnte sie keine Anstellung in der Umgebung ihrer Heimatgemeinde finden. Sie lernte ihren Mann, einen slowenischen Partisanen, in einem slowenischen Kulturverein kennen und heiratete 1957. Maria Hahn verzichtete auf eine berufliche Tätigkeit und widmete ihr Leben ihrem Mann und ihren drei Töchtern. Wegen andauernder Diskriminierungen übersiedelte die Familie in eine kleine Ortschaft im nichtslowenischen Gebiet und erbaute dort ein großes Haus, in dem Maria Hahn heute noch mit ihrem Ehemann lebt.

1. Erzählen von den Jahren vor der Ehe

Erzählen von der Jugend

Das Leben meiner Gesprächspartnerinnen mit ihren Ehemännern steht im Zentrum dieser Arbeit. Zuvor ist es aber unbedingt erforderlich, die Lebensjahre der Frauen vor ihrer Verheiratung näher zu beleuchten.

Die Notwendigkeit, auf diesen Lebensabschnitt der Frauen näher einzugehen, baut auf mehreren Überlegungen auf: zum einen auf der Annahme, dass, wie Lothar Steinbach ausführt, „jede Verhaltensorientierung eines Menschen ihre spezifische Vorgeschichte [hat], auf wertbesetzten Vorentscheidungen [beruht]“⁹⁹. Zum andern ist es die Feststellung Heinz Budes, dass die „Eigenaktivitäten“ eines Menschen nach Regeln ablaufen, die nicht bewusst sein müssen, deren Wirkungsbereich sich aber auf das gesamte „Lebensgeschehen“ erstreckt, und dass eine gewisse Logik der „verborgenen Lebenskonstruktion“ erkennbar ist.¹⁰⁰ Ein Grund, sich mit der Jugendzeit der Frauen zu beschäftigen, sind auch die Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie, dass Erlebnisse in der Kindheit und vor allem in der Adoleszenz für den weiteren Lebenslauf eines Menschen prägend sind. Nicht zuletzt sind manche Erfahrungen, von denen die Frauen aus ihrem Eheleben mit einem Widerstandskämpfer erzählen, ohne Kenntnis ihrer Jugendzeit nicht immer verständlich.

Die Analyse der Jugendjahre meiner Gesprächspartnerinnen legt die Schwerpunkte weniger auf biographische Angaben, sondern befasst sich mit zwei wichtigen Themen: Zunächst wird untersucht, ob sich aus der Analyse ihres sozialen Umfeldes und ihrer politischen Prägung Gemeinsamkeiten feststellen lassen. Die Frauen haben ihre Jugend in der Zeit des Nationalsozialismus gelebt. Davon ausgehend ist zu fragen, ob und in welcher Weise sich ihr Leben, ihr Verhalten von dem allgemein tradierten Bild junger Frauen in dieser Zeit unterscheidet. Dieser Vergleich ist deshalb möglich, weil die Darstellungen der Lebensverhältnisse von Frauen in der Zeit des Nationalsozialismus und in den Nachkriegsjahren seit Längerem Gegen-

99 Steinbach 1980, S. 298.

100 Bude 1998, S. 11.

stand wissenschaftlicher Untersuchungen – vor allem von Historikerinnen – sind,¹⁰¹ und weil zahlreiche autobiographische Erzählungen von Frauen und Biographien über Frauen, Projekte und Dokumentationen der Oral History Grundlagen für eine fundierte Auseinandersetzung bieten.¹⁰²

Der zweite Themenkreis beschäftigt sich mit den Lebensumständen am Ende des Krieges und in der unmittelbaren Nachkriegszeit.

Das Jahr 1945 wird gemeinhin als ein historischer Wendepunkt tradiert, als ein politischer und gesellschaftlicher Neuanfang. Den Frauen wurden in dieser „Umbruchszeit“ besondere Aufgaben, aber auch besondere Möglichkeiten zugeschrieben.¹⁰³ Für viele Frauen bedeutete das Kriegsende einen wesentlichen Bruch in ihrem Leben, für manche auch einen Neuanfang.¹⁰⁴ An dieser zeitlichen Schnittstelle ist zu fragen, welche Bedeutung das Kriegsende für meine Gesprächspartnerinnen hatte, vor allem aber danach, welche Bedeutung die Frauen im Erzählen diesem Zeitabschnitt zuschreiben.

Eng verbunden mit diesen Überlegungen ist die Frage, die zum Kernthema meiner Untersuchung heranzuführt, die Frage nämlich, ob und inwieweit die Sozialisation und die besonderen Konstellationen der vorhergegangenen Lebensjahre Bedeutung und Einfluss auf die ersten Begegnungen der Frauen mit ihren späteren Ehemännern hatten.

101 Die Literatur zu diesem Thema ist sehr umfangreich. Im Folgenden seien nur einige Erscheinungen der letzten Jahre angeführt.

Bauer, Ingrid: Eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierung des Nationalsozialismus. In: Emmerich Talos u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2000. S. 409–443.

Gehmacher, Johanna, Gabriele Hauch (Hg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck 2007.

Hauch, Gabriella: Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus – eine Einleitung. In: Gabriella Hauch (Hg.): Frauenleben in Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus. Linz 2006, S. 11–27.

Klaus, Martin: Mädchen im 3. Reich. Der Bund deutscher Mädel. Köln 1998.

Reese, Dagmar, Carola Sachse: Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Eine Bilanz. In: Lerke Gravenhorst, Tamara Tatschmurat (Hg.): Töchterfragen: NS-Frauengeschichte. Freiburg im Breisgau 1990, S. 73–106.

102 Verwiesen sei hier auf die Veröffentlichungen des Vereins „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen in Wien“ am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien.

103 Thurner, Erika: Die stabile Innenseite der Politik. Geschlechterbeziehungen und Rollenverhalten. In: Thomas Albrich u.a. (Hg.): Österreich in den Fünfzigern. Innsbruck–Wien, 1995. S. 53–66, hier S. 53.

104 Bandhauer-Schöffmann, Irene: Weibliche Wiederaufbauszenarien. In: Wolfgang Kos, Georg Rigele (Hg.): Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Wien 1996, S. 201–231, hier S. 207f.

*„Wir haben schon als Kinder gwisst,
was gut und was schlecht ist!“*

Von der Herkunft, dem sozialen Umfeld und der politischen Prägung der Frauen

Vergleicht man die Erzählungen der Frauen aus ihrer Kindheit und Jugend, so werden bei einer ersten Analyse Parallelen in den Biographien sehr deutlich: Alle Frauen kommen aus sehr einfachen, ärmlichen Verhältnissen. In Kindheit und Jugend haben sie Fabriksarbeit, niedrigste Lohnarbeit der Eltern kennen gelernt oder, wie Inge Dostal und Maria Hahn, schon sehr früh schwere Arbeit in der Landwirtschaft verrichten müssen. „Deshalb sind meine Hände heute total kaputt“, ¹⁰⁵ schließt Maria Hahn ihre Erzählung aus dieser Zeit und weist auf ihre abgearbeiteten Hände.

Die Frauen wissen, was die Arbeitslosigkeit der Väter in der Zeit des Austrofaschismus bedeutete: „Mein Vater hat keine Arbeit kriegt, er war sieben Jahr arbeitslos, meine Mutter hat dann immer irgendwo gearbeitet“, ¹⁰⁶ erzählt Christa Weiß. Der arbeitslose Vater von Gerlinde Hofer hat einen Gemüsegarten angelegt und Hasen und Hühner gezüchtet, „damit wir nicht Hunger leiden müssen“ ¹⁰⁷. Herta Pausers Mutter hat „einen Hausbesorgerposten bekommen, was ein Glück war, weil wir haben keine Miete bezahlt. Und so haben wir uns so schlecht und recht durchgwurstelt.“ ¹⁰⁸

Wie bei den meisten Arbeiterfamilien dieser Zeit waren die Wohnungen sehr klein und beengt. Brigitte Fuchs erinnert sich:

„Wir haben ja nur Zimmer und Kuchl ghabt und da haben fünf Leute geschlafen, ich hab sehr lang im Gitterbett schlafen müssen –, gessen und Aufgabe gmacht haben wir in der Kuchl und gspielt haben wir bei schlechtem Wetter auf dem Gang. Aber es hat schon Kinder gebn, wo der Vater auf der Krankenkassa war, und da hab ich mir denkt: Jö, die habens schön, die haben Zimmer, Kuchl, Kabinett.“ ¹⁰⁹

Die schulische Laufbahn erstreckte sich bei fast allen Frauen nur auf die Pflichtschuljahre, manche haben die Schule schon vorzeitig abgebrochen, weil sie arbeiten mussten, um Geld zu verdienen, wie Elisabeth Jäger oder Inge Dostal, oder weil sie aus politischen Gründen „ausgeschult“ wurden, wie Maria Hahn, Grete Schütz oder Martha Feiler.

105 Maria Hahn T2

106 Christa Weiß T1

107 Gerlinde Hofer T3

108 Herta Pauser T1

109 Brigitte Fuchs

Einen „schönen“ Beruf hätten alle gern erlernt, aber es blieb zumeist beim Wunsch. Inge Dostal wäre gern Hutmacherin in der Stadt geworden, „aber ich hab mich wegen dem Krieg und den Bomben in der Stadt nicht traut [lacht verlegen].“¹¹⁰ Helga Postl und Brigitte Fuchs konnten das Geld für eine Lehrstelle, das damals zu bezahlen war, nicht aufbringen. Nur Christa Weiß erlernte den Beruf einer Frisörin, die anderen mussten Arbeitsplätze in Fabriken, in der Landwirtschaft oder als Dienstmädchen in Haushalten annehmen.

In diesem sozialen Umfeld spielte die politische Gesinnung der Familienmitglieder eine entscheidende Rolle. Prägend für die jungen Frauen waren die sozialistischen und marxistischen Ideologien, das dominierende Weltbild ihrer Eltern und Freunde. Weil diese meist Mitglieder der in der Zeit des Austrofaschismus verbotenen Sozialdemokratischen oder Kommunistischen Partei waren, wurden Väter und ältere Brüder arbeitslos, wegen Widerstandstätigkeit verhaftet und mit Beginn des Nazi-Regimes eingesperrt und verfolgt. Die Frauen erlebten in dieser Zeit hautnah, was es bedeutet, „im aufrechten Gang“,¹¹¹ wie es Brigitte Fuchs formuliert, zu einer Gesinnung zu stehen, und auch, dass dieser aufrechte Gang gefährlich war und gebrochen werden konnte.

Der Bruder von Christa Weiß,

„der Hansi, ist in der Systemzeit¹¹² zum ersten Mal verhaftet worden, und dadurch haben wir schon als Kinder gewusst, was gut und schlecht ist, nicht so politisch –, aber der Hansi war unser Bruder und ein guter Mensch, warum ist der ins Gefängnis kommen?“¹¹³

Auch der Bruder von Brigitte Fuchs wurde verhaftet:

„Ich bin mit der Mama in der Kuchl gestanden und wir haben Gschirr abgewaschen, da klopft es und es ist die Geheimpolizei: ‚Ihr Sohn ist eingesperrt worden (sic).‘ Also da waren wir schon weg. Ich hab mir denkt: Des derf doch nicht wahr sein! . Da muss man doch was dagegen tun!“¹¹⁴

Der Vater von Helga Postl ist nach vierjähriger Haft im Gefängnis gestorben, der Vater von Maria Hahn konnte mit Glück und List den Gestapoleuten vor der Verhaftung entkommen und kämpfte bis zum Kriegsende als slowenischer Partisan.

110 Inge Dostal T5

111 Brigitte Fuchs T7

112 Der Propagandaausdruck wurde in Deutschland schon seit 1933 von völkischen Kreisen für die Diffamierung der Weimarer Republik verwendet. In Österreich bezeichneten die Nazis die Zeit des Austrofaschismus (1934–1938) mit diesem Begriff.

113 Christa Weiß T1

114 Brigitte Fuchs T16

Auch Elisabeth Jäger, deren Vater sich als Krankenhausangestellter dem NS-Regime anpasste, weiß von widerständigem Handeln, obwohl sie damals noch ein sehr junges Mädchen war:

„Mein Vater, der hat immer schwarz ghört, *oh, das war gfährlich, mei Lieba!* Mir haben müssen ins Bett gehen und dann hat er ghorcht, an Hornyphon hat er ghabt und da is er zuwigangen, ganz nah [sie legt die Hand ans Ohr], was glaubst, wie gfährlich das war, da hats eh welche geben – . was glaubst!“¹¹⁵

Herta Pauser war noch ein Kind, aber sie weiß noch genau, dass ihre Tante, die mit einem Juden verheiratet war, laut gerufen hat: „Den Goldstein“, so hat er gheißen, „den Goldstein lass ich net im Stich, da kann sich der Hitler auf den Kopf stellen!“ Und die ganze Familie hat ihr gholfen und ihm ist die ganze Nazizeit *nichts* passiert.“¹¹⁶

Wenn die Frauen von den Erlebnissen von Verfolgung und Widerstand erzählen, dann tun sie dies sehr ausführlich, sehr lebendig, Gefühle tauchen im Zusammenhang mit den Erinnerungen auf, Weinen kann nur schwer unterdrückt werden. Widerstand ist für sie kein abstrakter Begriff, sondern, wenn auch nicht selbst gelebte, so doch mit-erlebte Realität.

Dass in diesem Milieu die Religion, die katholische Kirche für die jungen Frauen überhaupt keine Rolle gespielt hat, erscheint selbstverständlich, wenn man die oppositionelle Haltung der linken Parteien zur Kirche – und umgekehrt – in dieser Zeit kennt. In keinem Interview wird diese Thematik erwähnt. Nur Gerlinde Hofer erinnert sich etwas nostalgisch und sehr belustigt an ein frühes Kindheitserlebnis:

„Also ich muss sagen, ich war als Kind sehr christlich, was ich halt so verstanden hab [lächelt], und wollte immer so wie die hl. Maria werden – ., und wenn so ein Fronleichnams- na (h) -ding war –, also ich bin da mit meinem weißen Kleiderl ggangen, das meine Mutter aus einem Vorhangstoff gschneidert hat.“

Aber dieses liebliche Bild wurde durch ihren provokanten Vater zerstört:

„Da ist mein Vater mit dem Strohhut und der Badehose und der roten Fahne dagstanden, also ich als Kind wär da am liebsten *im Boden versunken, gell!* [lacht herzlich]“¹¹⁷

Heute ist sie stolz auf ihren Vater.

115 Elisabeth Jäger T9

116 Herta Pauser T2

117 Gerlinde Hofer T4

„Mit den Nazis haben wir nie was zu tun haben wollen!“

Vom Jungsein, vom Widerstand, aber auch vom „Anderssein“ in der Zeit des Nationalsozialismus

Man ist versucht anzunehmen, Ehefrauen von Widerstandskämpfern müssten auch in ihren Jugendjahren, vor ihrer Eheschließung, aktive Gegnerinnen des nationalsozialistischen Regimes, also Widerstandskämpferinnen gewesen sein. Als zu vorschnell, zu vereinfacht erweist sich diese Annahme.

Die Frauen erlebten ihre Jugendjahre in einer Atmosphäre, in der sie alltäglich mit der nationalsozialistischen Ideologie konfrontiert waren, die Rolf Schörken so beschreibt:

„Der nationalsozialistische Staat verstand sich als die Verkörperung des ‚jungen‘ Deutschland. [...] Jungsein wurde mehr als in jedem anderen politischen Regime zu einem Wert an sich. [...] Über viele Kanäle wurde in das jugendliche Bewusstsein [gepumpt]: Selbstbewusstsein und Überlegenheit, Wehrhaftigkeit, Kämpfertum, Glaube an die große Zukunftsaufgabe, rückgebunden an eine heroische Geschichtssicht, Verpflichtung gegenüber den Toten, Aufopferungsbereitschaft. [...] Der Nationalsozialismus sah in der Jugend den wichtigsten Träger einer politisch-soldatischen Zukunftsgestaltung und bemühte sich mit allen Mitteln, die Jugend in diese Rolle hineinwachsen zu lassen.“¹¹⁸

Im Folgenden soll der Frage nachgegangen werden, ob und inwieweit sich die jungen Frauen diesen Werthaltungen und Beeinflussungen entziehen konnten und ob sie gegen diese Ideologie Widerstand geleistet haben, Widerständige waren.

Begeisterung und Zustimmung für den Nationalsozialismus kann man bei allen Interviewpartnerinnen mit Sicherheit ausschließen. Dies geht aus allen Erzählungen eindeutig hervor. Widerständig gegen das nationalsozialistische Herrschaftssystem waren sie alle, wenn auch „widerständig“ ein schillerndes Adjektiv ist, das vielfach versteh- und interpretierbar ist. Zumeist wird „Widerstand“ sofort mit „aktivem Handeln“, mit ‚illegalen Aktivitäten‘ assoziiert.

Von solch oppositionellem Handeln weiß Brigitte Fuchs zu erzählen, die Älteste meiner Interviewpartnerinnen. Sehr anschaulich sind ihre Schilderungen, aber erzählt in einem Tonfall, als seien es „nur“ Alltagsgeschichten.

„Was unsere Arbeit dann war: zu den Einsperrten haben wir *immer* gehalten und zu ihren Eltern haben wir Kontakt aufgenommen, aber die haben nicht

118 Schörken, Rolf: Jugend. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München³ 1998, S. 203–219, hier S. 203.

gwusst, dass wir politisch aktiv sind, aber als Madl kannst ja –. ... Und da hat mich der Franz gefragt: ‚Wärst du bereit? Du kannst ja Maschinschreiben, wir wollen eine Zeitung herausgeben.‘ Da hab ich gsagt ja, aber ich hab *immer* eine Angst ghabt –. Da sind wir zum Samec und da haben wir gschrieben. Und ich seh dort einen Revolver liegen, da hab ich mir dacht: Na habe die Ehre! Ich hab dann die Matritzen gschrieben, ruhig hast müssen sein, einen Hund hat der Samec ghabt, habens immer gsagt, der kriegt den Stalinorden, denn wenn jemand vorbeigangen ist, hat er immer bellt.“¹¹⁹

Nachdem 1939 der illegale Kreis verraten wurde und die Mitglieder verhaftet worden waren, versuchte Brigitte Fuchs gemeinsam mit einer Freundin, Nachrichten aus dem Gefängnis zu erhalten, und

„wenn ich, nicht oft, durch die Maximilianstraße am Gfängnis vorbeigefahren bin, und wenn ich einen Laib Brot hatte, hab ich ihn durch die Fensterstäbe durchgesteckt. Und zu derer Zeit hat des dann anfangen für die Rote Hilfe¹²⁰ zu arbeiten. Man hat das Geld gesammelt und z.B. den Frauen gegeben, wo der Mann eingesperrt war –.Ich hab immer denkt, dass die Andern was brauchen und das ist mir geblieben (sic), auch später, aber das nur nebenbei.“¹²¹

Brigitte Fuchs wehrte sich vehement, die Begriffe „aktiv“ und „Widerstand“ für sich in Anspruch zu nehmen, für sie waren es selbstverständliche Hilfeleistungen für Verfolgte und deren Angehörige.

Die anderen Frauen waren noch zu jung, um in dieser oder ähnlicher Form Widerstand zu leisten. Aber was aktiver Widerstand bedeutet, wussten sie: Sie haben es ganz deutlich durch ihren Freundes- und Bekanntenkreis erfahren, einige durch die Verfolgung ihrer Väter und Brüder selbst miterlebt.

Der Bruder von Christa Weiß wurde als Widerstandskämpfer verhaftet und im Konzentrationslager ermordet. Für Helga Postl ist der Begriff „Widerstand“ mit Angst und Tod besetzt. Sie erzählt vor allem von ihrer Angst, die diese Jahre so „schrecklich“ machten. Nie hätte sie sich getraut, aktiv in einer Gruppe mitzumachen. Als sie den ersten Mann, in den sie sich verliebt hat und der auch sie sehr verehrte, in der braunen SA-Uniform sah, glaubte sie, „mich trifft der Schlag [langsam, jedes Wort betonend]“, und sie trennte sich sofort von ihm. „Mein Barometer war auf null ge-

119 Brigitte Fuchs T17

120 Die „Rote Hilfe“ war die Solidaritätsorganisation der kommunistischen Weltbewegung zur Unterstützung politisch Verfolgter und ihrer Familien, gegründet auf dem 4. Kongress der Kommunistischen Internationale 1922. Sie entwickelte sich in Österreich nach den Februarkämpfen 1934 zu einer Massenorganisation. Unabhängig von einem Bekenntnis zu den politischen Zielen der KPÖ beteiligten sich tausende ArbeiterInnen an den Sammlungen der „Roten Hilfe“. <http://www.doew.at/service/archiv/eg/index/rh.html> vom 9. März 2009.

121 Brigitte Fuchs T17

sunken. *Aus und vorbei.* [lacht] Später habe ich ihn einmal getroffen, er konnte es gar nicht fassen, was in mich gefahren ist.“¹²² Auch heute noch sieht sie ihr Handeln aber nicht als ein widerständiges, sondern nur als ein selbstverständliches.

Was Diskriminierung gegen eine Volksgruppe bedeutete und der Kampf gegen die Unmenschlichkeit des Systems, das erlebte Maria Hahn als Slowenin und Tochter eines Partisanen hautnah. Nach der überfallsartigen Aussiedlung ihrer slowenischen Großeltern aus ihrem Bauernhof in ein Lager in Deutschland gelang dem Vater die Flucht zu den Partisanen, er wurde dort ein bedeutender Anführer. Da er von den Nationalsozialisten nicht gefasst werden konnte, wurde an der Familie Vergeltung geübt, wie Maria Hahn weinend berichtet:

„Sie haben meine Mutter am selben Tag eingesperrt, nachdem sie meinen Vater nicht mehr erwisch haben, [sie kämpft mit den Tränen] . und sie war hochschwanger –, und meine Tante ist immer zur Gestapo gegangen und hat gebettelt und gebittet, dass sie meine Mutter entlassen möchten –, und knapp vor der Entbindung haben sie sie dann rausgelassen. Sie hat dann Kreisverbot¹²³ erhalten.“¹²⁴

Keine der Frauen kann man als „Mitläuferin“ des Regims bezeichnen, noch heute ein gern gebrauchter, verharmlosender Begriff für Menschen aus der Zeit des Nationalsozialismus, die, wie Margit Reiter formuliert, „sich politisch zwar nicht besonders exponierten, sich aber doch auf unterschiedliche Weise dem NS-Regime angepasst haben“¹²⁵.

Elisabeth Jäger würde wohl ihren Vater, aber nicht sich selbst als an das Regime angepasst bezeichnen,

„weil, obwohl ich noch fast ein Kind war, hab ich schon mitkriegt, was da alles Furchtbare passiert ist, wie sie da vorgfahren sind mit dem Grünen Heinrich vorm Wagner Jauregg-Krankenhaus –, und da hat der Hitler alle weggführt, *alle weggräumt*, die was geistig (h) –, net. . Mei, des war schiach, aber was hätt *ich* denn damals machen können? Und mein Vater hat immer gsagt: Kinder, wenn's fort gehts, immer die Hand heben: *Heil Hitler!* [macht die Geste

122 Helga Postl T3

123 Ein bestimmter Verwaltungsbereich durfte nicht betreten werden.

124 Maria Hahn T11

125 Reiter, Margit: Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck 2006. S. 223.

Im Verfahren der Entnazifizierung wurden in Deutschland jene Personen als „Mitläufer“ bezeichnet, die sich zwar nicht aktiv an den Verbrechen des Nationalsozialismus beteiligt hatten, aber ebenso wenig Widerstand in nennenswertem Umfang geleistet hatten. In Österreich wurden sie im Zuge der Entnazifizierung offiziell als „Minderbelastete“ bezeichnet. Siehe dazu auch: Walter Manoschek 1995, S. 99.

nach] Immer die Hand heben! Aber ich hab gwisst, wir müssen das tun, zu unserem Schutz –, und irgendwie haben wir schon gwisst, dass der Hitler nix für uns ist.“¹²⁶

Ganz entziehen konnten sich meine Interviewpartnerinnen dem nationalsozialistischen System aber nicht. Abgesehen von Grete Schütz, Maria Hahn und Herta Pauser, sie waren noch zu jung, mussten alle Frauen nach Abschluss der Schulzeit das sogenannte „Pflichtjahr“ in der Landwirtschaft oder Hauswirtschaft ableisten.¹²⁷ Für manche Frauen, wie für Helga Postl, Inge Dostal und Elisabeth Jäger, bedeutete das nur, die gleiche schwere Arbeit wie bisher zu verrichten, nur die Dienststellen änderten sich. Christa Weiß konnte bei einer Frisörin, einer „Nazissin“¹²⁸, das Jahr ableisten und dort auch ihre Lehre beginnen. Brigitte Fuchs musste in die Munitionsfabrik in Hirtenberg: „Da haben wir müssen so Hülsen kontrollieren und da haben wir *eine wahnsinnige Angst* ghabt“¹²⁹, aber mit Glück kam sie nach einiger Zeit ins Büro.

Bei Gerlinde Hofer und Katharina Dvorschak ist eine gewisse, wenn auch unterdrückte Zustimmung zu diesem Pflichtjahr spürbar. Gerlinde Hofer schwärmt noch heute davon, dass sie dieses Jahr in Norddeutschland hätte absolvieren können, „ich wär so gern ins Ausland gängen“¹³⁰, was ihr aber von ihrem Vater verboten wurde. Von ihrem Pflichtjahr bei einem nationalsozialistischen Geometer, „ein Nazi, aber ein guter Mensch“, der ihr auch die Möglichkeit bot, in Abendkursen etwas Büroausbildung zu erhalten, erzählt sie fast mit Begeisterung. „Ich hab das gern gmacht, ich hab ein Zimmer für mich allein ghabt, und sie haben mir eine Schreibmaschine zur Verfügung gstellt –. Sie warn eigentlich recht tolerant.“¹³¹

Das Pflichtjahr konnte auch beim Roten Kreuz abgeleistet werden. Dieses Angebot nützte Katharina Dvorschak – und gleichzeitig auch die Gelegenheit, für einige Zeit nach Deutschland zu kommen.

„Da ist das Arbeitsamt über mich gekommen –, also dienstverpflichtet, da hab ich etwas gehört vom Deutschen Roten Kreuz, also hab ich mich in Deutsch-

126 Elisabeth Jäger T3

127 Pflichtjahr: Zur Lenkung und Erhöhung des Arbeitseinsatzes bestand ab 1938 als Zwangsmaßnahme das ein Jahr dauernde Pflichtjahr. Die Teilnahme galt als Voraussetzung für eine spätere Berufstätigkeit. Von dieser von den Arbeitsämtern zu vermittelnden und in einer Land- bzw. Hauswirtschaft abzuleistenden Dienstpflicht waren nur Frauen befreit, die ohnehin in diesen Bereichen tätig waren. Vgl.: Benz, Wolfgang, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München³ 1998, S. 640.

128 Christa Weiß T2

129 Brigitte Fuchs T10

130 Gerlinde Hofer T9

131 Gerlinde Hofer T10

land gemeldet und war in Karlsruhe und Ludwigshafen als Rote-Kreuz-Schülerin. Aber da hab ich Stirnhöhleneiterung bekommen und Heimweh und bin wieder nach Hause gekommen.“¹³²

Für diese beiden Frauen trifft zu, was Margit Reiter feststellt: „Die Attraktivität des Nationalsozialismus für junge Frauen [bestand] vor allem in der Möglichkeit zur sozialen Mobilität und Weiterbildung.“¹³³

Eine positive Bewertung des Pflichtjahres reicht natürlich noch lange nicht aus, die Frauen als an das System Angepasste zu bezeichnen. Schwieriger wird die Einschätzung, wenn man die Arbeits- und Berufstätigkeit meiner Interviewpartnerinnen in dieser Zeit betrachtet. Keine von ihnen sieht ihre berufliche Beschäftigung als Unterstützung des politischen Systems, sondern als existentielle Notwendigkeit, so auch Brigitte Fuchs, die politisch Aktivste. Sie bekam nach ihrem Pflichtjahr eine Bürostelle im staatlichen Finanzamt, und sie erzählt gern und ausführlich von ihrem Aufgabenbereich. Erst in der Schilderung der letzten Kriegstage erwähnt sie, dass Vorgesetzte, aber auch Arbeitskollegen Nazis gewesen sind.

Wie gegensätzlich berufliche Tätigkeit und politische Einstellung sein konnten, zeigen die Erzählungen von Gerlinde Hofer. Sie arbeitete in den Kriegsjahren im Büro eines Rüstungsbetriebs. Sie erzählt mit Begeisterung von dieser Zeit:

„Na und dann wirklich wahr, ich hab mich *so gut* eingearbeitet und so meine eigenen Ideen ghabt. Dort hab ich mich gut hinaufgearbeitet und da war ich die erste Sekretärin vom Chef –. Und dann, weil sie mit meiner Arbeit so zufrieden waren, hab ich eine schöne finanzielle Vorrückung ghabt.“

Sie fügt aber noch schnell hinzu, das hätte aber nichts mit ihrer negativen Einstellung dem Nationalsozialismus gegenüber zu tun gehabt:

„Ich hab das *nur für mich* gemacht, dass ich so viel zu tun ghabt hab und fast keine Freizeit, hat mir trotzdem Freud gmacht.“¹³⁴

Auf meine Nachfrage, wie das ihr kommunistischer Vater gesehen habe, beruhigt sie mich fast: „Der Vater ist bereits 1940 gestorben.“ Verlegen lächelnd erzählt sie, dass sie auch die Kriegsverdienstmedaille bekommen habe, weil sie nach einem Bombenangriff eine verletzte Frau ins Spital gebracht hat, aber sie fügt sofort hinzu:

132 Katharina Dvorschak T4

133 Reiter 2006, S. 225.

134 Gerlinde Hofer T12

„Aber ich hab das ja nicht für den Hitler getan, sondern für die *Frau*. Der Hitler war mir wurscht –. . Den Krieg hab ich immer gehasst, ich war *nie* bei den Nazi dabei, aber [sehr zögerlich] –. . na gut, wenn das aufkommen wär –, . ich als Tochter eines Kommunisten –, . also [aufatmend, abschließend] ist das so gegangen!“¹³⁵

Dieser Schlusssatz ist sicher ein Appell an mich, ihre negative Einstellung zum Nationalsozialismus nicht in Frage zu stellen.

Gerlinde Hofers Verhalten ist ein Beispiel für die Feststellung, die Irene Bandhauer-Schöffmann und Ela Hornung für viele Frauen getroffen haben:

„Frauen haben über ihre kriegswichtige Arbeit (in der Übernahme der vorher von Männern besetzten Arbeitsplätze und ihrer Reproduktionsarbeit) kein Bewusstsein. Sie nehmen ihre Mitarbeit nicht als Mitverantwortung wahr.“¹³⁶

Und Uta Benz meint zu dieser Problematik:

„Und gerade weil die praktische Arbeit so stark in den Vordergrund gehoben wurde, konnte die weibliche Beteiligung daran erstmals – und kann sie auch heute – je nach Opportunität in zweierlei Weise gewertet werden: Zum einen als ‚reine‘, d.h. als politisch harmlose Arbeit, die unabhängig von Politik einfach sachlich zu erledigen war; zum anderen konnte praktische Arbeit als der beste Beweis des Engagements einer Frau für den nationalsozialistischen Staat bzw. für die Volksgemeinschaft, die er zu sein vorgab, gewertet werden.“¹³⁷

Für Gerlinde Hofer stand glaubhaft die „sachlich zu erledigende“ Arbeit im Vordergrund. Ihr Beispiel zeigt nicht zuletzt, dass Frauenarbeit auch als „beste[r] Beweis des Engagements einer Frau“ gewertet werden kann, wenn der biographische Kontext außer Acht gelassen wird.

Schwierig einzuschätzen ist die Einstellung von Katharina Dvorschak zum NS-Regime. Schwierig vor allem deshalb, weil ihre Erzählungen voll der Widersprüche, der Rechtfertigungen, der Anklagen sind. Sie erzählt, dass sie als Rot-Kreuz-

135 Gerlinde Hofer T12

136 Bandhauer-Schöffmann, Irene, Ela Hornung: Von Mythen und Trümmern. Oral History-Interviews mit Frauen zum Alltag im Nachkriegs-Wien. In: Irene Bandhauer, Ela Hornung (Hg.): Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der Österreichischen und Deutschen Nachkriegszeit“. Wien–Salzburg 1992, S. 24–45, hier S. 29.

137 Benz, Uta (Hg.): Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse. München 1993, S. 17.

Schwester für kurze Zeit in einem Heim in Niederösterreich gearbeitet habe.¹³⁸ Sie hatte zunächst zum zuständigen Ortsgruppenleiter ein gutes Verhältnis, aber „die haben da eine Lüge zusammengedreht, [empörter Tonfall] ich musste mich bei der Gestapo melden wegen Umgang mit Kriegsgefangenen“¹³⁹. Sie heiratete 1940 einen deutschen Fluglehrer, den sie in der Offiziersbar, in der sie gearbeitet hat, kennen gelernt hatte. „Es hat net lang dauert, er ist abgestürzt.“¹⁴⁰ Aus ihren Erzählungen geht nicht klar hervor, weswegen sie knapp vor Kriegsende verhaftet und eingesperrt, im Prozess aber freigesprochen wurde.¹⁴¹ „Sie können sich gar nicht vorstellen, was *die* mir alles anhängt haben! Die Richter aber haben gsagt: So schaut keine Kommunistin aus!“¹⁴²

Analysiert man die verschiedenen Aussagen in dem Interview, so kann man sagen, dass Katharina Dvorschak sicher nicht die „Widerstandskämpferin“ gewesen ist, als die sie sich an manchen Stellen des Gesprächs darzustellen versucht, zu den Sympathisantinnen des Nationalsozialismus ist sie aber auch nicht zu zählen.

Zusammenfassend kann mit Sicherheit festgestellt werden: Es gibt in der Einstellung meiner Interviewpartnerinnen zum Nationalsozialismus eine klare Linie: Alle haben sich eindeutig vom nationalsozialistischen Regime distanziert, ihre oppositionelle Einstellung ist glaubhaft, wenn auch nur eine Frau aktiven Widerstand geleistet hat.

„Erlebnisse gab's da viele schöne!“

„Also wir warn in der Freizeit immer unter Leut, die mit die Nazi nix zu tun ghabt haben und wir a net, des is schon klar.“¹⁴³ Diese mit dem Brustton der Überzeugung von Christa Weiß getroffene Feststellung gilt für alle meine Interviewpartnerinnen. Keine von ihnen gehörte irgendeiner Jugendorganisation der nationalsozialistischen Partei an. Was hier so einfach und selbstverständlich klingt, war absolut keine Selbstverständlichkeit, im Gegenteil. Nicht Mitglied in einer nationalsozia-

138 Anzumerken ist, dass auch das Rote Kreuz seine Statuten nach den Zielen der nationalsozialistischen Ideologie ausrichtete.

139 Katharina Dvorschak T3

140 Katharina Dvorschak T5

141 In den Archiven konnte ich zu dem Prozess keine Unterlagen finden, aus den Schriften im Besitz von Katharina Dvorschak wurden mir Stellen vorgelesen, aber ich durfte sie nicht einsehen.

142 Katharina Dvorschak T9

143 Christa Weiß T3

listischen Organisation zu sein, nicht „dazuzugehören“, bedurfte einer gewissen Stärke und bedeutete auch Leidensdruck im Alltag der Kinder und Jugendlichen. Groß waren die Verlockungen der Angebote der neuen Machthaber, der Propagandaapparat war sehr intensiv auf die Vereinnahmung der Jugend gerichtet, und auf viele Burschen und Mädchen wurde durch Schule, Familie und Öffentlichkeit Druck zur Teilnahme an den verschiedenen nationalsozialistischen Jugendorganisationen ausgeübt.¹⁴⁴

Keine meiner Gesprächspartnerinnen war Mitglied in solch einer Organisation, von der Mehrheit deshalb sicher als „Außenseiterin“ betrachtet. Aber diese „Außenseiterrolle“ bekamen sie nicht erst ab 1938, sondern schon als Kinder in der Zeit des Austrofaschismus zu spüren. Davon erzählt Gerlinde Hofer:

„Und da haben sie mich in der 1. Hauptschulklasse im Halbjahr zurückversetzt in die 5. Klasse Volksschule, weil es nicht tragbar ist, dass ein Kind *von solchen Leuten* – ‚fortschrittlichen‘ haben sie nicht gesagt – also von einem *Kommunisten* in der Hauptschule ist.“¹⁴⁵

Helga Postl musste als Tochter eines kommunistischen Gefangenen ein halbes Jahr vor dem Ende der Schulpflicht die Schule verlassen, „dabei war ich sehr brav und ruhig, ich hab eh immer Angst ghabt“¹⁴⁶. Grete Schütz, eine Halbjüdin, musste die öffentliche Volksschule verlassen und in eine jüdische Schule gehen, und Herta Pauser, deren „Herzensfreundin“ ebenfalls eine Halbjüdin war, wurde von der Lehrerin, von der sie sich gedacht hat: „Na ja, die ist auch ein Nazi“,¹⁴⁷ wegen dieser Freundschaft verhöhnt und verwarnt. Besonders gelitten hat als Kind Maria Hahn unter dem Ausgeschlossensein von den anderen ihres Alters:

„Nur, nur, dass wir . (h) Außenseiter warn, das haben wir - ., das warn wir immer! Wir haben nie ein Dorfleben ghabt. Wir sind schon immer abgestempelt gewesen als Slowenen und als die Roten –. Ja, schon als Kind hab ich das

144 Aus der zahlreichen Literatur zu diesem Thema seien hier nur einige herausgegriffen: Campell Bartoletti, Susan: Jugend im Nationalsozialismus. Zwischen Faszination und Widerstand. Berlin 2007.

Benz, Ute und Wolfgang (Hg.): Sozialisierung und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1992.

Klönne, Arno: Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen. München 1990.

Schwarz, Robert: „Sozialismus“ der Propaganda. Das Werben des „Völkischen Beobachters“ um die österreichische Arbeiterschaft 1938/1939. Wien 1975.

Schörken, Rolf: Jugend. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München³ 1998, S. 203–219.

145 Gerlinde Hofer T5

146 Helga Postl T2

147 Herta Pauser T2

gmerkt. . Eher von den Lehrern her –, ich wollte mich in der Schule immer integrieren, es war immer mein Bestreben, ja nicht Außenseiter zu sein, aber es ist mir nicht so gelungen (lächelt).“¹⁴⁸

Bemerkenswert ist in den ausführlichen, lebendigen Darstellungen der Frauen aus ihrer Kindheit und Jugend, dass sie trotz allem die „schönen“ Seiten der Jahre besonders hervorheben. Brigitte Fuchs beginnt das Interview mit dem Satz: „Ich hab eine schöne Jugend verbracht, wenn man schön sagen kann (sic).“¹⁴⁹ Und auch in anderen Interviews kommt die Feststellung „Es war schon eine *schwere* Zeit, aber auch eine *schöne* Zeit“¹⁵⁰ häufig vor. Mit der gefühls- und traditionsgeladenen Metapher von der „schönen Jugend“ sollen gewiss negative Erinnerungen übertüncht werden. Es sind nach Reinhard Sieder „normative Vorstellungen, die jeden rasch ins Bild setzen. Was als „gutes Leben gilt,“ in unserem Fall ein „schönes“, „ist von Milieu zu Milieu und von Zeit zu Zeit verschieden.“¹⁵¹

Auf dem Land, in der Landwirtschaft gab es für die heranwachsenden jungen Frauen kaum Freizeit, nur Arbeit, die sie aber wegen der Selbstverständlichkeit nicht beschreiben, die Eintönigkeit des Arbeitsalltags erträgt man schweigend. In der wenigen Freizeit versuchte Maria Hahn das Zitherspiel zu erlernen und sie sang sehr gern. Inge Dostal schwärmt heute noch vom Tanzen:

„Ja, ich bin froh, dass ich als Junge viel tanzen gegangen bin, weil des war dann eh nimmer so, aber ich hab das mit meinen Freundinnen ausgenutzt, da sind wir mit den Radln hingefahrn und da haben wir getanzt und unsere Freud ghabt [lacht fröhlich].“¹⁵²

Die Frauen aus dem städtischen Bereich wie Wr. Neustadt und Umgebung erzählen, dass sie alles in ihrer Freizeit unternommen haben, „was halt für uns möglich war, Geld haben wir ja fast keines gehabt.“¹⁵³

„Wir sind *nie* zum Wochenende daham gwesen. Da sind wir zu Fuß auf die Hohe Wand in die kleine Naturfreunde hütte und dort hat jeder was mitghabt und da ist kocht und gsungen worden und Spiele gmacht und am nächsten Tag sind die Burschen klettern gegangen und wir Madln haben kocht –. Das war ja was, kannst dir vorstellen! Da bist du nach Haus kommen und hast erzählt,

148 Maria Hahn T4

149 Brigitte Fuchs T1

150 Christa Weiß T6

151 Sieder, Reinhard (Hg.): Brüchiges Leben in sozialen Systemen. Wien 1999, S. 257.

152 Inge Dostal T10

153 Helga Postl T4

was du erlebt hast – des war was! –. Da hab ich die Liebe zur Natur entdeckt, vielleicht hab ich sie schon vorher ghabt! –.. Im Winter sind wir Schifahrn gangen auf den Schneeberg.“¹⁵⁴

Wandern, Radfahren, Sport – davon ist die Freizeit ausgefüllt. „Wie ich arbeiten war, hab ich mir ein Radl kauft, auf Abzahlen. Am Abend nach Büroschluss sind wir auf die Neuklosterwiese gangen und haben gsportelt, Laufen, Hochspringen, Kuglstoßen und so.“¹⁵⁵

Die Freizeit wurde immer in der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, die nichts mit den Nazis zu tun haben wollten, verbracht. „Aber wenn wir wandern waren, da wurde *nie* politisiert“, erinnert sich Brigitte Fuchs, „da hat dann immer einer gsagt: ‚Seids deppat, seids ruhig, man weiß doch net.‘“¹⁵⁶

Gemeinschaft war etwas ganz Wichtiges. Christa Weiß schwärmt noch heute: „Ja, Erlebnisse hast da viele schöne. Es hat da eine Freundschaft geherrscht (sic), net, also man hat da Freunde und Freundinnen ghabt, und das war sehr schön.“¹⁵⁷ Immer wieder – wenn auch nicht immer *expressis verbis* – wird die „Solidarität“ in den Gesprächen erwähnt: „Das war so selbstverständlich, dass man sich geholfen hat, obwohl man selber ja auch nicht viel ghabt hat“, erzählt Helga Postl, aber sie bedauert sogleich: „Diese Solidarität, die damals selbstverständlich war, gibt’s ja heute nimmer.“¹⁵⁸

Und das Leben in der Großstadt? Zwei Gesprächspartnerinnen, Grete Schütz und Herta Pauser, die in Wien aufgewachsen sind und noch sehr jung waren, berichten von Familienausflügen, vor allem aber schwärmerisch nostalgisch von den Möglichkeiten der Vergnügungsindustrie, vor allem des Kinos:

„Und am Abend sind wir ins Kino gangen. Das warn die Filme mit dem Hans Albers, oder den Film üben Schubert haben wir uns zweimal angeschaut, immer eine Wochenschau, im Warteraum hat man sich Zuckerln kauft.“¹⁵⁹

Das Kino war die Einrichtung der Unterhaltungsindustrie, die für alle Frauen ein besonderes Vergnügen bedeutete. Sogar Inge Dostal, regional weit entfernt von einem Kino, berichtet heute noch verklärt von einer Filmvorführung in einer benachbarten Ortschaft:

154 Brigitte Fuchs T10

155 Brigitte Fuchs T12

156 Brigitte Fuchs T10

157 Christa Weiß T3

158 Helga Postl T4

159 Herta Pauser T7

„Ich weiß leider den Titel von dem Film nicht mehr, aber ich bin mit meiner Freundin mitn Radl hingefahrn, und wir sind ganz hinten im Gasthaussaal gessen, aber es war *ganz einmalig*.“¹⁶⁰

Diese Begeisterung teilten wohl meine Interviewpartnerinnen mit anderen KinobesucherInnen, das Kino war ein Ort „der kleinen Fluchten“, wie ihn Siegfried Kracauer beschrieben hat.¹⁶¹

„Wir waren noch so schön jung damals“, erinnert sich nicht nur Christa Weiß nostalgisch, „und lustig war es oft.“¹⁶² Inge Dostal erzählt unter fröhlichem Lachen von mehreren Episoden aus ihrer harten Jugend: „Und da hab ich oft meine größte Gaudi ghabt.“¹⁶³ Jede Frau weiß von schönen, meist lustigen Erlebnissen zu erzählen, so Brigitte Fuchs:

„Wir sind auch manchmal mit der Bahn in die Arbeit gefahrn. Und da sind auch so Männer gefahrn und da hat einer zu mir gesagt: ‚Du Kleine, du gfallst mir!‘ Ich war so ein bisserl eine Gschnatterte und eine Hetz und eine Gaudi haben wir ghabt [lacht].“¹⁶⁴

Von der „Hetz“ und der „Gaudi“ erzählen die Frauen trotz aller Einschränkungen in dieser Zeit mit Vergnügen. Hier wirkt wohl die „Tradition sozialistischer Arbeiterkultur“ nach, zu der die „Hetz“ als Selbstverständlichkeit zum Jungsein gehörte. Dies stellt auch Alexander Mejschik fest:

„Für Wiener Arbeiterjugendliche war das Vergnügen bereits vor 1938 von einiger Wichtigkeit gewesen, sei es eher nach Art der ‚Hetz‘ auf der Gasse oder eher als versuchte Aneignung von Produkten der Unterhaltungsindustrie.“¹⁶⁵

Und dieses Verständnis von „Hetz“ macht den großen Unterschied zu den Nationalsozialisten aus: Wenn diese von „Hetz“ gesprochen haben, dann fast immer im Zusammenhang mit Diskriminierung und Verfolgung Andersdenkender, vor allem von Jüdinnen und Juden. Man denke nur an die bekannte Fotografie der „straßenwaschenden Juden“, die von einer Menge lachender Frauen, Männer, Jugendlicher und Kinder umgeben sind.

160 Inge Dostal T 6

161 Kracauer, Siegfried: Das Kino in der Münzstraße. 1932. In: Schriften 5, 3. Frankfurt am Main 1990. S. 44–46.

162 Christa Weiß T3

163 Inge Dostal T10

164 Brigitte Fuchs T11

165 Mejschik, Alexander: Die Erfindung der deutschen Jugend. Erziehung in Wien 1938–1945. In: Emmerich Talos u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2000. S. 494–522, hier S. 510.

„Wir waren noch so schön jung damals“ – „und viel Spaß habn wir ghabt!“ Gilt diese positive Feststellung auch für die Jugendlichen, die in den verschiedenen Organisationen des NS-Regimes ihre Freizeit verbracht haben?

Wenn hier von den „anderen“ Jugendlichen die Rede ist, so muss zunächst auf die problematische Definition von „Jugend“ hingewiesen werden: „Jugend im Nationalsozialismus“ wird auch heute noch, trotz umfangreicher differenzierender Literatur, zumeist ausschließlich mit der allumfassenden Staatsjugenderziehung assoziiert. Wir haben stets die Bilder von uniformierten HJ-Burschen oder BDM-Mädchen vor Augen. Und das ist kein Zufall. In der umfangreichen Literatur werden diese Bilder von *der* Jugend dieser Zeit in dieser Weise tradiert. Es gibt fast ausschließlich zwei Themenkomplexe, die behandelt werden: Der eine befasst sich mit der Einbeziehung der Jugendlichen in den nationalsozialistischen Apparat, der andere mit dem aktiven Widerstand von Jugendlichen und dessen Folgen, auch mit oppositionellen Gruppen und Subkulturen, die den Herrschaftsanspruch in Frage stellten.¹⁶⁶ In der Darstellung des Lebens von Jugendlichen herrschen offensichtlich die gleichen Gegensätzlichkeiten vor, die auch für Erwachsene zu gelten scheinen.

„Die Dichotomie von Widerstand und Begeisterung befriedigt zwar – ähnlich wie die gebräuchliche Dichotomie von Tätern und Opfern – gegenwärtige Legitimationsbedürfnisse, entspricht aber kaum der Komplexität der Phänomene.“¹⁶⁷ Das Leben jener Jugendlichen, die zu keiner dieser Gruppen zu zählen sind, scheint kaum thematisiert.

Wie verbrachten die ideologisch beeinflussten Jugendlichen, die einem bekannten Ausspruch Hitlers zufolge „flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“ werden sollten, ihre Freizeit, verglichen mit der oben geschilderten Freizeit meiner Gesprächspartnerinnen, für die ja „Freizeit“ im traditionellen Sinn die Zeit „nach der Arbeit“, Zeit, die sie wirklich „frei“ mit Freunden und Freundinnen gestalten konnten, bedeutete? Wenn meine Gesprächspartnerinnen von ihren Erlebnissen erzählen, dann dominiert das „*wir*“ der gleichgesinnten, solidarischen Gemeinschaft: „Da sind *wir* ... da haben *wir* .“

166 Schmiechen-Ackermann, Detlef (Hg.): Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich. Berlin 1997.

Troger, Cornelia Helena: Jugend im Nationalsozialismus. Das NS-Jugendideal und seine verpönten subkulturellen Gegensätze. Dipl.arb. Univ. Wien 1999.

167 Gerbel, Christian, Alexander Mejstrik, Reinhard Sieder: Die „Schlurfs“. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im Dritten Reich. In: Emmerich Talos 2000, S. 523–548, hier 523.

Die Freiheit in der Freizeitgestaltung unterschied sich sehr von den Vorstellungen des NS-Regimes: Dessen Zugriff auf die Freizeit war eindeutig. Die NS-Massenorganisationen versuchten, die „Volksgenossen“ in ihrer Freizeit in den Dienst am „Deutschen Volk“ und für die Partei einzubinden. Hier gab es ein ausdifferenziertes Angebot von BDM und HJ über NS-Frauenschaft oder Winterhilfswerk zu berufsständischen Organisationen u.a.

Die deutsche Jugend war verstaatlichte Jugend, die weit über die Staatsjugend, also die HJ hinausging. „Als erstmals staatlich verordnete und verwaltete Realität erreichte sie eine bislang unbekannte Verbindlichkeit, Wirksamkeit.“¹⁶⁸ Die Erziehung dieser Jugend erfasste nicht nur die Schule, sondern noch viel mehr die organisierte Freizeit. Jeder kleinste Aspekt der Sozialisation innerhalb der HJ oder des BDM diente dem ausschließlichen Ziel, Rassebewusstsein, Gehorsam, uneingeschränkte Loyalität zu Führer und Vaterland sowie den Glauben an die Notwendigkeit unbedingter Selbstaufopferung und Einsatzbereitschaft zu indoktrinieren. Die Mädchen sollten zudem zu ihrer „edelsten Aufgabe“ erzogen werden, Mütter gesunder Kinder und damit Garantinnen für das Weiterleben des deutschen Volkes zu werden.¹⁶⁹

Welch ein Gegensatz zu den Erziehungsgrundsätzen, die in den Arbeiterfamilien und Gemeinschaften meiner Gesprächspartnerinnen vorherrschten. Wolfgang Neugebauer hat diese Grundsätze sozialistischer Erziehung ausführlich beschrieben¹⁷⁰, darunter – zum Vergleich mit der NS-Ideologie – Haupttugenden wie Solidarität, Klassengefühl und Klassenbewusstsein. Es gab wohl „proletarische Disziplin“, aber darunter verstand man die freiwillige Einordnung in die Gemeinschaft.

„In der Gemeinschaft sollte das der Jugend innewohnende Bedürfnis nach Freude und Geselligkeit befriedigt werden und zu neuen Formen der Alltagskultur führen. Spiel, Gesang, Volkstanz, Wandern wurde viel Platz eingeräumt.“¹⁷¹

Die Freizeitangebote der Nazis versuchten an diese Traditionen der Arbeiterbewegung anzuknüpfen¹⁷² – natürlich mit anderen ideologischen Zielen – und sie waren auch aus diesem Grund attraktiv. Margit Reiter stellt in diesem Zusam-

168 Mejschke 2000, S. 494.

169 Troger 1999, S. 15.

170 Neugebauer, Wolfgang: Sozialdemokratische Jugend- und Erziehungsbewegung. In: Konferenz Arbeiterkultur in Österreich 1918–1945. Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. Wien 1981, S. 58–68.

171 Ebda. S. 63.

172 Siehe auch: Weidenholzer, Josef: Austromarxismus und Massenkultur. Bildungs- und Kulturarbeit der SDAP in der Ersten Republik. In: Gerhard Botz u.a. (Hg.): Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte. Wien–München–Zürich 1978, S. 481–501.

menhang fest: „Der Nationalsozialismus war für viele junge Mädchen und Frauen, die in der NS-Zeit sozialisiert und geprägt wurden, aufgrund seines ‚Erlebnisscharakters‘ durchaus positiv besetzt.“¹⁷³ Dieser „Erlebnisscharakter“ hatte gewiss eine starke Anziehungskraft, gegen die auch meine Interviewpartnerinnen nicht ganz gefeit waren. Spürbar wird diese Faszination beispielsweise in der Erzählung von Gerlinde Hofer:

„Na ja, da war das 38er Jahr, und da war bei uns der S., der war ein bekannter Nazi, aber sie waren keine schlechten Menschen –, und die Tochter von dem war dann BDM-Führerin, und die sind da um den Maibaum umadum marschiert. [lacht] Ich war da 14 Jahr, das hat mir gefallen, und die hat dann zu mir gesagt: ‚Herst, du könntest ja mit den jungen Madln singen und so.‘ Und da hab ich mir denkt: ‚Na ja, das könnt ich schon machen‘, aber –.“¹⁷⁴

Hier unterbricht sie die Erzählung und geht zu einem anderen Thema über.

Elisabeth Jäger erinnert sich an die Uniformen, die ihr gefallen haben: „I bin net zu der BDM kommen, zu der Hitlerjugend, die haben so eine schöne Uniform kriegt, die weißen Blusen, aber i war noch zu jung, . des war mein Glück.“¹⁷⁵ Und sogar Brigitte Fuchs, eine vehemente Gegnerin der Nationalsozialisten, die Verfolgte unterstützte, wo es ihr möglich war, eine begeisterte Sportlerin, hat, als sie kurze Zeit in einer Fabrik arbeiten musste, in den Arbeitspausen mit dem „Bund deutscher Mädchen“ mitgeturnt: „Da bin ich auch aufgenommen worden, man hat sich gern gesehen und miteinander geturnt –, aber [energisch] aufgenommen heißt nur, in der Fabrik, in den Pausen.“¹⁷⁶

Meine Gesprächspartnerinnen erzählten gern von ihren Freizeitaktivitäten, worin aber grundsätzlich die „Unterhaltung“ der Jugendlichen in der Zeit des NS-Regimes im Alltag bestanden hat, ist schwer auszumachen. Michaela Haibl stellt in ihrem Beitrag zu dieser Thematik fest:

„Im Gegensatz zu Kunst, Ästhetik und Ideologisierung im Nationalsozialismus, die eingehend in ihrem Ineinandergreifen diskutiert und erforscht wurden, gibt es kaum wissenschaftliche Untersuchungen zu den zahlreichen Aspekten NS-konformer Unterhaltung als Alltagsphänomen. [...] Unterhaltung bedeutet Massenunterhaltung [...] Die ‚Unterhaltungsindustrie‘ des Nationalsozialismus war geprägt von großer Ambivalenz. Sie repräsentierte einerseits Normalität, Alltag und damit konkrete Lebensumstände der deutschen Bevölkerung, an-

173 Reiter 2006, S. 189.

174 Gerlinde Hofer T7

175 Elisabeth Jäger T2

176 Brigitte Fuchs T10

dererseits verbreitete sie mit ihrer ‚unsichtbaren Propaganda‘ dennoch die Ideenwelt des Nationalsozialismus.“¹⁷⁷

Auf diese Ambivalenz näher einzugehen, würde den Rahmen dieser Arbeit, in der es um das Freizeitverhalten der elf Frauen geht, überschreiten. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass es, oberflächlich gesehen, Gemeinsamkeiten in der Wahl ihrer Aktivitäten mit denen nationalsozialistischer Gruppen zu geben scheint. Der große Unterschied besteht jedoch in der inhaltlich ideologischen Zielsetzung, und da gibt es keine Gemeinsamkeiten, sondern große Gegensätze.

„Man kann sich das gar nicht vorstellen!“

Von der Angst und vom Chaos am Ende des Kriegs

Das Kriegsende ist in den Erinnerungen fast aller Frauen als eine Zeit des Chaos und der Angst verankert, in dieser Hinsicht unterscheiden sich die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen keineswegs von denen anderer Frauen. Angst vor den Luftangriffen, Flucht vor den Bomben aus der Stadt auf das Land, dann Angst vor den sowjetischen Soldaten – das sind Bilder, die die Frauen noch heute deutlich vor Augen haben, Bilder, die sich tief eingeprägt haben.

Die „Bombardierung“ ist eine Erzählstereotype, die die Erfahrung vieler Menschen in der Kriegszeit verdichtet, deren Gestaltung und sprachliche Aufbereitung dabei aber recht unterschiedlich sind, so auch bei meinen Gesprächspartnerinnen. Wenn in einer meiner Fragen oder Nachfragen das Stichwort „Krieg“ vorkam, wie „Damals herrschte doch Krieg“, so begannen die Frauen sogleich von Bombardierungen zu erzählen.

„Da ist dann Wr. Neustadt bombardiert worden. Das können Sie sich gar nicht vorstellen! Jeden Tag Fliegeralarm –, so viele Häuser sind zerstört worden –, gebrannt hats –, Rauch, . der Lärm ... es war schrecklich! Wir zwei Frauen allein, keiner war da –, des war schon furchtbar ...“,

erinnert sich Helga Postl. Sie kann nicht weitererzählen, sie macht eine lange Pause, um dann wieder fortzufahren: „Da sind wir dann zu Verwandten aufs Land.“¹⁷⁸

177 Haibl, Michaela: Unterhaltung. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München 1998³, S.181–186, hier S. 181.

178 Helga Postl T5

Für Helga Postl ist es sichtlich unmöglich, ihre Erlebnisse in Sprache umzusetzen, sie versucht es zwar, aber die Schreckensbilder sind noch zu deutlich und nicht vermittelbar.

Ganz anders Elisabeth Jäger, wenn sie von der Bombardierung von Linz berichtet:

„Da habens Linz bombardiert –, und des weiß ich no so guat! Und da sind die Tiefflieger kommen: Buuuuuah, buuuuuah! Und dann hat ma so ein Geräusch ghört: Sssssssss! Und dann so ein lautes Wummmmm! Da haben wir gwisst, jetzt hats wieder ein Haus dawischt, jetzt is wieder a Bombn aufd Vöst¹⁷⁹ gfallen! Und dann hat ma oft a Feuer gsehen, des hat gleucht bis in die Nacht –, mei, des war schiach!“¹⁸⁰

Begleitet wird diese dramatische Erzählung durch weitausholende Gestik und ausdrucksvolle Mimik. Wieder anders erzählt Brigitte Fuchs von den schweren Bombardierungen in Wr. Neustadt. Sie hat in ihren vorherigen Berichten immer mehrmals ihre Ängstlichkeit betont, davon ist bei der Schilderung der Bombardierung gar nichts zu spüren, sie erzählt eher distanziert:

„Zu Haus –, ich bin da nie in den Keller gegangen, wenn Alarm war. Wir haben da Alarmdienst gmacht, aber ich bin eingeschlafen, [lacht] in der Nacht hat es eh nie einen Angriff geben. In der Arbeit haben wir auch Luftschutzdienst ghabt, und wenn der Kuckuck¹⁸¹ grufen hat, haben wir alles liegen und stehen lassen und sind mit dem Radl raus zum Anhaltspunkt gfahrn, und wenn Entwarnung war, sind wir wieder heim in die Arbeit.“¹⁸²

Im Kontrast zu diesen sachlich erzählten Berichten steht die folgende Episode:

„Es hat auch lustige Sachen geben: Da war meine Freundin und die hat *eine wahnsinnige* Angst ghabt, und da war Alarm und einer ist mit dem Radl vorbeigefahren, und sie rennt ihm nach und setzt sich hinten auf den Packelträger, und er schreit: ‚Oba, oba‘, und sie: ‚na, na‘, [lacht] und so sind’s bis zum Luftschutzkeller kommen.“¹⁸³

Dies ist sicher eine oft aus der Perspektive der Gegenwart erzählte Episode, Angst und Schrecken werden verharmlost und als Humoreske präsentiert. Denn es ist oft nicht möglich, die Ereignisse und Erfahrungen zu vermitteln, ein formel-

179 Damals „Reichswerke Hermann Göring“.

180 Elisabeth Jäger T4

181 Der „Kuckuck“: Vorwarnung vor Luftangriff auf Städte und Fliegeralarm-Sirene im Rundfunk.

182 Brigitte Fuchs T26

183 Brigitte Fuchs T27

hafter Satz wie: „Das können Sie sich gar nicht vorstellen!“ drückt dieses Unvermögen aus.

Wenn die Frauen vom Chaos in den letzten Kriegstagen erzählen, dann steht zumeist die Sorge um ihre Angehörigen im Vordergrund, für die sie sich verantwortlich fühlten und die sie in Sicherheit bringen mussten, die eigene Angst wird dadurch auch überdeckt. Herta Pauser bewegt ihre Mutter zur Flucht: „Ich hab gesagt, wir müssen da raus, die Frau R. hat ein Haus in Klosterneuburg, da können wir uns verstecken!“¹⁸⁴ Brigitte Fuchs hat die Evakuierung ihrer Eltern zu Verwandten aufs Land organisiert: „Der Vater hat immer irrsinnige Angst ghabt. Ich hab das organisiert, dass er und die Mutter aus der Stadt kommen sind, ich bin in Wr. Neustadt geblieben.“¹⁸⁵ Gerlinde Hofer hat „es durchgesetzt, dass wir aufs Land fahren mit dem Radl, mit mein kleinen Bruder und dann zu einer Cousine, die hat auf ihren Bauernhof 20 Leute unterbracht!“¹⁸⁶, und Helga Postl bringt ihre Mutter zu Verwandten aufs Land, „allein hätt sie das nicht geschafft“¹⁸⁷.

„Und dann sind die Russen kommen!“

Mit diesem Satz beginnen fast alle Frauen vom Kriegsende zu erzählen. Schon im Tonfall klingt die ambivalente Haltung durch: die sowjetischen Soldaten als Befreier von der Naziherrschaft, vor denen aber vor allem Frauen Angst haben müssten.

„Die Erinnerung an die sowjetischen Soldaten der Roten Armee ist ambivalent: Auf der einen Seite stehen Erzählungen über die Kinderliebe, das Kulturbewusstsein, die Lebensmittelspenden, persönliche Freundschaften sowie die Befreiung vom NS-Regime; auf der anderen Seite stehen die bis heute im kommunikativen Gedächtnis sehr stark verankerten Berichte von Vergewaltigungen, Plünderungen und Übergriffen der Roten Armee in Ostösterreich zu Kriegsende, rassistische Vorurteile („Mongolenhorden“) sowie die Angst vor einer kommunistischen Machtübernahme. Dabei spielen viele Faktoren zusammen u.a. auch die von den Nationalsozialisten geschürten Ängste vor den ‚bolschewistischen Untermenschen‘.“¹⁸⁸

Für meine Gesprächspartnerinnen waren die Soldaten der sowjetischen Armee vor

184 Herta Pauser T4

185 Brigitte Fuchs T25

186 Gerlinde Hofer T22

187 Helga Postl T2

188 Dornik, Wolfram: Erinnerung am Rande. Die Rote Armee im Steinernen Gedächtnis Österreichs. In: Stefan Karner, Barbara Stelzl-Marx (Hg.): Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945–1955. Graz–Wien–München 2005. S. 407–420, hier S. 408.

allein die „Befreier“ und nicht die „Besetzer“. Diese positive Einstellung hat sich bis heute nicht geändert – der Terminus der „Besatzungsmacht“ ist im Gegensatz dazu noch immer in der Mehrheit der Bevölkerung und auch bei manchen Politikern gebräuchlich.

Anschaulich ist der Bericht von Brigitte Fuchs über die ersten Begegnungen mit Soldaten der sowjetischen Armee:

„Und da sind wir raus aus dem Keller, und da waren die Soldaten und wir haben *gejubelt*! Und da sind so kleine Geschichten gewesen: Da war ein Erzkomunist, der rennt den Russen entgegen, hat er eine Waffe in der Hand gehabt oder was, ich weiß es nicht, und die haben ihn gleich erschossen, die haben ja nicht gewusst, dass er –, wer rennt schon den Russen entgegen?“¹⁸⁹

Die Erinnerungen an die „Russenzeit“ beinhalten auch recht positive Erfahrungen: Die Wohnung von Herta Pausers Familie „war hin, aber wir haben von den Russen eine Wohnung bekommen, vis-a-vis von der zerstörten.“¹⁹⁰ Mit der Zeit hat sich ja die Lage „normalisiert“, wie Gerlinde Hofer meint, „man hat freundliche Russen kennen gelernt.“¹⁹¹ Es gibt die rührende Geschichte vom Russen, der beim Anblick eines kleinen Bubens um seinen Bruder weint, die Erzählungen von russischen Soldaten, die Kindern Zuckerl und Weißbrot schenken, von Einladungen zur 1. Mai-Feier, von rücksichtsvollen einquartierten Soldaten, von Nahrungsmittelgeschenken, Hilfe bei der Wohnungssuche, auch von Wanderungen, bei denen russische Soldaten dabei waren.

Meine Gesprächspartnerinnen erzählen aber auch von der Angst, sie unterscheiden sich in dieser Hinsicht nicht von den vielen anderen Frauen. Ela Hornung hat bei ihren Forschungen festgestellt, dass Frauen aus Wien und Niederösterreich, die über das Kriegsende und die unmittelbare Nachkriegszeit erzählen, sehr schnell auf die meist angstvollen Begegnungen mit den Soldaten der Roten Armee zu sprechen kommen.¹⁹² Brigitte Fuchs erinnert sich noch genau:

„Und der Vater von der Martha hat gesagt: ‚Menscha gehts ham!‘ Und da haben wir dann eine wahnsinnige Angst gehabt und haben uns am Dachboden versteckt. Aber nach zwei Tagen ist schon die Kommunistische Partei da gewesen, und wir haben dann im Parteihaus geschlafen!“¹⁹³

189 Brigitte Fuchs T27

190 Herta Pauser T4

191 Gerlinde Hofer T12

192 Hornung, Ela: Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Wien 2005, S.14f.

193 Brigitte Fuchs T26

Es war vor allem die Angst, Opfer von Vergewaltigungen zu werden, eine begründete Angst, wie die vertrauliche Erzählung einer Frau über ihre Vergewaltigung beweist. „Das ist eine ewige Erinnerung, die dir ewig bleibt, des kannst net verdrängen.“¹⁹⁴

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die „Russenbilder“ in den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen nicht geschönt werden, die Angst vor den russischen Soldaten wird nicht geleugnet, aber im Gegensatz zu der bis heute geltenden ablehnenden Haltung der österreichischen Gesellschaft der russischen „Besatzungsmacht“ gegenüber betonen meine Gesprächspartnerinnen ihre positiven Erfahrungen.

Immer wieder werden bei Jubiläen und Gedenkveranstaltungen zum Ende des Zweiten Weltkriegs und auch in historischen Arbeiten zu dieser Zeit die Leistungen der Frauen beim Wiederaufbau Österreichs betont und dafür der Terminus der „Trümmerfrauen“ gebraucht. Mit den Lebensgeschichten der „Trümmerfrauen“ wurde auch in der Frauenforschung ziemlich unkritisch verfahren.

„Nicht zu Unrecht entstand der Eindruck, mit der Stilisierung von Frauen der Wiederaufbaugeneration zu ‚Heldinnen‘ wurde unkritische Identifikationsgeschichte betrieben. Erst durch die Einbeziehung der gesamten Lebensgeschichte dieser Frauen wurden auch die ausgeblendeten Schuldanteile im Nationalsozialismus allmählich sichtbar“, ¹⁹⁵

stellen Bandhauer-Schöffmann und Ela Hornung fest.

Meine Gesprächspartnerinnen wollen sich keinesfalls zu den „Trümmerfrauen“ zählen, obwohl auch sie bei den notwendigen Arbeiten unmittelbar nach den letzten Kriegstagen mitgeholfen haben.¹⁹⁶ Frauen wie Brigitte Fuchs wissen von der Begeisterung vieler Frauen für das Hitlerregime – und wollen nicht mit ihnen in einem Atemzug genannt werden: „Es stellt sich die Frage: Räumten sie nur den Schutt der Bomben weg oder auch den Dreck der Nazizeit? [sehr energisch] Die sollen nur was arbeiten! Die sollten sehen, was das alles für ein Verbrechen war!“¹⁹⁷

194 Inge Dostal T5. Vgl.: Baumgartner, Marianne: Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität. Wien und Niederösterreich im Jahr 1945. In: Peter Eppel (Katalogred.): Frauenleben 1945: Kriegsende in Wien. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. 2. September–9. November 1995, S. 59–72.

195 Bandhauer-Schöffmann, Hornung 1992, S. 14.

196 „Trümmerfrauen“ wurden 2005 von den PolitikerInnen anlässlich des Jubiläumsjahres 1945–1995 durch eine finanzielle Zuwendung besonders bedankt.

197 Brigitte Fuchs T28

*„Ich weiß nicht mehr so recht,
was ich damals für Pläne ghabt hab‘.“*

Kriegsende: Bruch oder Kontinuität?

Das Jahr 1945 wird gerne als „Stunde null“ bezeichnet, als Neuanfang, auch als Bruch mit den vergangenen Jahren. Tatsächlich hinterließ das Kriegsende tiefe Einschnitte im öffentlich-politischen und im privat-individuellen Bereich.

Männer, die in der Hitler-Wehrmacht kämpften, kämpfen mussten, Männer, die aktiv an den Unmenschlichkeiten des Regimes mitgewirkt hatten oder „nur“ Parteimitglieder waren, erlebten sicher, wenn auch auf verschiedene Art und Weise, einen einschneidenden Bruch in ihrem Leben, versteht man darunter, wie Silvia Rief, „Ereignisse, die den Lebenslauf in Frage stellen und zur Neuorientierung herausfordern [...], die zu Krisensituationen führen. [...] Die bisherige Lebenskonstruktion wird brüchig.“¹⁹⁸

Brüche gab es aber auch im Leben der Frauen. „Bei den Frauen ... lassen sich lebensgeschichtliche Brüche nach Kriegsende dort festmachen, wo sie eine starke Veränderung ihrer materiellen Lebensumstände erlebten.“¹⁹⁹ Gemeint sind Hunger, Kälte, zerstörte Wohnungen, Obdachlosigkeit, Einquartierungen von Soldaten – alles Umstände, deren Bewältigung viele Frauen erst erlernen mussten.

Einen Bruch, wie ihn Irene Bandhauer-Schöffmann für die Frauen definierte, gab es im Leben meiner Gesprächspartnerinnen im Jahr 1945 nicht. Seit ihrer Kindheit an ärmliche Lebensverhältnisse und an Arbeit gewöhnt, hat das Kriegsende mit seinen Anforderungen und seiner Mangelwirtschaft für sie keine so scharfe Zäsur bedeutet. „Es war schon hart, aber irgendwie haben wir immer was zu essen ghabt.“²⁰⁰ Zudem waren sie zu dieser Zeit noch alle unverheiratet, hatten also nicht für eine eigene Familie zu sorgen, eine Aufgabe, die gerade in der ersten Nachkriegszeit fast ausschließlich in den Händen von Frauen lag. Inge Dostal behielt ihre Stelle als Magd, Brigitte Fuchs konnte weiter in ihrer Dienststelle im Finanzamt arbeiten, die anderen erhielten bald Fabriksarbeitsplätze, Posten als Putzfrau oder als Bürogehilfin, die Jüngsten von ihnen, Maria Hahn und Herta Pauser, konnten – wenn auch mit Schwierigkeiten – ihre schulische Ausbildung fortsetzen.

Für alle Gesprächspartnerinnen gilt, dass das Kriegsende zwar das Ende ei-

198 Rief, Silvia: Vom Eßbaren und Sagbaren. Ein Rüstungsarbeiter im Dritten Reich. In: Reinhard Sieder (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien 1999, S. 15–49, hier S.18.

199 Bandhauer-Schöffmann, Hornung 1992, S. 30.

200 Martha Feiler T3

ner schrecklichen Zeit war, wie sie aus heutiger Sicht anmerken, das auch veränderte Alltagsgewohnheiten mit sich brachte, aber es keineswegs einen Bruch in ihrem Leben bedeutete. Ein politischer Zeitabschnitt war zu Ende, nicht aber das Ende ihrer Jugendzeit, nicht das Ende eines Lebensabschnitts.

Es ist vorstellbar, dass die jungen Frauen mit dem Beginn einer „neuen Zeit“ auch ganz bestimmte Vorstellungen von ihrem weiteren Leben hatten. Davon erzählt haben aber nur Herta Pauser, deren Traum es war, eine große Pianistin zu werden, und Christa Weiß, die von Anfang an mit ihrer Arbeit in der Kommunistischen Partei zum Neuaufbau des Staates und zur Humanisierung der Gesellschaft beitragen wollte. Sonst aber fehlt in den Erzählungen über diesen Zeitraum ein „großer Lebensplan“. Sicher haben die Frauen bestimmte Vorstellungen über ihre Zukunft gehabt, Träume vom beruflichen Erfolg und von einer glücklichen Familie, aber keine von ihnen erzählt davon, und keine will sich mehr daran erinnern. „Wahrscheinlich habe ich mir schon was ausgedacht, aber ich weiß nicht mehr –, die Zeit war damals sehr schwer“,²⁰¹ meint Grete Schütz. Im Gegensatz dazu hatten die Männer, die die Frauen in den folgenden Jahren kennen lernen und heiraten sollten, sehr wohl ganz konkrete Pläne und Vorstellungen von ihrem weiteren Leben. Die doch vorhandenen, wenn auch nicht sehr konkreten Lebenspläne der Frauen wurden wahrscheinlich sehr schnell von denen ihrer Ehemänner überdeckt – und somit sind sie in der Erinnerung nicht mehr verankert, nicht mehr erzählenswert.

201 Grete Schütz T4

2. Erzählen vom Beginn einer Ehe

Ein Widerstandskämpfer als Ehemann

Kontingenzen oder Konsequenzen?

In den ersten Jahren nach Kriegsende haben meine Gesprächspartnerinnen ihre Ehemänner, Widerstandskämpfer, geheiratet.

Natürlich kann man der gängigen Feststellung nicht wirklich widersprechen, dass das Zusammentreffen zweier Menschen zumeist vom Zufall herbeigeführt wird. Beleuchtet man aber die Erzählungen der Frauen über ihre Jugendzeit nach Herkunft, Sozialisation und politischer Prägung, wie dies im vorhergehenden Abschnitt geschehen ist, so zeichnete sich bereits der Weg ab, der schließlich zur Bekanntschaft mit dem späteren Ehemann führte. Die Feststellungen Reinhard Sieders treffen durchwegs auf meine Gesprächspartnerinnen zu:

„Die Partnerwahl verläuft vermutlich wie ein Filterprozess. Zunächst wird eine Kategorie von sozial angemessenen Partnern definiert, was durch die sozialen Milieus, in denen sich ein Mensch bewegt, quasi von ihm ‚unbemerkt‘ geschieht. Innerhalb eines ‚Pools‘ möglicher Partner findet dann die spezifische Partnerwahl nach psychischen, sexuell-erotischen und ästhetischen Mechanismen statt. Partnerwahl erscheint unter diesem Aspekt nicht als einmaliger Entscheidungsakt des einzelnen, sondern als seine Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen. Soweit wir bisher wissen, kommt dabei den Erfahrungen in der Herkunftsfamilie, dem Bildungsweg und der frühen Berufskarriere des Jugendlichen und jungen Erwachsenen große Bedeutung zu.“²⁰²

Die Analyse der Erzählungen der Frauen weist Anhaltspunkte auf, die im Folgenden ausgeführt werden und die die These Heinz Budes bestätigen können: „Was im Leben einer Person passiert, ist nicht reiner Zufall.“²⁰³

„Ich bin auch eine Kämpferin!“

Von der eigenen Widerständigkeit

Eine immer wiederkehrende „Leitlinie des lebensgeschichtlichen Erzählens“²⁰⁴ ist bei fast allen meinen Gesprächspartnerinnen die Erfahrung von Widerstand und

202 Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt am Main 1987, S. 249.

203 Bude 1998, S.11.

204 Lehmann 1982, S. 80.

widerständigem Verhalten. „Widerstand“ ist für sie kein abstrakter, sondern ein konkreter, positiv besetzter Begriff.

Ausführlich erzählen die Frauen vom politischen Widerstand und von Verfolgung ihrer Familienmitglieder sowie von Freunden und deren Verfolgungen. Sie wurden für sie zu Vorbildern, so zum Beispiel für Herta Pauser die Tante, die trotz vieler Schwierigkeiten zu ihrem jüdischen Mann gehalten hat. „Und als der Krieg aus war, hat sie gesagt: ‚Dass ich *diesen Hund* [Hitler] überlebt hab! Sieben Jahr hab ich gewartet und jetzt ist’s vorbei!“²⁰⁵ Das erzählt sie sehr langsam, die Stimme ihrer Tante zitierend und dann besonders betont: „Das war für mich *ein prägendes Erlebnis!*“, und als ich ihr zustimme, fährt sie erregt fort: „Sie war eine überzeugte Sozialdemokratin ... und ich bin auch eine glühende geworden, *in jungen Jahren!*“²⁰⁶

Die Frauen erzählen auch gern – mit einem gewissen Stolz – von ihrem eigenen widerständigen Verhalten in verschiedenen Lebenssituationen. Vom Nazilehrer in der Schulzeit, der das Kommunistenkind Gerlinde Hofer sehr benachteiligte, „aber er konnte mich nicht drankriegen, weil ich doppelt so viel lernte!“²⁰⁷, vom Fremdarbeiter, den Christa Weiß „den Nazi zum Trotz“ auf Wanderungen mitgenommen hat, vom trotzigem Nichtbeachten der verbalen Diskriminierungen, die Martha Feiler erfuhr, und vom „Sich-nichts-Gefallenlassen“²⁰⁸ im späteren Berufsleben. Immer wieder streuen sie in den verschiedenen Erzählungen Bemerkungen ein, die ihre Widerständigkeit zeigen sollen. Nicht immer so deutlich, wie Herta Pauser das Interview beginnt: „Eigentlich bin ich auch eine Widerstandskämpferin“²⁰⁹, oder wenn Katharina Dvorschak immer wieder betont: „Ich war eine *Kämpferin! In allem!* Ich habe mich *immer* gewehrt!“²¹⁰ Wenn vom eigenen widerständigen Verhalten gesprochen wird, dann verändert sich die sachliche, distanzierte Sprache, in der zum Beispiel Christa Weiß erzählt, da wird auch bei ihr die Stimme lebendig und lebhaft. Als ich bei einer Erzählung von Maria Hahn über ihr hartes Leben und Arbeiten bei fremden Leuten kurz einwerfe: „Aber Sie haben sich nicht unterkriegen lassen“, entgegnete sie mir sofort, mit erhobener Stimme und mit leuchtenden Augen: „Ja, *ich hab’s geschafft*, ich habe zu kämpfen gelernt, wo ich mich hab wehren können, hab ich mich gewehrt!“²¹¹

Die meisten meiner Gesprächspartnerinnen waren nach 1945 politisch en-

205 Herta Pauser T3

206 Herta Pauser T3

207 Gerlinde Hofer T7

208 Martha Feiler T7

209 Herta Pauser T1

210 Katharina Dvorschak T4

211 Maria Hahn T14

gagiert, manche in Jugendorganisationen der Kommunistischen Partei tätig. Dort lernten einige auch ihre späteren Ehemänner kennen. Diese beiden Fakten hatten gewiss auch mit persönlicher Widerständigkeit zu tun, denn zum einen wurde in der Nachkriegsgesellschaft die Mitgliedschaft zur Kommunistischen Partei nicht nur skeptisch, sondern meist ablehnend angesehen und zum anderen wurden Widerstandskämpfer nur allzuoft als „Verräter“ diskriminiert.

Aus der Analyse der Gespräche geht ganz deutlich hervor, dass Widerstand – nicht nur der politische – für die Frauen eine Leitlinie ihres Lebens war und heute noch ist. Natürlich ist die besondere Interviewsituation zu berücksichtigen, ebenso die „reflektierende Selbstorientierung eines einzelnen bei einer Rückschau auf sein Leben“²¹², aber Männer, die Widerstand geleistet haben und leisten, die „sich nichts gefallen lassen“, verdienen und verdienen ihren Respekt. „Er ist *immer* seinen geraden Weg gegangen, das habe ich an ihm *immer* bewundert!“²¹³, sagt Brigitte Fuchs von ihrem Mann noch heute.

Mag der Zufall auch bei ersten Begegnungen eine Rolle gespielt haben, so sind doch die nähere Bekanntschaft und die eheliche Partnerschaft sicher auch von der beiderseitigen Wertschätzung, Widerstand leisten zu können, getragen.

„Ich bin stolz auf meinen Vater!“

Von der Vater-Tochter-Beziehung

Dass Väter in ihrer Beziehung zu ihren Töchtern eine besondere Bedeutung haben, ist nicht nur „Volksweisheit“, nicht nur Thema in der Belletristik, dies wird auch durch wissenschaftliche Untersuchungen bestätigt.

Wenn meine Gesprächspartnerinnen von ihrer Kindheit oder Jugend erzählen, dann sind es sehr oft Geschichten, in denen der Vater im Mittelpunkt steht. So drängt sich die Frage auf, ob die Beziehung der Frauen zu ihren Vätern bei der Wahl ihrer Ehemänner einen Einfluss gehabt haben könnte.

Wenn die Frauen von ihren Vätern erzählen, dann heben sie immer deren positive Seiten hervor. Der Vater wird im Zusammenhang mit der „schönen“ Kindheit genannt, es werden nur seine guten Eigenschaften erwähnt, und in vielen Episoden aus dem Alltag schwingt der Stolz auf den Vater mit: Maria Hahns Vater hat sich

212 Lehmann 1982, S. 83.

213 Brigitte Fuchs T37

„kulturell sehr engagiert und hat auch einen Gesangsverein ghabt –, und was mein Vater noch gmacht hat. Er hat sich als Fotograf ausgekannt. Da sind die Leute zu ihm gekommen und haben sich fotografieren lassen und ich hab ihm in der Dunkelkammer helfen dürfen, er hat so ein kleines primitives Fotostudio ghabt, kann man so sagen.“²¹⁴

Gerlinde Hofer charakterisiert gleich am Beginn unseres ersten Gesprächs ihren Vater: „Mein Vater war immer fortschrittlich und sehr sozial eingestellt und hat allen geholfen, wo er nur können hat.“²¹⁵ Sie streicht seine Rolle als sorgender Familienvater, auch in den schwierigen Zeiten der Arbeitslosigkeit, besonders hervor, „und wir haben nicht sagen können, wir haben an Hunger gelitten, denn diesbezüglich hat er sehr auf seine Familie geschaut –, und das war auch sein Spruch später noch: ‚Wenn meinen Kindern was passiert, dann passiert was!‘“²¹⁶ Auch Katharina Dvorschak schwärmt vom Vater: „Er hat uns ein schönes Familienleben gegeben! Er hat Briefmarken gesammelt und konnte durch Tauschen und Verkaufen eine kleine Existenz schaffen und so sind wir durch dick und dünn gegangen. Mein Papa war halt *einmalig*!“²¹⁷

Auch wenn er ein „Hallodri“ war, wie Grete Schütz ihren Vater bezeichnet, so war er doch „so ein gescheiter Kerl und er hat wunderschön schreiben können, er hat einfach *alles können*!“²¹⁸

Die starke emotionale Beziehung der Frauen zu ihren Vätern ist bis heute ungebrochen. Helga Postl kann noch heute oft nicht schlafen, wenn sie an den Tod ihres Vaters im Zuchthaus Stein denkt:

„Ich lege mich ins Bett und mir fällt ein, immer dasselbe, [weint] ... furchtbar war das, ... furchtbar! . Meine Tochter sagt immer: ‚Du musst einen Schlussstrich machen‘, aber das kann man nicht.“²¹⁹

Die politische Gesinnung des Vaters ist auch ein Grund, auf ihn stolz zu sein:

„Mein Vater war ein Schutzbündler und Sozialdemokrat, und er hat deshalb keine Arbeit kriegt, aber er war im Dorf nicht angefeindet in dem Sinn, dass ihn wer verraten hätte. Der hat sich manches sagen traut und gmacht und getan!“²²⁰,

214 Maria Hahn T3

215 Gerlinde Hofer T3

216 Gerlinde Hofer T5

217 Katharina Dvorschak T3

218 Grete Schütz T3

219 Helga Postl T3

220 Christa Weiß T2

berichtet Christa Weiß. Der Vater von Grete Schütz

„hat laut geschimpft über die Nazi –, und er ist dann eingesperrt worden deshalb –. Damals haben uns die Leut’ deshalb schief anschaut, aber es war schon richtig so –, und er hat sich halt was traut.“²²¹

Auch wenn Maria Hahn als Tochter eines sehr bekannten und gesuchten Partisanen zu leiden hatte, so ist sie doch sehr stolz auf ihn. Sie zeigte mir seine Fotografie, sein Buch, das er nach 1945 unter seinem Partisanennamen geschrieben hat, Ehrungen, die er nach dem Krieg erhalten hat. Allerdings ist die Beziehung zu ihm auch schmerzhaft: Als der Krieg aus war, freute sich Maria Hahn „*irrsinnig*, dass der Vater kommen wird und dass wir wieder eine Familie werden. Aber dann war die große Enttäuschung.“ Von heftigem Weinen unterbrochen, mit ausladender Gestik begleitet, erzählt sie, dass der Vater wegen einer anderen Frau nicht mehr zur Familie zurückkehrt:

„Ich bin –, . ich weiß nicht wie oft, bei ihm gekniet und hab gesagt: *„Bitte! Komm zu uns zurück!“*“²²² Aber, so betont sie kurz darauf, er hat für sie und ihre Schwester gesorgt und ihnen eine schulische Weiterbildung bis zur Matura ermöglicht. Abschließend versichert sie: „Ich möchte jetzt nicht über meinen Vater schimpfen –, . ja ... das sind halt Tatsachen.“²²³

Töchter sind nicht nur auf den Vater stolz, sie sind auch der Stolz des Vaters, diese Genugtuung ist aus den Erzählungen der Frauen deutlich herauszuhören. Ausgesprochen hat es Gerlinde Hofer: „Ein Genosse von meinem Vater hat es mir erzählt: ‚Dein Vater hat mir einmal gsagt, *du bist sein ganzer Stolz*, du bist seine Hoffnung! Du wirst seine Ideen einmal weiterbringen!‘ [lächelt]“²²⁴.

Die Mütter werden in den Erzählungen durchwegs nur auf meine Nachfrage und dann nur ganz kurz erwähnt: „Ohne die Mutter wären wir verhungert.“²²⁵ Dass ihr die materielle Sorge für die Familie zustand, dass auch für sie die Autorität des Mannes unbestritten war, das ist für meine Gesprächspartnerinnen offensichtlich so selbstverständlich, dass man es nicht erwähnen muss. Diese traditionelle Selbstverständlichkeit der Frauenrolle werden sie selbst in ihrer Ehe weiter innehaben.

221 Grete Schütz T3

222 Maria Hahn T14

223 Maria Hahn T15

224 Gerlinde Hofer T7

225 Christa Weiß T3

Nur wenn der Vater fehlt, wie bei Herta Pauser, wird die Mutter zum Vorbild, auf das die Tochter stolz ist: „Meine Mutter war zwar politisch einfach gebildet, aber ich hab immer gehört: *„Ich bin Sozialdemokratin und bleib Sozialdemokratin!“* Sie ist mein Vorbild geblieben!“²²⁶

Dass die Vater-Tochter-Beziehung für die Wahl des Ehepartners nicht ohne Einfluss bleibt, wird vor allem durch die Psychoanalyse bestätigt.²²⁷ Katharina Teufl fasst in ihrer Untersuchung die Ergebnisse namhafter AutorInnen zusammen, in denen übereinstimmend festgestellt wird, dass

„gerade die Beziehung zum Vater während der Kindheit und Jugend wesentliche Auswirkungen auf das spätere Leben der Tochter hat. So beeinflusst der Vater etwa die Entwicklung des Selbstvertrauens, des Vertrauens in andere, das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und die Einstellung zur eigenen Weiblichkeit sowie zu Freundschaften und Partnerschaften. [...] Der Vater ist der erste Mann im Leben der Tochter und stellt die Weichen dafür, wie die Frau später ihre Partnerschaften erleben und sich gegenüber Männern verhalten wird.“²²⁸

Schon Sigmund Freud hat behauptet, dass das Mädchen seinen späteren Ehepartner häufig nach dem Vorbild des Vaters wähle und die ödipalen Besetzungen nur langsam, wenn überhaupt aufgebe. Es fällt schwer, seiner Meinung zuzustimmen, dass es „für das Weib [...] geringen Schaden [bringt], wenn es in seiner femininen Ödipus-Einstellung [...] verbleibt. Sie wird dann ihren Mann nach väterlichen Eigenschaften wählen und bereit sein, seine Autorität anzuerkennen.“²²⁹ Allerdings muss man zugeben, dass diese Behauptung mit dem Verhalten meiner Gesprächspartnerinnen in ihren Beziehungen zu ihren Ehemännern größtenteils übereinstimmt.

Wenn die Frauen ihre Widerständigkeit in den Gesprächen hervorheben, so trifft zu, was Frieka Happs beobachtet hat: Das Ich-Ideal des Mädchens weist meist wesentliche Züge des Vaters auf, und dementsprechend werden beim gleichaltrigen Partner offene und verdeckte Ähnlichkeiten mit dem Vater gesucht, so dass sich in der Regel die Beziehung der Frau zum Liebespart-

226 Herta Pauser T2

227 Vgl. Teufl, Katharina: Die Vater-Tochter-Beziehung und ihr Einfluss auf spätere Partnerschaften von Frauen. Dipl.arb. Univ. Wien 2006. In dieser Arbeit gibt es zahlreiche Literaturhinweise.

Happel, Frieka: Der Einfluß des Vaters auf die Tochter. Zur Psychoanalyse weiblicher Identitätsbildung. Frankfurt am Main 1996.

228 Teufl 2006, S. 4.

229 Freud, Sigmund: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds 1925, S. 264. Zit. nach Happel 1996, S. 255.

ner nach dem Muster ihrer Beziehung zum Vater gestaltet. Happel weist auch auf die verschiedenen Einflüsse dieser Beziehung hin. „Auf der persönlichen Ebene gehören zu diesen Einflüssen die bewussten und unbewussten Vorstellungen und Erwartungen des Vaters wie der Tochter an diese Beziehung.“²³⁰

Die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen über die Beziehung zu ihren Vätern bestätigen offensichtlich die Erkenntnisse der wissenschaftlichen Forschungen: Die Wahl des Partners und seine Beziehung zu ihm sind in der Regel nach dem Muster der Beziehung zum Vater gestaltet. Man kann mit einiger Sicherheit sagen, dass die Beziehungen der Frauen zu ihren Vätern, Widerstandskämpfern und widerständigen Vätern, ihre Lebenskonstruktion geprägt haben, die Regeln beeinflusst haben, nach denen sie ihr Leben ausrichteten und den zukünftigen Ehemann – den Widerstandskämpfer – gewählt haben.

„So hat das halt angefangen!“

Von den ersten Begegnungen

Allen Frauen stellte ich im Anschluss an ihre Berichte aus Kindheit und Jugend die Frage: „Wie haben Sie Ihren Mann kennen gelernt?“ Diese Frage sollte zu meinem eigentlichen Thema, dem Zusammenleben mit dem Ehemann, überleiten. Was als Brücke gedacht war, erwies sich aber durchgehend als Bruch, als Bruch in der Bereitschaft der Frauen, sich näher auf Bilder aus der Vergangenheit, auf Erinnerungen an erste Begegnungen einzulassen, sie so erzählerisch auszubreiten, wie sie es bei den Erzählungen aus Kindheit und Jugend getan hatten. War ich bisher vor allem Zuhörerin und dienten meine Nach- und Zwischenfragen nur dazu, allzu große Abschweifungen zu vermeiden, so musste ich nun viele Fragen stellen, musste versuchen, den Erzählfluss in Gang zu halten, Details zu erfahren – aber ich bekam auf meine Fragen meist nur knappe, sachliche Berichte.

Sicher spielten dabei auch meine Erwartungen eine Rolle: romantische Erzählungen vom Verliebtsein, von Zärtlichkeiten, vielleicht auch von Erotik. Diese naiven Erwartungen konnten keineswegs erfüllt werden. Betont sachlich, realistisch, so wollten mir die Frauen ihre Beziehungen offerieren. Ein resignativer Unterton war dabei aber oft nicht zu überhören.

230 Ebd., S. 286.

Auf die eingangs gestellte Frage, wie die Frauen ihre Männer kennen gelernt hätten, kamen sehr häufig zögerliche Antworten wie: „Es hat halt irgendwie angefangen – . Den hab ich kennengelernt –, wie soll man sagen? . 1953 hab ich ihn kennengelernt und 1956 haben wir geheiratet, drei Jahr warn wir so beinand –, und 1956 haben wir dann geheiratet, ja.“²³¹ Mehr gibt es für Inge Dostal nicht zu erzählen.

Auch Elisabeth Jäger fasst die Bekanntschaft mit ihrem späteren Ehemann, den sie immer nur mit seinem Familiennamen, nie mit seinem Vornamen Franz benennt, in wenigen Sätzen zusammen:

„Des war so: I bin mit meiner Nachbarin immer spazieren gängen bei der Schiffsstation, und einmal an einem Sonntag läutets, da steht er draußen –, den hab ich schon ein wengerl kennt, und da hat er mir zeigt, wo er wohnt, bei der Frau, zu der i noch immer hingeh –, und da bin ich dann zu ihm zogen, weil er hat mich gfragt: ‚Willst a Haus bauen? Hab i gsagt: ‚Ja, des interessiert mich‘.“²³²

Christa Weiß berichtet zwar etwas ausführlicher, aber ebenso in einem sachlichen Ton:

„Ich habe meinen Mann 1946 kennen gelernt, wir haben erst 1952 geheiratet, das war halt sozusagen eine lose Verbindung. Ich hab ihn auf einer Parteischulung kennen gelernt, er hat dort Vorträge gehalten, er war dort in der Schulleitung –. Das hat sich dann halt so entwickelt–, ich war da mit meinem Mann ein bisserl zsmamm, dann warn wir wieder ein bisserl auseinander, er war da in Mistelbach und Bruck als Bezirkssekretär und ich in St. Pölten und zwischendurch haben wir uns halt getroffen. Und 52 haben wir geheiratet.“²³³

Etwas widerwillig erzählt Katharina Dvorschak:

„Meinen Mann hab ich in Wien kennen glernt, da haben wir Pakete aus der Slowakei gekriegt und er war der Vermittler, er war in der Postgasse –, er hat in der Textil –, . Er hat viel gearbeitet, in der Textilbranche, bei den Russen, er hat mit den Russen einen guten Kontakt ghabt, das war so . 48, in den 50ern haben wir geheiratet.“²³⁴

Maria Hahn berichtet so sachlich, als verlese sie einen tabellarischen Lebenslauf. Sie lebte, obwohl sie das Gymnasium mit Matura in Jugoslawien abgeschlossen

231 Inge Dostal T7

232 Elisabeth Jäger T6

233 Christa Weiß T5

234 Katharina Dvorschak

hatte, ohne Anstellung in Eisenkappel. Als Slowenin zählte sie zu den Außenseitern im Dorf, aber sie war Mitglied im sehr aktiven slowenischen Kulturverein. Dort begegnete sie bei Theaterproben ihrem späteren Mann. Sie beschlossen 1957 zu heiraten.

Martha Feiler hat ihren Mann bei Veranstaltungen der Kommunistischen Partei kennen gelernt. Er war allerdings verheiratet und sie hat lange nicht gemerkt, dass er sie verehrt und dass er ein Verhältnis mit ihr haben wollte. Verheiratete Männer und Frauen waren aber in der Partei „tabu“, und auch sie wollte nur ein näheres Verhältnis, wenn er sich scheiden ließ, was erst nach längerer Zeit geschah.²³⁵

Grete Schütz war mit einer Gruppe der Freien Österreichischen Jugend auf dem Schneeberg Schifahren und traf dort auch eine Gruppe aus Wr. Neustadt. Nach einem Sturz und Beinbruch kam sie nach Wr. Neustadt ins Krankenhaus, aber „der Janni hat mich dort selten besucht. Der ist dann etwas später nach Wien in die Parteischule kommen und da hat er sich erinnert: ‚Ich kenn doch eine aus Wien!‘ Und seit damals hat das dann angefangen.“²³⁶

Herta Pauser ist auf Anraten eines Bekannten zu einer Gruppe der Sozialistischen Studenten gegangen und wurde sehr nett und wohlwollend aufgenommen.

„Dort saß eine junge Deutsche, die ist dann auch meine Freundin geworden, die hat gesagt: ‚Wir haben ein Sommerlager am Wörthersee, da kommst du mit.‘ Und ich war dann drei Wochen am Wörthersee und hab dort eine Menge Leute kennen gelernt und dort hab ich auch meinen Mann kennen gelernt.“²³⁷

In all ihren Erzählungen verfügt Gerlinde Hofer über ein Repertoire von lebendigen Geschichten aus ihrem Leben, so auch eine von ihrer ersten Begegnung mit ihrem späteren Mann. Sie zu erzählen, macht ihr ganz offensichtlich Vergnügen:

„Ich habe eine Jugendgruppe [in der KPÖ] geleitet und wir haben Bänke gebraucht. Da haben sie gesagt, ein Funktionär kommt. Da hab ich mir gedacht, da geh ich hin, aber der war nicht da, sondern ein anderer, und da hab ich mir gedacht: Ist auch blöd, wenn ich jetzt frag. Aber der Ersatzmann hat mich angeschaut und ich hab ihn angeschaut und dann kommt er zu mir und redet, und der hat ein Trenchcoat anhabt [lacht sehr] und da war jeder Knopf mit einer

235 Von diesen Schwierigkeiten erzählte mir Martha Feiler wohl etwas ausführlicher. Allerdings musste ich das Tonband ausschalten.

236 Grete Schütz T3

237 Herta Pauser T7

anderen Farb angnäht, und ich hab mir gedacht: Der muss eine schlamperte Frau haben –. [lacht] Und er hat gfragt –, und wir haben halt so gredet, und ich bin dann draufkommen, er war der erste Redakteur der Wr. Neustädter Nachrichten und er war *nicht verheiratet!* Und ich hab ihm einen Artikel geschickt und der hat ihm gefallen und so weiter –. Und so sind wir uns halt näher kommen, und dann ist er öfters zu mir kommen.“²³⁸

Helga Postl und Brigitte Fuchs waren mit ihren späteren Ehemännern schon vor dem 2. Weltkrieg befreundet. In ihren Erzählungen geht es deshalb nicht nur um ein Kennenlernen, sondern vor allem um ein Wiedersehen nach dem Krieg.

Helga Postl hat ihren Mann „eigentlich schon von früher“ gekannt,

„aber dann ist er heimkommen zur Mutter und hat gsagt, er kommt wieder zu mir, aber ich war sehr vorsichtig [lacht verlegen], *Angst* hab ich ghabt –. . Na ja, dann habns ihn erwischt und eingesperrt, und dann musste er in den Krieg und da haben wir beide am Bahnhof sehr geweint. . Und wie er dann so schwer verletzt heimkommen ist, hab ich mir denkt, er stirbt, aber der Primar hat zu ihm gsagt: ‚Hast eine Braut? Na, dann passt es eh!‘ [lacht] Und dann ist er von der Gefangenschaft heimkommen, und weil er keine Wohnung ghabt hat, ist er zu mir und der Mutter zogn.“²³⁹

Brigitte Fuchs reagiert auf meine Standardfrage so, als wäre sie völlig überflüssig: „Den Franz? Den hab ich schon immer kennt, der ist ja dort aufgewachsen, wo wir aufgewachsen sind!“²⁴⁰ So wusste sie auch von seiner intensiven Widerstandstätigkeit, wollte zunächst nichts damit zu tun haben, hat dann aber doch mitgearbeitet:

„Aber ich hab mir *nie* denkt: ‚Hätt ich nur nix anfangen‘ -. . Es war ein regnerischer Tag, und da hat er mir den Rock geben und hat ihn mir so umhängt –. Ich hab ihn eigentlich nur so als Halbwilden kennt, heute sagt man so Halbstarker oder so ähnlich, und da haben wir uns dann ausgemacht, wir fahren am Sonntag nach Winzendorf.“²⁴¹

Dort hat sie in nächster Zeit beim Herstellen der illegalen Zeitung mitgearbeitet. Kurz darauf wurde Franz verhaftet und ins Konzentrationslager gebracht. Nach dem Ende des Krieges traf sie ihn wieder im Parteihaus der KPÖ:

„Da habens mir die Freunde schon gsagt: ‚Der Franz ist auch schon da‘. Und wie ich raufgeh in den zweiten Stock, da geht die Tür auf, kommt der Franz raus und - Wir sind dann zu seiner Mutter gefahrn ...“.

238 Gerlinde Hofer T16

239 Helga Postl T4

240 Brigitte Fuchs T13

241 Brigitte Fuchs T14

Auf meine Nachfrage, was denn das für ein Gefühl gewesen sei, ihn wieder zu sehen, zögert sie:

„Ich glaub, wir waren irgendwie vorbereitet, weil schon andere heimkommen sind. Freilich – ., das ist ein Gefühl –, denkst dir: Da steht er jetzt! . Es war halt anders Na, und dann hat das halt angefangen. Aber: *Ich bin ja nie gegangen mit ihm!* Ich bin ja *niiiiie* mit ihm gegangen (sic).“²⁴²

„Von Liebe war nicht die Rede“

Von der Schwierigkeit, über Liebe und Sexualität zu erzählen

Auffallend ist nicht nur die Knappheit und Sachlichkeit der Erzählungen, sondern auch, dass nie von Emotionen gesprochen wird. In einem ganz anderen Zusammenhang meint Brigitte Fuchs zwar einmal: „Nicht, dass wir uns nicht gern ghabt hätten –,“²⁴³ aber Wörter wie Zärtlichkeit, Liebe kommen nicht vor, von Sexualität ganz zu schweigen – auch nicht in den späteren Erzählungen aus dem Eheleben. Die Frage: „Waren Sie verliebt?“ wäre wahrscheinlich störend und unpassend gewesen und wurde auch nicht gestellt.

Deutlich ist die Verweigerung, von Liebe und Sexualität zu sprechen, auch in den späteren Erzählungen aus dem Eheleben. Abgesehen von der speziellen Interviewsituation beruht diese Ablehnung vor allem auf den Moralvorstellungen und Verhaltensnormen auf dem Gebiet der Erotik und Sexualität in der Nachkriegsgesellschaft, denen sich vor allem die Frauen unterwerfen sollten. Noch in den 1950er Jahren waren Liebe, vor allem aber Erotik und Sexualität Begriffe und Themen, die allgemein in der Öffentlichkeit ungern verwendet und angesprochen wurden. „Die Öffentlichkeit war entsexualisiert, von Prüderie gekennzeichnet.“²⁴⁴ Ingrid Bauer und ihre Mitautorinnen beziehen sich in ihrem Artikel in diesem Zusammenhang auch auf Roland Barthes, der davon ausging,

242 Brigitte Fuchs T29. Die Szene des Wiedersehens im Parteihaus erzählte mir beim Kaffeege-
spräch ihr Mann etwas anders: „Ich bin ins Parteihaus gegangen und Freunde haben mir
gesagt, sie ist dort. Ich hab sie gesucht und sie gefunden. Sie ist auf einem Bankerl gesessen
und ist mir entgegengekommen. Ich hab sie umarmt und habe sie geküsst. Das war das zwei-
te Busserl, das ich ihr gegeben habe.“ Unterschiedliche Erinnerungen oder Präsentation des
Mannes als zärtlich Liebender?

243 Brigitte Fuchs T41

244 Thurner 1995, S. 58.

„dass das Gefühl kein Öffentlichkeitsrecht habe und Empfindsamkeit keinen gesellschaftlichen Wert darstelle. Zu fühlen, über Gefühle zu sprechen und zu schreiben, sei gesellschaftlich nicht anerkannt.“²⁴⁵

Das Modell der „romantischen Liebe“ – so führen die Autorinnen weiter aus – sei von der realen Machtverteilung der Geschlechter

„völlig asymmetrisch umgesetzt worden – im Rahmen eines bürgerlich-patriarchalen Ehe- und Familienmodells sowie des damit verbundenen Tugendkonzepts hinsichtlich Erotik und Sexualität.“²⁴⁶

Und diese bürgerlichen Moralvorstellungen und Verhaltensmaximen regulierten Liebe und Ehe. „Liebe passiert die Filter moralischer Ordnung, die Achtung und Missachtung regelt.“²⁴⁷ Liebe und Treue waren absolute Werte in einer Beziehung, Treue wurde vor allem auf die Sexualität fixiert.

Ob sich das Reden über diese Moralvorschriften, über die Liebe wirklich auf das „Not-Wendige reduzierte“, wie es Regina Mahlmann behauptet und sich „die Kommunikation im Austausch von Verständigungsformeln und in der Ritualisierung der Handlungsabläufe erschöpfte, bei denen oft nur wenige Sätze gesprochen wurden“²⁴⁸, kann aus der Analyse der Gespräche mit den Frauen in dieser Schärfe nicht nachgewiesen werden, aber die knappen, sachlichen Berichte lassen doch darauf schließen, dass über Themen wie Liebe, Zärtlichkeit, Erotik und Sexualität kaum gesprochen wurde.

Meine Gesprächspartnerinnen haben sich in ihrer Grundhaltung zu Liebe und Sexualität sicher nicht von den allgemeinen Moralvorstellungen unterschieden. Aber – und das muss betont werden – sie waren sicher auch in ihrem Verhalten den Grundhaltungen der marxistischen Ethik verpflichtet, die seit der Zwischenkriegszeit in sozialistischen, vor allem aber in kommunistischen Kreisen über die Jahre des Krieges hinweg tradiert wurden. Als Mitglieder oder Sympathisantinnen der sozialistischen und kommunistischen Partei blieben sie von deren Liebes- und

245 Barthes, Roland, zit. nach: Ingrid Bauer, Christa Hämmerle, Gabriella Hauch: Liebe widerständig erforschen: eine Einleitung. In: Ingrid Bauer, Christa Hämmerle, Gabriella Hauch (Hg.): Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen. Wien 2005, S. 9–35, hier S. 13.

246 Ebd., S. 15.

247 Mahlmann, Regina: Psychologisierung des „Alltagsbewusstseins“. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe. Opladen 1991, S. 288.

248 Ebd., S. 121.

Ehekonzeptionen nicht unberührt.²⁴⁹ Lenin – dessen Ideologie in den Sektionen diskutiert und in den Parteizeitungen auch nach dem Krieg propagiert wurde – hatte Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin im Privatleben und in den gegenseitigen Beziehungen zwischen Mann und Frau gefordert und gemahnt, dass „Leichtsinn in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern, mangelnder Ernst den Menschen moralisch tief sinken“ lassen.²⁵⁰ Auch in den sozialistischen Kreisen herrschten rigide Moralvorstellungen. Monogamie und Keuschheit wurden als Stärke und Mittel zur Persönlichkeitsbildung – vor allem der Frauen – erachtet, und Selbstzucht, Selbstüberwindung und Verantwortung waren auch hier die Schlagworte. Wohl gab es den aus der Zwischenkriegszeit stammenden Begriff der „freien Liebe“ – für bürgerliche Vorstellungen bedeutet er den Zerfall der Gesellschaft – aber, wie Marion Wisinger nachweist, „mit freier Liebe ist nicht die hemmungslose Partnerwahl gemeint, sondern die freie und bewusste Partnerwahl“²⁵¹.

Grundsätzlich wurden die Normen und Moralkodices aus der Zeit der Ersten Republik in den Nachkriegsjahren übernommen und verfestigt. Im Vordergrund der Beziehung zwischen Mann und Frau sollen Kameradschaft und Solidarität stehen, davon ist auch in den parteinahen Frauenzeitschriften immer wieder die Rede. Wenn meine Gesprächspartnerinnen von gemeinsamen Erlebnissen mit Burschen aus ihrer Jugendzeit erzählen, verwenden sie sehr häufig die Begriffe „Kamerad“ und „Kameradschaft“, obwohl man annehmen könnte, dass diese Begriffe nur zwischen Männern gebraucht werden: „Da sind wir mit den Bergkameraden wandern gegangen, aber da hat sich *nichts* abgespielt“²⁵², erzählt Christa Weiß, und auch Brigitte Fuchs betont das „kameradschaftliche Verhältnis“ zwischen Burschen und Mädchen. Der Partner ist der Kamerad der Frau, dem sie vor allem in Solidarität verbunden ist. „Ich hab *immer* zu meinem Mann gehalten, auch wenn er nicht immer ganz recht hatte“, ²⁵³ betont Inge Dostal sehr bestimmt. Eng verbunden mit der Kameradschaftlichkeit war die Forderung nach „Keuschheit“. Gemeint war damit vor allem die Forderung nach monogamen Beziehungen, verpönt waren Promiskuität und offene Beziehungen. Als mir Martha Feiler von den Annäherungen ihres

249 Im folgenden Kapitel wird auf die Stellung und Rolle der (Ehe)Frau im Sozialismus genauer eingegangen.

250 Radant, Irmgard (Hg.): Über kommunistische Moral. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1954, S. 169.

251 Wisinger, Marion: Land der Töchter. 150 Jahre Frauenleben in Österreich. Wien 1992, S. 114.

252 Christa Weiß T4

253 Inge Dostal T9

späteren Ehemanns – damals noch verheiratet – erzählt, muss ich das Tonband abschalten, denn „so etwas machte ein Kommunist nicht“²⁵⁴.

Sexualität war auch in linken Weltanschauungen als Thema tabuisiert. In den knappen Erzählungen meiner Gesprächspartnerinnen wird Sexualität in keinem Fall direkt erwähnt, aber in stillem Einvernehmen mit mir wird sie als Selbstverständlichkeit vorausgesetzt und findet implizit ihren Ausdruck. Deutlich wird dies in einer der Geschichten von Gerlinde Hofer: „Und einmal war ich dort bei ihm und er hat mir sein Zimmer zeigt, und in der Nacht –, [lacht herzlich] da waren so viele Wanzen, wir haben die ganze Nacht nur Wanzen gefangen, es war ein Wahnsinn!“²⁵⁵

Die in jungen Jahren geltenden „moralischen“ Regeln haben die Frauen internalisiert. Sie sind vor allem „Kameradin“ des Mannes geblieben und haben die „sexuelle Revolution“ in den 60er und späteren Jahren nicht mitvollzogen. Das „Schweigebot“ zu den Themen Erotik und Sexualität ist für sie auch in der Gegenwart noch gültig, obwohl jetzt das Sprechen darüber in der Öffentlichkeit fast selbstverständlich geworden ist. Vielleicht spielt dabei auch das hohe Alter meiner Gesprächspartnerinnen eine gewisse Rolle: Den „kollektiven unbewussten Verhaltensregeln“²⁵⁶ folgend, spricht man als alte Frau nicht über Liebe und Sexualität. Im Laufe der Sozialisation haben die Frauen gelernt, welche Bereiche des Lebens in welchen Situationen erzählbar sind und welche besser verschwiegen werden. Sicher hat die Verweigerung der Frauen, im Interview diese Thematik anzusprechen, auch mit der Erfahrung zu tun, die Rosenthal so formuliert:

„Insbesondere im Erzählvorgang werden die in der Vergangenheit wirksamen Regeln wieder virulent, da Erzählungen von selbsterlebten Situationen ... den Erzähler oder die Erzählerin viel leichter in einen Erinnerungsvorgang und damit in eine größere Nähe zu den vergangenen Situationen bringen können. Dies ist nun nicht einfach so zu verstehen, dass damit nur eine Annäherung an die faktischen Handlungsabläufe erfolgt [...], sondern vielmehr auch an die in den damaligen Situationen geltenden Regeln der Interaktion und der Diskurse, die das Erleben der damaligen Ereignisse konstituierten.“²⁵⁷

254 Martha Feiler T2

255 Gerlinde Hofer T17

256 Rosenthal 1995, S. 100.

257 Rosenthal, Gabriele: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Gabriele Rosenthal (Hg): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden 2005. S. 46–64, hier S. 51.

Die Vorstellungen von Moral und die Verhaltensnormen, die meine Gesprächspartnerinnen in jungen Jahren geprägt haben, sind für sie zu Selbstverständlichkeiten geworden, zu verinnerlichten Lebenshaltungen, die sie bis in die Gegenwart beibehalten haben. Dies zeigte sich deutlich in den „Kaffeegesprächen“ im Anschluss an die Interviews, wenn sie, resigniert oder temperamentvoll, den „moralischen“ Lebenswandel der „heutigen“ Jugend kritisierten und sich auch mit den „modernen“ Einstellungen ihrer Töchter und Schwiegertöchter nicht ganz einverstanden zeigten.

„Ich war am Heiraten noch gar nicht so interessiert“

Vom Wunsch und von der Notwendigkeit, eine Familie zu gründen

Folgt man den biographischen Erzählungen der Frauen, so fällt auf, dass zwischen dem Kennenlernen des Mannes in den ersten Jahren nach Kriegsende und der Eheschließung ein relativ langer Zeitraum besteht. Nur Brigitte Fuchs und Helga Postl haben schon 1946 geheiratet, den Mann, den sie schon vor dem Krieg näher gekannt haben. Sicher war der längere Zeitraum eine Zeit des näheren Kennenlernens, des Zueinanderfindens, auch eine Zeit der Ungewissheit, wie es Christa Weiß andeutet, wenn sie ihre Beziehung beschreibt: „Das war halt sozusagen eine lose Verbindung –, ich war da mit meinem Mann ein bisserl zsmam, dann warn wir wieder ein bisserl auseinander.“²⁵⁸

Es waren selbstverständlich auch die schwierigen materiellen und finanziellen Umstände in den Nachkriegsjahren, die Eheschließungen verhinderten oder hinaus-schoben. Allein die Beschaffung einer Wohnung war nach den Zerstörungen durch die Bombardierungen der Städte ein sehr großes Problem. „Unsere Wohnung war hin“, erzählt Herta Pauser, „die von unseren Bekannten war zwar beschädigt, aber wir haben drinnen wohnen können.“²⁵⁹ Manche hatten Glück, wie Brigitte Fuchs und ihr späterer Ehemann, die in ein leer stehendes Haus eingewiesen wurden.

„Aber da war alles durcheinander, keine Schnallen an den Türen, nichts –, da haben aber auch noch andere Leute gewohnt. Wir haben *nichts* ghabt, keine Messer, keine Gabeln – ., was dir halt die Leut dann geschenkt haben. Ich kann mich erinnern, wir haben zwei Matratzen ghabt, eine Tuchent hab ich von der Mama kriegt –, wie das alles gungen ist, weiß ich nicht mehr.“²⁶⁰

258 Christa Weiß T5

259 Herta Pauser T8

260 Brigitte Fuchs T30

Man könnte annehmen, dass die Männer, nach Verfolgung und Gefangenschaft, an einer Realisierung der in der Haft phantasierten Idylle „Familie“ und damit an einer raschen Eheschließung interessiert gewesen sein müssten. Dies mag allgemein für viele Männer zutreffen,²⁶¹ aber nicht für die Ehemänner meiner Gesprächspartnerinnen. Sie waren fast alle viel stärker daran interessiert, am Aufbau der Demokratie im Rahmen ihrer Parteiorganisation aktiv mitzuarbeiten, die Familiengründung war diesem Ziel untergeordnet.

Die Männer ließen sich also mit der Gründung einer Familie Zeit. Wie sehr waren aber die jungen Frauen selbst an einer baldigen Eheschließung interessiert? Keine von ihnen erwähnt in den Gesprächen, dass sie schnell heiraten wollte, nicht einmal in Andeutungen. Im Gegenteil – Gerlinde Hofer formuliert es ganz deutlich: „Ich war am Heiraten noch gar nicht so interessiert.“²⁶² Und dies ist auch verständlich: Mit Ausnahme von Maria Hahn, die als Slowenin in ihrer Heimatgemeinde und Umgebung keine ihrer Ausbildung angemessene Beschäftigung finden konnte, hatten alle Frauen ihr eigenes Einkommen, auch wenn dies – wie zum Beispiel bei Inge Dostal und Elisabeth Jäger – trotz harter Arbeit oft nur sehr gering war. Als Beamtin, Sekretärin, als Fachkraft im Gesundheitswesen oder als Funktionärin hatten einige von ihnen auch Aussichten auf eine berufliche Karriere, soweit dies für Frauen möglich war. Berufstätigkeit war für alle Frauen ein wichtiger Teil ihres Selbstverständnisses,²⁶³ finanzielle, materielle Notwendigkeiten waren für sie keine Gründe für Eheschließungen. Und vom Klischee der Fünfzigerjahre: „verliebt, verlobt, glücklich verheiratet“ durfte in der rauen Alltagswirklichkeit der Nachkriegszeit noch nicht geträumt werden. Auf meine Gesprächspartnerinnen trifft also die Feststellung Birgit Bolognese-Leuchtenmüllers über die Frauen der Nachkriegszeit nicht zu, wenn sie sagt: „Angewiesen auf die Einkünfte des Partners als Ergänzung des geringen eigenen – wenn es dieses überhaupt gab – hatte kaum eine der Frauen die Chance, für sich selbst frei den Weg in die Zukunft zu entscheiden.“²⁶⁴

Ganz unterschiedlich sind die Begründungen der Frauen, warum sie dann doch geheiratet haben. Das Wort Liebe wird auch hier kein einziges Mal erwähnt, obwohl

261 Vgl. Thurner, Erika: Frauen. Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz. In: Irene Bandhauer-Schöffmann, Ela Hornung (Hg.): Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der Österreichischen und Deutschen Nachkriegszeit“. Wien–Salzburg 1992, S.3–23, hier S.10f.

262 Gerlinde Hofer T17

263 Darauf wird im Kapitel „Von der Selbstbestätigung der Frauen im Berufsleben“ näher eingegangen.

264 Bolognese-Leuchtenmüller, Birgit (Hg.): Frauen der ersten Stunde. Wien 1985, S. 8.

man es in diesem Zusammenhang erwartet hätte. Sehr sachlich, völlig nüchtern klingt der Heiratsentschluss bei Elisabeth Jäger: „ Und er hat mi gfragt: ‚Willst a Haus bauen?‘ Hab i gsagt: ‚Ja, des interessiert mich‘.“²⁶⁵ Und Inge Dostal heiratet nach dreijähriger Bekanntschaft ihren Mann, weil sie damit eine Gemeindewohnung, in der sie heute noch wohnt, zugewiesen bekommen haben. Auch für Martha Feiler wird der Hochzeitstermin erst festgesetzt, nachdem die Wohnungsfrage geklärt ist. Maria Hahn – Slowenin und Partisanentochter – möchte über ihre Heirat mit dem Slowenen und ehemaligen Partisanen nur einen Satz sagen: „Das Schicksal hat uns zusammengeschweißt.“²⁶⁶

Von einem „romantischen“ Heiratsantrag hat keine Frau erzählt, vielleicht hat es ihn gegeben, er musste ja nicht so prosaisch ausfallen wie bei Brigitte Fuchs:

„Gleich nach seiner Heimkehr hat er vielleicht acht Tage bei seiner Mutter gwohnt, dann haben sie [die KPÖ] ihn auf die Parteischul' gschickt. Und wie er zrückkommen ist, hat er gsagt: ‚Ich war jetzt am Wohnungsamt, ich hab jetzt um eine Wohnung angsucht.‘ Und ich hab gsagt [lacht]: ‚Und mit wem?‘ Hat er gsagt: ‚Mit dir!‘ So war das! ... Und ‚heiraten‘ - das hat *er* gsagt. Da hat einer im Haus gwohnt, ein Spanienkämpfer, und da kommt der Franz ham und geht die Stiegen rauf zum Spanienkämpfer und sagt dabei zu mir: ‚Ich möchte dir nur sagen: Wir heiraten!‘ . *Das war alles so!*“²⁶⁷

Der Entschluss, die Beziehung zu legalisieren und zu heiraten, wird zumeist von beiden Partnern gemeinsam gefasst. Aber nicht alle Ehen wurden auf dieser „freiwilligen“ Basis geschlossen. „Aber dann ist es mir passiert, dass ich schwanger war [lacht]. Na ja, des war schon - ., [lacht] na, im Juli haben wir dann gheiratet, die Tochter ist dann im Dezember auf die Welt kommen“, erzählt Helga Postl.²⁶⁸ Für Gerlinde Hofer war die ungewünschte Schwangerschaft

„ ja doch [tiefer Seufzer] ein Schicksalsschlag -. Ich wollte nicht wegen dem Kind geheiratet werden, also hab ich zu ihm gsagt, er soll nicht mehr kommen. Aber er bohrte immer weiter, bis ich ihm mein Schicksal gestand. Da hat er gsagt: ‚Dann heiraten wir halt früher – ich hab es ja eh vorghabt.‘ Mich hat er gar nicht gfragt, das ist mir erst später aufgefallen –, . und dann hab ich ja doch gheiratet. [lacht]“²⁶⁹

265 Elisabeth Jäger T6

266 Maria Hahn T18

267 Brigitte Fuchs T29

268 Helga Postl T4

269 Gerlinde Hofer T17

Grete Schütz erzählt von ihrer damals sicher schwierigen Situation:

„Wir haben 48 gheiratet, bevor der Gerald auf die Welt kommen ist. Wir haben gheiratet, damit das Kind einen Namen hat. Wie ich schwanger war, hab ich gsagt: ‚Heiraten musst mich nicht, aber das Kind lass ich‘ –, also mir war das wurscht! . Ich glaub, anstandshalber hat er gsagt: ‚Ich heirat dich!‘“²⁷⁰

Die Schwangerschaft ein „Schicksalsschlag“, die schwangere Frau vom Mann „genommen“, „aus Anstand“ geheiratet, was ja Liebe und Zuneigung nicht ausschließt – die freie Entscheidung zur Eheschließung war aber den Frauen genommen, wollten sie den vorherrschenden Moralvorstellungen entsprechen.

Zu heiraten, eine Familie zu gründen, Kinder zu haben – das war von den Frauen sicherlich in ihrem Lebensplan vorgesehen. Verschiedene Wege und Umstände haben sie zu ihren „besonderen“ Ehemännern, Widerstandskämpfern, geführt.

„Der Hochzeitstag – der schönste Tag im Leben einer Frau!“ So steht es nicht nur heute, so stand es sicher auch in den Nachkriegsjahren in manchen Frauenzeitschriften. Romantische Vorstellungen von diesem „besonderen Tag im Leben einer Frau“ mögen meine Gesprächspartnerinnen vielleicht gehabt haben – in ihren Erzählungen ist davon nicht die Rede. Vielleicht noch am ehesten bei Maria Hahn, der Jüngsten meiner Gesprächspartnerinnen. Sie heiratete erst 1957, in einer Zeit also, in der eine „richtige“ Hochzeitsfeier finanziell schon möglich war. Über hundert Gäste waren eingeladen. Dennoch überwiegen in ihrer Erzählung die betrüblichen Erinnerungen:

„Die Hochzeit fand in Eisenkappel statt. Es gibt dort fünf Gasthäuser, nur eines war bereit, die Hochzeitstafel zu arrangieren, die anderen lehnten sie ab, weil wir Slowenen sind. Auch während der Feier gab es *Anschläge*: So fiel aus unerklärlichen Dingen das Licht aus, das war sehr unheimlich –, man getraute sich auch nicht, den Brauch des Brautentführens durchzuführen, man wusste ja nicht –.“²⁷¹

Diese Hochzeitsfeier war eine Ausnahme, denn alle anderen Frauen heirateten in den Jahren vorher – natürlich nur standesamtlich – sehr einfach und ohne jeden Aufwand, so Grete Schütz:

270 Grete Schütz T4

271 Maria Hahn T18

„Wir waren in der Popper-Schule, die hat der Partei [KPÖ] ghört, dort haben wir im dritten Stock ein Zimmerl ghabt, dort haben wir das Hochzeitsessen ghabt –, und ich hab als Schwangere am Kocher Schnitzel backen -. Das war kein großes Fest, nur mein Mann und ich – ... ach ja, da waren ja auch die Trauzeugen.“²⁷²

Auch Herta Pauser betont, wie einfach ihre Hochzeit war und wie sehr sie damit einverstanden war: „Wir haben in Wien gheiratet, ganz schlicht und ruhig. Erstens haben wir ja fast kein Geld gehabt und keine Wohnung, keine Möbel gehabt, nichts. Mein Mann war da eine Zeitlang Kursleiter im Gewerkschaftshaus, ich hab dort wohnen dürfen.“²⁷³

Gerlinde Hofer erzählt recht gern von ihrer Hochzeit, es ist sicher eine ihrer lebendigen bewährten Geschichten:

„Na ja, das war auch so typisch: Mein Mann ist, so wie immer, eine halbe Stunde zu früh kommen, ich bin noch mit meiner Arbeitskleidung in der Wohnung herumgeschossen. Dann ist er draufkommen, dass er das Brautbukett vergessen hat. [lacht] Er musste noch einmal wegfahren. Wir haben in Felixdorf gheiratet, und das war auch so typisch: Der Standesbeamte war mein Schullehrer und das war seine erste Hochzeit, und der hat so viel gheult, der hat sich sicher denkt: ‚Na, die hat sich was eingehandelt!‘ [lacht] Und das war auch so typisch für meinen Mann: Der Standesbeamte gibt ihm den Ring und er steckt sich ihn *selber* an die Hand, *er sich selber* [lacht], das war *typisch* für ihn –. Na dann sind wir auf *Hochzeitreise* auf den Kreuzberg gfahren, da war so ein Erholungsheim für die Werke und das war auch so [sehr vorwurfsvoll]: Ich hab ja schon mein Bäucherl ghabt und bin dort gessen mit mein Bäucherl, und mein Mann hat mit den Buben Fußball gspielt, *stundenlang* . und ich hab zugschaut.“²⁷⁴

Als Brigitte Fuchs ihren Bräutigam fragt, wie er sich denn so die Hochzeit vorstelle, bekommt sie zur Antwort:

„ ‚Na einfach‘, hat er gsagt. ‚Wir fahrn mitn Radl hin zum Rathaus, und da hab ich einen Freund, der ist unser Trauzeuge und wir fahrn wieder ham.‘ ‚Na ja‘, hab ich gsagt, ‚ich will ja keine pompöse Hochzeit, aber *so eine Pimperlhochzeit* will ich nicht –. Außerdem war alles so teuer! . Und wie ich auf den Gedanken kommen bin, hab ich halt gsagt: ‚Heiraten wir in Salzburg!‘ Hat er gsagt: ‚Ja, geht in Ordnung, heiraten wir in Salzburg, ich hab dort einen Buchenwalder, dort heiraten wir.‘ [lacht] Na, in der Zwischenzeit bin ich schwanger gworden und da sind wir dann nach Salzburg gfahrn.“²⁷⁵

272 Grete Schütz T5

273 Herta Pauser T8

274 Gerlinde Hofer T8

275 Brigitte Fuchs T32

Die Erzählung von der Fahrt des Brautpaares, die „Hochzeitszeremonie“ ist nicht nur sehr anschaulich erzählt, sie ist eigentlich auch ein Zeitdokument. Sie soll hier ungekürzt wiedergegeben werden, dies auch deshalb, weil Brigitte Fuchs in ihren Reflexionen immer wieder auf dieses Ereignis zurückkommt.

„Eigentlich war alles unklar. Wir haben nicht gefragt, wo wir in Salzburg schlafen werden, und wir haben gewusst, dass die Züge sehr unregelmäßig verkehren. Karl hat nur einem Spanienkämpfer in Bad Ischl geschrieben, der war mit ihm in Dachau -. An einem Samstag, ich weiß den Tag noch genau, sind wir losgefahren. Nach Wien sind wir schnell gekommen, aber dann –? Es war ja alles hin! Es ist kein Zug mehr nach Salzburg gegangen. Wir haben ja auch nicht viel Geld gehabt. Was soll man tun? Da hat die FÖJ²⁷⁶ gerade Flugzettel verteilt. Franz hat sich die Adresse auf dem Impressum angeschaut und gemeint: ‚Dort fahren wir jetzt hin!‘ Mir war das net so recht, aber die Leute dort waren sehr nett, haben uns gleich die Tür aufgemacht. ‚Kommts rein‘, und wir haben dort geschlafen. Am nächsten Tag sind wir mit dem Zug nach Salzburg gefahren. Im Zug haben wir wenig geredet, weil der Franz hat *nur gelesen*, er musste ja eine Broschüre von der Partei studieren, und ich hab gewusst, dass das für ihn wichtig war -. . So sind wir am Sonntag in Salzburg ankommen. Übernachtet haben wir bei einem Buchenwald-Kameraden von Franz Itschkerl haben sie zu dem gesagt, er war der Redakteur bei einer Salzburger Zeitung. Bei ihm zu Besuch war auch ein Kamerad aus dem KZ Buchenwald mit seiner Frau. Na ja, am Montag sind wir zum Standesamt, zum Mirabell-Schloss, dort war das. Aber der Beamte hat gesagt, dass wir nicht gleich heiraten können, weil da braucht eine Anmeldung und so -. Aber wir haben halt sehr gebeten, vor allem, dass wir aus der russischen Zone kommen, und da hat er ein Einsehen mit uns gehabt, er hat eine Ausnahme gemacht, aber wir haben zwei Trauzeugen braucht. Also schnell zurück zum Itschkerl. ‚Wir können heute heiraten, wir brauchen aber Trauzeugen!‘ Daraufhin hat der zu der Frau, die gerade die Wohnung aufgeräumt hat, gerufen: [laut] ‚Oba mit der Schürzen, wir gehen jetzt aufs Standesamt, die zwei heiraten!‘ Und so war das dann, und es klappte, und wir wurden getraut. Bei der üblichen Frage an die Brautleute hat der Franz nicht ‚ja‘ gesagt, sondern ‚*selbstverständlich*‘. Darauf ist er heute noch stolz. Anschließend sind wir zu einer Ausspeisung essen gegangen und haben dort Gulaschsuppe oder Erdäpfelgulasch, so irgendwas, gegessen. Ich seh das heute noch vor mir: Mir gegenüber ist ein Mann mit einer eingeschlagenen Nase gegessen. ... So war des! Das war unsere Hochzeit. . Dann sind

276 Die „Freie Österreichische Jugend“ (FÖJ) wurde bereits im Mai 1945 beim „Ersten Wiener Jugendkongress“ als überparteiliche Jugendorganisation gegründet, in der die Traditionen der Ersten Republik weiterleben sollten. Als aber in der Folgezeit die politischen Parteien und andere Organisationen ihre eigenen Jugendverbände einrichteten, wurde die FÖJ die Jugendorganisation der Kommunistischen Partei Österreichs. 1970 löste sie sich von der KPÖ und besteht noch heute als ein kleiner Verein. Vgl. Günther Grabner: Geschichte der „Freien Österreichischen Jugend“ (FÖJ) als politische Jugendbewegung in Österreich 1945–1969. Diss. Univ. Salzburg 1978.

wir nach Ischl gefahren, dort haben wir einige Tage bei einem KZ-Kameraden von Franz gewohnt. Jeden Abend hat es dort politische Versammlungen und Diskussionen gegeben, auch der Partisanenführer von Oberösterreich war dort - *und des war was!* Ein bisschen haben wir uns Ischl angeschaut, und dann sind wir wieder heimgefahren –. Als ich die Tür von unserer Wohnung aufmach, waren Russen drin, wir haben Russeneinquartierung gehabt. Aber es waren anständige russische Soldaten, die nur zwei, drei Tage blieben sind. Einer hat ein bisschen Deutsch können und sie haben mitgekriegt, dass wir von der Hochzeitsreise kommen sind, so haben sie im Keller geschlafen. Ja, so war unsere Hochzeit!“²⁷⁷

*„Heute denk ich mir, dass ich mir das
wünschen tät, aber damals ...“*

Nachdenken über die Hochzeit

Wenn die Frauen von ihrer Jugend, von ihren Erfahrungen aus ihrer Jugendzeit berichteten, so waren es lebendige Bilder, die aus der Vergangenheit auftauchten – manche erzählten sie gern, manche weckten traurige Erinnerungen, manche haben sie mir sicher verschwiegen. Noch einmal führten sie sich die Geschehnisse vor Augen, ich, als Fragende, war nur der Anstoß für ihre lebendig gewordenen Bilder. Diese veranlassten nicht zum Innehalten und zur längeren Reflexion über vergangene Handlungsweisen und Erfahrungen.

Dies änderte sich mit jenen Erzählungen, in denen ihre späteren Ehemänner Erwähnung finden. Das Innehalten und Nachdenken über sich selbst, über Erfahrungen oder versäumte Möglichkeiten, das zeigte sich schon in Ansätzen in den eher knappen Berichten über ihre ersten Bekanntschaften mit den Männern, ganz deutlich wurde es in den erzählten – und auch verschwiegenen – Bildern von Heirat und Hochzeit.

Bei der Analyse der Interviews fällt auf, dass keine der Frauen von sich aus von der Hochzeit erzählt hat. Es bedurfte immer meiner Aufforderung, und die Reaktionen auf meine konkrete Bitte: „Könnten Sie mir bitte von Ihrer Hochzeit ein bisschen was erzählen?“ waren sehr unterschiedlich: Von Katharina Dvorschak erhielt ich eine klare Absage: „Davon will ich jetzt nicht reden. Das ist nicht wichtig!“²⁷⁸ und Grete Schütz entzog sich der Antwort mit einem „Ich weiß es nicht mehr, das hab ich nicht aufgeschrieben, das ist ja auch uninteressant“²⁷⁹. Im Gegensatz dazu

277 Brigitte Fuchs T32, 33

278 Katharina Dvorschak T10

279 Grete Schütz T3

erhielt ich – auf meine Nachfrage – von Brigitte Fuchs oder von Gerlinde Hofer ausführliche, lebendige Schilderungen.

Dass das Nachdenken über sich selbst, das Bewerten der eigenen Handlungen und Erfahrungen ganz konkret mit der Erzählung von der Hochzeit beginnt, hängt sicherlich damit zusammen, dass die Heirat die entscheidende Wende im Leben all meiner Interviewpartnerinnen bedeutete – darum wird auch auf deren Schilderung besonders eingegangen.

Jugendzeit, erste Erfahrungen und Bewährung im Berufs- und Arbeitsleben, Kriegsende und Beginn einer neuen Zeit – all dies war in das homogene, kohärente Selbstbild der Frauen einzuordnen, bedeutete keinen Bruch ihrer Biographie. Man kann auch nicht von einem „Bruch“ im Zusammenhang mit der Heirat sprechen, denn grundsätzlich waren Heirat und Familiengründung und damit auch eine Neuorientierung des Alltagslebens im Leben der Frauen eingeplant. Die Heirat brachte sicher auch keine wesentlichen Veränderungen in ihrem Rollenverständnis als Frau, es sollte sich in der Ehe sogar verfestigen und auch im Alter beibehalten werden.

Dennoch stellte die Heirat den wichtigsten Wendepunkt im Leben der Frauen dar. „Wendepunkte“ können der Beginn eines positiv, aber auch negativ besetzten Lebensabschnitts sein. Für Inge Dostal war die Heirat der Beginn eines positiv bewerteten Lebensabschnitts, sie bedeutet das Ende ihrer existentiellen Unsicherheit und der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft in der Landwirtschaft. Die Ehe brachte Stabilität und funktionierendes Familienleben. Diese Bewertung trifft zum Teil auch auf Maria Hahn zu, die Heirat war für sie auch das Ende des Ausgeschlossenseins als Slowenin, brachte Sicherheit und das Ende der Arbeitslosigkeit.

Für die anderen Gesprächspartnerinnen aber war die Heirat das Ende eines bisher selbst bestimmten Lebens, von dem sie trotz der schwierigen Zeitumstände bisher nur Positives erzählten. Mit der Heirat haben sie vieles von ihren Lebensentwürfen verwerfen müssen: Sie bedeutete den zeitweisen oder gänzlichen Verzicht auf die Berufstätigkeit und damit auch den Verzicht auf mögliche Aufstiegschancen. Schwangerschaft und Kindererziehung machten einige Frauen zu „Nur“-Hausfrauen, zumindest für eine gewisse Zeit, eine Situation, mit der keine sehr zufrieden war. Wenn aus finanziellen Notwendigkeiten zusätzlich eine außerhäusliche Arbeit angenommen wurde, bedeutete dies eine enorme Doppelbelastung für die Frauen.

Mit der Eheschließung mussten aber auch manche Pläne aufgegeben werden, vielleicht keine großartigen Wunschträume, sondern Vorstellungen, deren Verwirklichung möglich gewesen wäre, so beispielsweise für Herta Pauser die Möglichkeit, sich als Pianistin weiter zu vervollkommen.

Alle Frauen, mit Ausnahme von Maria Hahn, hatten sehr einfache, schlichte Hochzeiten, auf dem Standesamt, oft nur in Anwesenheit von Trauzeugen oder engsten Verwandten, kein „Festessen“. Dies hatte sicher mit den sehr knappen finanziellen Mitteln der Brautleute zu tun, aber auch mit der sehr kritischen bis negativen Einstellung der Männer solch traditionellen, „bürgerlichen“ Zeremonien gegenüber.²⁸⁰

Am Beispiel der Erzählungen von drei Frauen über ihre Hochzeit soll, exemplarisch auch für die anderen Gesprächspartnerinnen, gezeigt werden, wie unterschiedlich sie heute den „schönsten Tag im Leben einer Frau“ sehen.

Auf meine Nachfrage im Interview mit Herta Pauser, ob ihr, als junger Frau, die bestimmt auch Träume gehabt hat, so eine ganz schlichte Hochzeit nicht etwas ausgemacht habe, antwortet sie sehr rasch, im Tonfall sehr entschieden, fast energisch:

„Ich hatte keine romantischen Träume von einer Hochzeit! Ich nicht, ich nicht -. Ich war doch ein schüchternes ängstliches Würsterl, und es wäre mir *entsetzlich* gewesen, wenn da zu viele Leut gewesen wären –, und mein Nachkriegskleid, so ein Taftkleiderl, nein, nein! Da ist mir wirklich *nichts* abgegangen. ...“

Den Blick versunken auf ihre Hände im Schoß, sagt sie dann sehr nachdenklich: „*Heut* denk ich mir, dass ich mir das wünschen tät, aber *damals* war ich eher so im Hintergrund.“²⁸¹ Sie richtet sich auf und erzählt sehr schnell, ohne mir eine Chance auf Nachfragen zu lassen, von der schwierigen Wohnungssuche, von ihrer beruflichen Ausbildung und von ihren Erfolgen. Für Herta Pauser ist der Rückblick auf ihren Hochzeitstag auch eine Bestätigung ihrer persönlichen positiven Veränderung: vom „kleinen Würsterl“ zur selbstbewussten, beruflich erfolgreichen Frau – wie sie später erzählen wird –, die sich nicht mehr wegen des „Taftkleiderls“ genieren muss und der heute auch die Anwesenheit vieler Leute nichts mehr ausmacht. Dies ist die Linie, die ihre Lebensgeschichte durchzieht: Veränderung und gleichzeitig Kontinuität, ein Grundgefühl, das Bettina Dausien beschreibt als „[...] durch alle Veränderungen hindurch noch „dieselbe“ zu sein. [...] Man ist kein „So jemand“

280 Als Beispiel sei hier eine Stelle aus Karl Flanners Erinnerungen an seine Hochzeit angeführt: „Heiraten – ich habe nichts davon gehalten. [...] es braucht keinen gesetzlichen Sanktus zum Zusammenleben. [...] Mir kam diese Zeremonie auf dem Standesamt ausgesprochen absurd vor: ich sollte mir von irgendeinem Auge des Gesetzes einen Bund bestätigen lassen, den ich längst schon eingegangen war, und der unter Bedingungen Bestand hatte, von denen der da keine blasse Ahnung haben konnte, und die ihm wahrscheinlich auch egal waren.“ Karl Flanner 2001, S.145.

281 Herta Pauser T8

ein für allemal, sondern man präsentiert sich als jemand, der sich „entwickelt hat“ oder „verändert“ hat.“²⁸² In keinem anderen Abschnitt des Interviews kommt diese Grundhaltung und das Bestreben von Herta Pauser, mir dieses Bild von sich zu vermitteln, so deutlich zum Ausdruck, wie bei der Hochzeitserzählung, auch wenn sie kurz gehalten ist.

In allen Erzählungen Brigitte Fuchs' aus ihrer Jugendzeit vermittelt sie das Bild einer starken Frau. Das wird auch in der Erzählung von ihrer Hochzeit deutlich: Sie will sich mit einer „Pimperlhochzeit“ nicht zufrieden geben, sie erwirkt, trotz der 1946 herrschenden schwierigen Umstände, eine Heirat in Salzburg. „*Ich* bin auf den Gedanken kommen“, betont sie lachend.²⁸³ Der Stolz, sich gegen ihren starken Mann durchgesetzt zu haben, ist nicht zu überhören. Sie hat die Entscheidung getroffen, der Mann sein „OK“ dazu gegeben. Dass es dann doch eine „Pimperlhochzeit“ wurde, die Reise mehr als enttäuschend war, dafür macht sie noch heute nicht nur die schwierigen Umstände der Zeit, sondern auch ihren Mann verantwortlich, der den Ablauf in Salzburg bestimmte, der dominierte. Erinnert sei an die oben beschriebene Hochzeitszeremonie, an das Hochzeitsessen in einer Ausspeisung, bei der ihr gegenüber ein Mann „mit einer einghauten Nase“ gesessen ist. Auf meine Nachfrage, ob ihr das alles damals viel ausgemacht habe, antwortet sie – zunächst sehr schnell: „Das sagt man heute -, Gefühle oder was Das war *alles selbstverständlich!* [kämpft mit den Tränen]. ... So war das halt -, wenn ich *heut* so nachdenk, ich weiß nicht – ., na ja, so war das halt.“²⁸⁴

Die Erinnerung an ihre Hochzeit ist für Brigitte Fuchs deshalb sehr schmerzlich, weil es auch die Erinnerung an eine ihr Leben bestimmende Erfahrung ist, wie aus den späteren Erzählungen klar hervorgeht: Sie hat sich zwar durchgesetzt, was den Ort ihrer Heirat anbelangte, aber sie hat auch die Erfahrung gemacht: Der „starke“ Mann wird von nun an in ihrem Leben dominieren, gegen den sie sich nur schwer wird durchsetzen können. Das Bild der „einghauten Nase“ ist geblieben – in ihrer Jugend hat sie „die Nase hoch getragen“. Eine tiefe Resignation ist aus dem Schlussteil ihrer Erzählung zu hören: Von nun an war ihr Tun und Handeln eine Selbstverständlichkeit – man konnte nichts dagegen tun. Der Zweifel, ob der eingeschlagene Lebensweg richtig war, wird von der Resignation und der Unveränderbarkeit abgelöst: „... so war das halt.“

282 Dausien 2000, S. 103.

283 Brigitte Fuchs T32

284 Brigitte Fuchs T33

Gerlinde Hofer war schwanger, deswegen wurde geheiratet. „Na, dann heiraten wir halt ...“, beschloss ihr Mann – sie wurde nicht gefragt, ob sie ihn heiraten wollte, „das ist mir erst später aufgefallen“²⁸⁵. Die Hochzeit aber gestaltet sie, den finanziellen Mitteln entsprechend, doch nach den traditionellen Vorstellungen junger Frauen: „Ich ganz in Weiß, mein Mann mit einem ausgeborgten Anzug von einem Arbeitskollegen von mir, und sein Chef hat ihm für die Hochzeit das Auto borgt.“²⁸⁶ Gerlinde Hofer erzählt sehr zögerlich, sie blickt mich dabei kein einziges Mal an, obwohl sie sonst mir sehr zugewandt berichtet. Vorwurf und Aggression ihrem Mann gegenüber sind deutlich zu spüren, aber es ist, als müsste sie abwägen, was sie mir jetzt davon preisgibt. Die oben ausgeführte Schilderung von der standesamtlichen Hochzeitszeremonie und der Vorwurf des Egoismus ihres Mannes, die passen nicht in das sentimentale Bild von der weißen Braut mit Blumen und dem jungen Bräutigam im schwarzen Anzug. Sie flüchtet in die humoristische Erzählung, wenn sie – von lautem Lachen unterbrochen – von den vergessenen Blumen, dem weinenden Standesbeamten berichtet, von der Situation, in der sich ihr Mann den Ring selbst und nicht ihr an den Finger gesteckt hat. Gerlinde Hofer beendet mit einem Lachen ihre Erzählung und blickt mich dabei prüfend an – ich stimme in ihr Lachen ein. „Na, die hat sich was eingehandelt! [lacht].“

Heute will sie, dass man über die damalige Situation lacht – ob ihr damals zum Lachen zumute war? Heute versucht sie, durch die humorvolle Erzählweise die vergangenen Ereignisse zu verniedlichen und damit erträglich zu machen. So können die Episoden zu einem stimmigen Bild gefügt werden, das in die Gegenwart passt – in dieser Form kann sie ihre Heirat ihrer Tochter, ihren Enkelkindern und auch mir erzählen.

Aber ihre Vorwürfe gegen ihren Mann sind nicht zu überhören – und sollen auch nicht überhört werden: „Das war auch so typisch für ihn“ – dieser Satz, jeder geschilderten Situation vorangestellt und wiederholt, soll die negativen Eigenschaften ihres Mannes hervorheben, vor allem seinen Egoismus, seine Selbstbezogenheit: Er hat nicht gefragt, ob sie ihn heiraten will, er kommt, wann er will, er vergisst ihr Brautbukett, er steckt sich selbst den Ring an den Finger! Das „Typische“ bedeutet aber auch, dass sich an diesen Haltungen nichts ändern wird. Ihr ist das erst später aufgefallen, „jetzt“ weiß sie es aber genau.

Nicht mehr fröhlich, sondern sehr ernst erzählt Gerlinde Hofer von ihrer „Hochzeitsreise“ in das Heim auf dem Kreuzberg, wo ihr Mann stundenlang Fußball spielte und „ich mit meinem Bäucherl“ zuschauen musste. Als ich sie frage, ob sie da

285 Gerlinde Hofer T17

286 Gerlinde Hofer T17

nicht sehr traurig gewesen sei, kommt ihre Antwort sehr zögerlich: „Na ja –, ich hab mir schon denkt – ., aber man hat es hingenommen. Aber *heut* weiß ich, das ist nicht das Übliche!“ Und dann bricht es förmlich aus ihr heraus: „Ich war da noch *zu blöd*, ich war *für alles zu blöd!*“ Dabei klopft sie schnell und sehr hart mit den Knöcheln auf den Tisch.²⁸⁷

Die Verniedlichung, der in Humor verpackte Vorwurf gegen ihren Mann im ersten Teil ihrer Erzählung ist mit diesem letzten Satz aufgehoben und einer offenen Aggression gewichen: Aggression gegen ihren Mann, der egoistisch war und sich vergnügte, aber auch Aggression gegen sich selbst, die damals „zu blöd war“. „Zu blöd für alles“ – „alles“, damit ist wohl nicht nur die Selbstverständlichkeit gemeint, mit der sie das Verhalten ihres Mannes hingenommen hat, sondern auch ihre Unfähigkeit, die Wirklichkeit nicht durchschaut zu haben.

Diese Einstellung – ihrem Mann und sich selbst gegenüber – wird hier zum ersten Mal deutlich, sie wird sich im Erzählen von ihrem Ehe- und Berufsleben wiederholen und noch verstärken, zu einer Leitlinie ihres Erzählens werden.

Als Gerlinde Hofer ihre Jugenderlebnisse schilderte, hob sie immer wieder ihre Widerständigkeit, ihren Mut, ihre Tüchtigkeit hervor. In den Erzählungen von ihrer Hochzeit dominiert hingegen das Sich-Fügen, das Hinnehmen von Gegebenheiten. Wie aus ihren späteren Erzählungen hervorgeht, wird sich diese Einstellung ihrem Mann gegenüber nicht verändern, aber durch ihre Berufstätigkeit wird sie wieder an Stärke und Selbstbewusstsein gewinnen. So kann und will sie in der reflexiven Gegenüberstellung von „damals“ und „heute“ sich selbst und mir das Bild einer Frau vermitteln, die nicht mehr „blöd“ ist, die sich heute dieses Verhalten nicht mehr gefallen ließe, weil sie gelernt hat, dass „es nicht das Übliche ist“. Das energische Klopfen auf den Tisch ist die Botschaft: „Mit mir nicht mehr!“

Drei Frauen erzählen von ihrer Hochzeit. Ihre unterschiedlichen Sichtweisen können auch für die anderen Frauen angenommen werden: Rückschau als eine Bestätigung des Wandels von der unsicheren jungen Frau zur selbstbewussten Ehefrau, die schmerzvolle Bestätigung des Wegs in die Unterordnung und Resignation und auch eine Abrechnung mit dem Ehemann.

287 Gerlinde Hofer T19

3. Erzählen vom gemeinsamen Eheleben

Über gesellschaftliche Tendenzen des Zusammenlebens in der Familie, über die ideologische Untermauerung der als typisch weiblich bzw. als typisch männlich definierten Geschlechtscharaktere, über das Bild der Frau und ihre Stellung in Familie und Erwerbsleben in der Zeit nach 1945 ist viel geforscht und geschrieben worden. Wenn auch die Forschungsfragen der einzelnen wissenschaftlichen Disziplinen in ihren Ansätzen verschieden sind, so erlauben die Ergebnisse doch, ein allgemeines, anschauliches Bild von den gesellschaftlichen Gegebenheiten, im Speziellen ein Bild von der Rolle und Stellung der Frauen in der Gesellschaft zu zeichnen.

In der Zeit nach 1945 haben meine Interviewpartnerinnen geheiratet, mit ihrem Ehemann eine Familie gegründet, Kinder geboren, ein Leben wie viele andere Frauen geführt, aber doch eines, das sich in manchen Belangen anders gestaltete.

Im ersten Teil dieses Kapitels wird der Blick auf das traditionelle Familienleben geworfen, auf die Stellung des Mannes in der Familie und auf die Verantwortlichkeiten, die der Frau oblagen.

Dass die Ehe mit einem Widerstandskämpfer besondere Auswirkungen auf die Beziehung der Ehepartner zueinander hatte und an die Frauen besondere Anforderungen stellte, wird im zweiten Teil dargestellt.

Fast alle Ehemänner waren aktive Mitglieder der Sozialistischen oder der Kommunistischen Partei. So spielte die Partei im Familienleben und in der Partnerbeziehung eine nicht unwichtige Rolle. Dies soll im dritten Teil dieses Abschnittes gezeigt werden.

Eine ganz „gewöhnliche“ Ehe

„Bei uns hat es ein Familienleben gegeben!“

Von der Bedeutung und den Strukturen der Kleinfamilie

Auch wenn die Männer nach ihrer Befreiung aus KZ oder Gefängnis nicht sofort eine Heirat ins Auge fassten, so war doch für sie der Wunsch, eine eigene Familie zu gründen, eine Selbstverständlichkeit. Die Vorstellung von einer eigenen zukünftigen Familie hat ihnen in der Zeit ihrer Verfolgung Stärke gegeben, wie das in vielen autobiographischen Erinnerungen nachzulesen ist. Auch meine Interview-

partnerinnen wissen davon aus den Erzählungen ihrer Ehemänner und haben den Wunsch, der nun in der Freiheit konkrete Formen annehmen konnte, gekannt. „Wir haben nicht gleich heiraten können, weil wir keine Wohnung gehabt haben, aber er hat immer von *seiner* Familie geredet, vor allem vor Freunden und Bekannten“²⁸⁸, erinnert sich Inge Dostal nicht ohne Stolz. Auch der Mann von Christa Weiß brauchte für „*seine* Familie eine Wohnung“, obwohl ein Kind vorläufig nur geplant war.²⁸⁹ „Auch als wir noch nicht verheiratet waren, hat er immer von *Gründung* einer Familie gesprochen –, ja, *gründen* hat er öfter gesagt“, erzählt Herta Pauser.²⁹⁰

Für alle künftigen Ehemänner bedeutete die Gründung einer Familie eine Selbstverständlichkeit, ebenso selbstverständlich war für sie auch die Zustimmung der Frauen, was aus den Erzählungen der Frauen über ihre Eheschließung hervorgeht. Diese Selbstverständlichkeit beruht auf traditionellen Vorstellungen von der Gestaltung eines erfüllten Lebens und wurde besonders in den Nachkriegsjahren durch den Wunsch nach Sicherheit und Ordnung verstärkt. Jean-Claude Kaufmann beschäftigt sich zwar vorwiegend mit gegenwärtigen Vorstellungen junger Leute von der Familie, seine Aussagen haben aber auch für das Familienverständnis der Männer meiner Gesprächspartnerinnen Gültigkeit:

„Weil einen die Sehnsucht zum andern führt und dazu bringt, Kinder zu haben, und weil es ‚normal‘ ist, entsprechend diesem ehelichen Modell zu handeln, das über die Macht der Selbstverständlichkeit verfügt, scheinen sich Familien ganz von selbst und auf natürliche Weise zu gründen.“²⁹¹

Aber, so stellt Kaufmann an anderer Stelle fest,

„Familie ist auch noch etwas anderes. Sie bleibt, [...] eine Institution, die verpflichtende Normen produziert. Ein jeder fühlt sich (vage aber unwiderstehlich) verpflichtet, auf eine bestimmte Art und Weise zu handeln, einen Partner zu finden, wenn möglich Kinder zu haben, korrekt mit seinem Partner umzugehen, seinen Eltern zu helfen, seine Kinder gut zu erziehen, seine Verwandten zu lieben.“²⁹²

Zur Vorstellung einer intakten, vollkommenen Familie gehören auch Kinder. „Er hat sich so sehr auf ein Kind gefreut“, erinnert sich Herta Pauser, „sie [seine Tochter]

288 Inge Dostal T6

289 Christa Weiß T4

290 Herta Pauser T6

291 Kaufmann, Jean-Claude: Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit. Konstanz 1999, S. 71.

292 Ebd., S. 70.

war sein Ein und Alles!“²⁹³ Der Mann von Martha Feiler ließ sich von seiner ersten Frau scheiden, weil sie keine Kinder wollte, „und er sehnte sich doch *so sehr* nach einem Kind!“²⁹⁴ Wurden manche Frauen schon vor der Eheschließung schwanger, so war das eher für die Frauen ein Problem, nicht so sehr für die Männer. So sagte der Mann von Helga Postl zu seiner Frau: „Kommt’s halt ein bisserl früher als geplant!“²⁹⁵

Anzumerken ist aber, dass von den elf Familien fünf nur ein Kind haben, drei Ehepaare zwei Kinder und nur ein Ehepaar drei. Die finanzielle Situation, die notwendige Berufstätigkeit der Frauen waren sicher Gründe für diese Entscheidungen. Zwei Frauen blieben kinderlos, doch der Kinderwunsch war groß.

Obwohl die Frauen und auch ihre Männer in ihrer Kindheit und Jugend in größerem Familienverband aufgewachsen waren, vermieden sie nun diese Lebensform – Vater, Mutter, Kind: das war das zu verwirklichende Ideal. „Zu den Verwandten *mussten* wir von Zeit zu Zeit gehen oder sie kamen zu uns, aber nicht sehr oft“²⁹⁶, erwähnt Grete Schütz, wenn sie von den Unternehmungen am Wochenende berichtet. Da Herta Pauser berufstätig war, brauchte sie ihre Schwiegereltern zur Beaufsichtigung ihrer kleinen Tochter – aber sie brachte die Kleine jeden Tag in die Wohnung der Schwiegereltern. Nur für kurze Zeit, unmittelbar nach dem Krieg, mussten zwei Frauen ihre Schwiegermütter in ihre Wohnungen aufnehmen. „Das war schon schwierig, da is dann angangen, dies und das, nichts hat ihr passt“, erinnert sich Helga Postl. „Gott sei Dank is dann bald auszogn!“²⁹⁷

Wenn die Frauen vom Leben mit ihren Männern erzählen, dann verwenden sie ganz selten das Wort „Ehe“. Sie ersetzen es durchwegs mit „Familie“: „in meiner/ unserer Familie ...“, „... für meine Familie“, „...er war ein guter Familienvater (ganz selten Ehemann!)...“, und oft sprechen die Ehefrauen in der Sprache ihrer Kinder von ihren Männern als „unser Papa“, „unser Vati“ oder „unser Opi“.

Es ist die traditionelle Kleinfamilie, in der die Frauen leben, von der sie erzählen, die sie fast verklären, wenn sie sie mit heutigen Familienverhältnissen ihrer Enkelkinder vergleichen. „Bei uns hat es eben noch ein Familienleben gegeben“²⁹⁸,

293 Herta Pauser T12

294 Martha Feiler T4

295 Helga Postl T4

296 Grete Schütz T6

297 Helga Postl T3

298 Gerlinde Hofer T21

schwärmt Gerlinde Hofer, obwohl andere Erzählungen aus ihren Ehejahren dieser Aussage manchmal widersprechen.

Die Familie als selbstverständliche, unhinterfragte Lebensform anzuerkennen und sie im Rückblick zu idealisieren, ist erklärbar, wenn man die gesellschaftlichen Verhältnisse in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg betrachtet: Die Lebensform der traditionellen Kleinfamilie war allgemein zum normativen, für alle sozialen Schichten gültigen Lebensmodell geworden, das sich auch in den Wunschvorstellungen des Großteils der Bevölkerung manifestierte. Die Selbstverständlichkeit, die Kleinfamilie als natürliche Sozialform zu betrachten, wurde von bürgerlich-konservativen und katholischen Kreisen forciert, aber die Idealisierung war – wie die Aussagen meiner Interviewpartnerinnen beweisen – auch in politisch linken Kreisen nachweisbar.²⁹⁹ Erika Thurner stellt dazu fest:

„Auch in sozialistischen Kreisen genoß das kleinbürgerliche Familienmodell Vorbildwirkung. Auch für Arbeiterfamilien wurde in größerem Ausmaß eine Privat- und Intimsphäre möglich, die eine durch Not, Armut und Arbeitslosigkeit erzwungene Lebensform bis dahin verhindert hatte. Die alten Utopien verloren ihre Bedeutung, die Abkoppelung der sozialistischen Politik von der ‚Bewegung‘ bewirkte einen Bedeutungsverlust des Milieus. Die Zeit der proletarischen Solidargemeinschaften, die die ganze menschliche Existenz in ein Gesamtmilieu einbanden, war abgelaufen. Die sozialistischen Familienmodelle boten nur einen schwachen Kontrast zu bürgerlichen Gegen-Bildern.“³⁰⁰

In der grundsätzlichen Kritik an der Kommunistischen Partei, der ja die meisten interviewten Frauen nahe standen bzw. angehörten, an der gesellschaftlichen Entwicklung blieb die Familie ausgespart, ihre Existenz stand außer Frage. Wie man anhand der kommunistischen und sozialistischen Frauenzeitschriften sehen kann, war es – ganz im Sinne der linken Ideologien – eine wichtige Aufgabe der Frauen, diese Form der Familie zu festigen, zu fördern.

299 Bei einem Kaffeegespräch nach dem Interview mit Brigitte Fuchs, bei dem auch ihr Ehemann dabei war, kam die Rede darauf, ob das Paar, obwohl beide überzeugte Kommunisten, nicht eigentlich eine „bürgerliche“ Ehe geführt hätten. Der Ehemann hat sofort eine Erklärung bereit: „ ‚Bürgerlich‘ – das Wort bezieh ich zwar nicht so gern auf mich, aber man kann schon sagen, dass es eine bürgerliche Ehe war und ist, und das ist in diesem Fall ja etwas Positives.“

300 Thurner, Erika: „Die Angst der Männer ist die Ungeduld der Frauen.“ Frauen- und Männerwelten im Wandel. In: Susanne Feigl (Hg.): Beharrlichkeit, Anpassung und Widerstand: die Sozialdemokratische Frauenorganisation und ausgewählte Bereiche sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945–1990. Wien 1993, S. 180–219, hier S. 191.

*„Er war der Chef im Haus,
was er gesagt hat, hat gelten müssen!“*

Von den hierarchischen Strukturen in der Familie

Diese oben zitierte Feststellung Elisabeth Jägers³⁰¹ über ihren Mann könnte jede meiner interviewten Ehefrauen gemacht haben. Freilich wird nicht immer die Tatsache, dass der Ehemann das „Oberhaupt“ der Familie ist und dass zu geschehen hat, was er bestimmte, so direkt ausgesprochen wie hier. Aber die Anerkennung der Autorität ihrer Männer ist ein Grundton in fast allen Erzählungen der Frauen. Die Dominanz des Mannes ist für sie eine Selbstverständlichkeit, eine „natürliche“ Gegebenheit, die sie als Heranwachsende in ihren Familien erlebt hatten: „Er war wie mein Vater, ein Mann, der wusste, was er wollte!“³⁰², charakterisiert Gerlinde Hofer unter anderem ihren Mann.

Nicht nur eigene berufliche Entscheidungen, auch solche, die eigentlich die Frauen selbst zu treffen gehabt hätten, Entscheidungen, die das Zusammenleben in der Familie wesentlich betrafen, wurden zumeist vom Mann allein getroffen. „Dass er seinen Posten aufgegeben hat und in einer anderen Firma arbeitet, hat er mir erst erzählt, als schon alles entschieden war“³⁰³, erzählt Elisabeth Jäger. Gerlinde Hofer musste ihren Posten als Gemeindesekretärin aufgeben und nach Wr. Neustadt übersiedeln, weil ihr Mann das so bestimmt hatte. „Das war ein sehr großer Fehler“³⁰⁴, resümiert sie heute. Und als sie Jahre später Schwierigkeiten an ihrem Arbeitsplatz bekam, „da hat mein Mann gesagt, ich kann ja auch zhaus bleiben.“³⁰⁵ Mit der Erlaubnis des Mannes durfte auch Helga Postl ihren anstrengenden Dienst als Putzfrau beenden: „Und im 60er-Jahr hab ich aufgehört. Da hat mein Mann gesagt: ‚Jetzt kannst leiser treten‘.“³⁰⁶ In der Ehe von Maria Hahn wünschte der Mann, dass seine Frau nicht berufstätig sei, sondern sich ganz dem Haushalt und der Kindererziehung widme, „worüber die Kinder noch heute dankbar sind“³⁰⁷, rechtfertigt sich Maria Hahn heute. Fröhlich erzählt Inge Dostal, dass sie in den Jahren, als die Kinder schon versorgt waren und sie aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr mit ihrem Mann wandern gehen musste, „da hab ich auf Urlaub fahrn dürfen [lacht]“.³⁰⁸

-
- 301 Elisabeth Jäger T7
 - 302 Gerlinde Hofer T24
 - 303 Elisabeth Jäger T10
 - 304 Gerlinde Hofer T19
 - 305 Gerlinde Hofer T26
 - 306 Helga Postl T5
 - 307 Maria Hahn T17
 - 308 Inge Dostal T7

Auch Entscheidungen, die für die Frau schwerwiegend waren, wurden oft vom Mann allein getroffen. So erzählt Gerlinde Hofer als ein Beispiel: Die Kommunistische Partei entsandte Funktionäre für ein Jahr lang in die Parteihochschule nach Moskau. Als ihr Mann dazu ausgesucht wurde, willigte er sofort ein, ohne dies mit seiner Frau zu besprechen.

„Er hat mir erzählt: ‚Sie haben mich gfragt, aber sie haben auch gsagt, ich soll dich fragen.‘ Und er hat zu ihnen gsagt: ‚Warum muss ich das?‘ Und dann hat er zu mir gsagt: ‚Bist eh einverstanden?‘ Und ich hab gsagt: ‚Na ja, wenn dir das was bringt.‘ Aber ich hab mir denkt: ‚Na hearst, da bin ich ja mit meinem Kind ein Jahr allein!‘“³⁰⁹

Charakteristisch für das Selbstverständnis des Mannes als Oberhaupt der Familie ist die Episode, die Brigitte Fuchs von der Einrichtung der neuen Wohnung erzählt:

„Dort hat er gleich seinen Raum eingerichtet, der Wohnraum war sein Arbeitsraum –. Da kann ich mich noch gut erinnern –, und das war die erste Arbeit von ihm, *seine* Sachen unterbringen [lacht], dann hat er sich gleich unterm Fenster für *seine* Bücher eine Stellage machen lassen –. Gegessen haben wir in der Küche, verbauen hab ich sie erst lassen, da war ich schon arbeiten. . Das ist ja jetzt auch so in dieser Wohnung: Jetzt arbeitet er auch im Schlafzimmer *und* im Wohnzimmer, das kommt drauf an, wenn du fernsiehst, dann arbeitet er im Schlafzimmer, aber er geht immer vorbei, weil er dauernd was braucht. Und wenn ich in der Früh lüfte oder aufwasch, steht er schon da mit seinen Unterlagen [lacht].“³¹⁰

Im Interview des Öfteren auf die Frage angesprochen, ob Probleme miteinander diskutiert, Entscheidungen nicht erst nach langen Gesprächen gefallen seien, lauten die Antworten durchwegs so ähnlich, wie sie Martha Feiler formuliert:

„Na ja, [lacht] die kleinen Sachen schon, zum Beispiel, was wir der Kleinen zu Weihnachten schenken oder wo wir am Samstag wandern gehen und so halt, aber die wirklich wichtigen Entscheidungen, da hat schon er gsagt, was *er* will und dann haben wir ein bisserl gredet und ich hab zugstimmt –, er hat ja eh meistens Recht ghabt.“³¹¹

Soll das Lachen eine gewisse Resignation überdecken, wenn Brigitte Fuchs berichtet und dabei mit der Hand auf den Tisch klopft?

309 Gerlinde Hofer T25

310 Brigitte Fuchs T48

311 Martha Feiler T5

„Er hat *immer* gmacht, was *er* hat wollen - .. Nicht, dass wir uns nicht gern ghabt hätten, aber er ist *seinen* Weg gegangen –, das hat müssen so sein, wie er hat wollen“³¹²,

dann ist nicht nur Resignation, sondern auch innere Wut und Widerstand deutlich spürbar. Nachgefragt, ob sie sich nicht aufgelehnt hätte, zuckt sie nur die Schultern:

„Das sagt man so, -, natürlich hab ich’s versucht, aber wirklich diskutieren? Des hat’s bei ihm nicht geben, *das ist zwecklos*. Das war für ihn verlorene Zeit. Da sagt er: ‚In der Zeit kann ich was machen, was Sinn hat.‘ ... Heut ist es eh schon besser.“³¹³

Es gab auch Probleme, die gemeinsam besprochen wurden, wie zum Beispiel die Schullaufbahn der Kinder, die Übersiedlung des Ehepaars Hahn in eine vom Heimatort entfernte Ortschaft oder – von großer Bedeutung – der Neubau eines Hauses, „weil, das war ja finanziell sehr schwierig. Und ich war ja die, die sparen hat müssen“,³¹⁴ erzählt Helga Postl, und bei den anderen „Häuslbauern“ wird es nicht anders gewesen sein.

Zwei meiner Gesprächspartnerinnen unterscheiden sich von den anderen Frauen, wenn sie auf die Anerkennung der männlichen Autorität in der Familie angesprochen werden. Katharina Dvorschak leugnet, fast empört, das Ansinnen, dass ihr Mann „Oberhaupt“ der Familie gewesen sein könnte:

„Na, na! Des hat’s bei uns wirklich nicht geben. Wir haben *alles gemeinsam* beschlossen, alles, bis heute ist das so! Das war bei uns sehr wichtig, dass wir *immer* alles gemeinsam gemacht haben, wir haben darüber immer geredet. Manchmal, aber nur manchmal [lacht], is dann das geschehen, was *ich* wollen hab, weil’s halt vernünftig war.“³¹⁵

Ob diese Aussage tatsächlich der Realität entsprach, ist nicht ganz klar.

Im Gegensatz dazu Herta Pauser. Wenn sie davon erzählt, dass in ihrer Familie der „Vati“ zwar als „Oberhaupt“ gegolten habe, dass aber vieles gemeinsam besprochen und entschieden wurde, so klingt das sehr glaubhaft. Glaubhaft auch deswegen, weil sie, eine ausgebildete Sozialtherapeutin und beruflich sehr erfolgreich, „auch nachgiebig, aber vor allem sehr diplomatisch“ sein konnte. „Da hab ich

312 Brigitte Fuchs T41

313 Brigitte Fuchs T42

314 Helga Postl T4

315 Katharina Dvorschak T19

ihn halt glauben lassen, dass das sein Wille ist, und so waren wir alle zufrieden!“³¹⁶
Diese Strategie hat gelegentlich auch Inge Dostal angewendet: „Ich war schon die Starke, aber das hab ich ihm nicht zeigen wollen, das wär auch nicht gut für die Buben gwesen, die müssen vorm Vater Respekt haben.“³¹⁷

Nachgiebig und diplomatisch gegenüber ihren autoritären Ehemännern mussten in vielen Situationen sicher alle Ehefrauen sein, schon allein deswegen, um ein harmonisches Familienleben herzustellen – für das sie sich als Ehefrauen und Mütter verantwortlich fühlten. Nur Elisabeth Jäger konnte auch mit Diplomatie nichts erreichen. Sie litt unter der Herrschaft ihres Mannes, durfte ihren Sohn aus erster Ehe nicht zu sich nehmen, weil *er* ihn nicht mochte, und musste nicht nur während des Hausbaus sehr viel und hart arbeiten. „Er hat mi eh viel globt, weil i so viel gearbeitet hab.“³¹⁸ Trotz dieser Unterdrückung kann sie den Stolz auf ihren Mann nicht verbergen: „Wissen’S –, ein Auftreten! Mei Mann war ja energisch und *ein Auftreten*, der war kein Waser!“³¹⁹

Das Ehe- und Familienleben, das meine Gesprächspartnerinnen führten, entsprach den Vorstellungen, die auch vor dem Zweiten Weltkrieg gegolten hatten: eine patriarchalisch strukturierte Lebensgemeinschaft, in der jeder bestimmte Aufgaben zu erfüllen hatte. „Der Mann genießt die Stellung des ‚Familienerhalters‘ mit den Ansprüchen von Respekt und Entscheidungsgewalt. Die Erwerbstätigkeit der Frau stellt dabei seine Position nicht in Frage.“³²⁰

An dieser patriarchalischen Struktur wurde auch in Arbeiterkreisen nicht gerüttelt, vielmehr wurde sie – wie aus den Interviewaussagen klar ersichtlich – von den Frauen als etwas nicht zu Hinterfragendes, von den Männern als etwas Positives, Natürliches gesehen. Erika Thurner stellt dazu fest:

„Diese Deutungsmuster wurden den Betroffenen nicht nur von oben und gegen ihren Willen aufgezwungen, sondern es waren Bestimmungen, in denen gelebt wurde. Sie versperrten zwar einerseits Handlungsspielräume, aber sicherten andererseits auch praktizierte alte und sich entwickelnde neue ab. Die gängigen Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ bildeten den Rahmen zur Ausbildung der jeweiligen Geschlechtsidentität. Die Annäherungen der Familienverhältnisse der Arbeiter an jene der Mittelschicht lösten ei-

316 Herta Pauser T10

317 Inge Dostal T5

318 Elisabeth Jäger T7

319 Elisabeth Jäger T5

320 Mahlmann 1991, S. 120.

nen ‚Verbürgerlichungsprozess‘ aus und festigten gleichzeitig die Position der Familie als sekundären Ort der gesellschaftlichen Produktion. Am patriarchalischen Grundverhältnis der Familie änderte sich wenig; es wurde maximal durch partnerschaftliche Umgangsformen überdeckt.“³²¹

An einer anderen Stelle führt Thurner weiter aus:

„Aussehen und Verhalten passten sich den Stereotypen an, sie waren gleichsam zur Natur gewordene Kultur. Frauen und Männer haben die traditionellen, ideologisch verklärten weiblichen und männlichen Rollen restauriert und weitergegeben. Sie haben diese Bilder und Klischees mit Leben gefüllt und ihnen zu der in unserer Gegenwart reichenden Persistenz und Wirksamkeit verholfen.“³²²

Auch für Ingrid Bauer sind die 50er–Jahre, also die Zeit, in der die Familienstrukturen meiner Interviewpartnerinnen gefestigt wurden, ein

„... gesellschafts- und kulturpolitisches Jahrzehnt eines aggressiven konservativen Rollbacks mit dem Ziel, die psychischen und psychosozialen Probleme der Nachkriegszeit ganz im traditionellen Sinn zu lösen: mithilfe der familiären Einfriedung der Frauen und deren Selbstaufopferung. Es ging also nicht um familiäre Beziehungen ganz allgemein, sondern um die Restauration des traditionellen patriarchalen Modells. Und: Um die polare und absolute Gegenüberstellung der Geschlechter und die hierarchische Zweiteilung ihrer Welt in öffentlich und privat, draußen und drinnen, aktiv und passiv, dynamisch und statisch, rational und emotional, hart und zart. Ein Modell, in dem die Frau nicht als eigenständiges Individuum, sondern nur im sozialen Bezug und in Ergänzung zu Ehemann und Kindern gesellschaftlich respektiert war.“³²³

Für meine Interviewpartnerinnen war – und ist – der synonym gebrauchte Begriff: Mann/Oberhaupt/Ernährer eine Selbstverständlichkeit, für die jetzt noch lebenden Ehemänner gilt der unkündbare Oberhauptstatus. Wenn sich seit den 70er–Jahren – bei Familienneugründungen – doch eine gewisse Auflösung zeigte,³²⁴ so trifft dies auf bestehende Ehegemeinschaften wie die meiner Interviewpartnerinnen keineswegs zu. Hier bleibt die hierarchische Ordnung hartnäckig im Bewusstsein verankert, und neue Paar- und Familienbeziehungen werden äußerst skeptisch

321 Thurner 1993, S. 192.

322 Thurner 1995, S. 63.

323 Bauer, Ingrid: Eine Chronologie abnehmender weiblicher Bescheidenheit. Zum Wandel im Politikverständnis von Frauen. Die sozialdemokratische Frauenorganisation Salzburg 1945 bis 1990. Salzburg 1992, S.26.

324 Vgl. Mahlmann 1991, S. 242–245; Sieder 1987, S. 242/245.
Thurner 1995, S. 62.

betrachtet.³²⁵ Gerlinde Hofer sieht eine der Ursachen für die Scheidung ihrer Tochter in deren dominanter Stellung in der Familie. „Das hätt er [!] sich nicht gefallen lassen müssen.“ Bei solch einer Aussage stellt sich doch die Frage: Ist in der Kritik, in der Ablehnung neuer Formen der Paarbeziehung nicht auch das Eingeständnis verborgen, sich nicht als Gleichberechtigte durchgesetzt zu haben, nicht die Position eingenommen zu haben, die man sich als Ehefrau doch gewünscht hätte? Diese Erkenntnis könnte schmerzhaft sein. Es trifft zu, was Bettina Dausien in Bezug auf die Rekonstruktion von Biographien feststellt, „dass es eine durchaus alltägliche Erfahrung ist, dass Biographien fraglich werden, bisherige Erfahrungsmuster und biographisches Wissen nicht mehr greifen“³²⁶. Vorstellbar wäre es, dass die auch heute noch positive Beurteilung der hierarchischen Strukturen revidiert werden könnte. Die Frauen könnten ihre damalige Position negativ beurteilen und den Töchtern sowie Schwiegertöchtern in ihrem geänderten, anderen Verhalten ihren Männern gegenüber zustimmen – dies ist aber nicht der Fall. Es scheint wirksam zu werden, was Reinhard Sieder feststellt:

„Mit jeder Geschichte meines Lebens, die ich implizit oder explizit einer Bewertung unterwerfe, setze ich Werte in Kraft; das aber bedeutet, sich anderen Werten *nicht* oder *nicht mehr* anzuschließen. Mit jedem mächtigen Diskurs, dem ich folge oder dem ich opponiere, entscheide ich mich und stelle fest, dass andere Entwürfe für mich keinen oder wenig Sinn hätten, aber auch, dass es diese anderen Werte oder Entwurfsmöglichkeiten dennoch gibt.“³²⁷

Andere Entwürfe machen offensichtlich „keinen Sinn“ mehr, einen „Sinn“, der ja den Ereignissen nachträglich vom augenblicklichen Bewusstseinsstand aus ver-

325 In diesem Zusammenhang ist auch darauf hinzuweisen, dass die Sozialkritiker der Frankfurter Schule sich durchaus auf die väterliche Autorität beziehen. Max Horkheimer und Th. W. Adorno beklagen in ihren Schriften den Autoritätsverlust des Vaters. Auch Alexander Mitscherlich, der den Begriff der „vaterlosen Gesellschaft“ prägte, beweist in seiner Argumentation einen implizit patriarchalen Standpunkt.

Vgl. Horkheimer, Max, Erich Fromm, Herbert Marcuse: Studien über Autorität und Familie. Lüneburg 1987 (Reprint der Ausgabe Paris 1936).

Adorno, Theodor W.: Studie zum autoritären Charakter. Frankfurt 1973.

Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Unveränd. Taschenbuchausg. München 1996¹⁰.

Vgl. auch Schelsky, Helmut: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart 1960⁴. Wurzbacher, G.: Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Stuttgart 1969⁴.

König, R.: Familie und Autorität. Der deutsche Vater im Jahr 1955. In: Materialien zur Soziologie der Familie, Köln 1974, S. 214–230. Stalb, Heidrun: Eheleiche Machtverhältnisse. Ein Theorievergleich. Herbolzheim 2000.

326 Dausien 1996, S. 24.

327 Sieder, Reinhard: Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. Wien 2004, S. 48.

liehen wird. „In meinem Alter?“, fragt sich Helga Postl, „was soll sich da noch ändern? Da will man sich auch nicht mehr ändern!“³²⁸

„Er wollte im Haushalt schon mithelfen, aber ...“

Von der Doppelbelastung und der Verantwortlichkeit der Frauen

In allen Interviews musste ich an die Frauen explizit die Frage nach der Mitarbeit des Mannes im Haushalt stellen. Keine hat das Thema von sich aus angeschnitten, zu selbstverständlich ist für sie – bis heute – die Tatsache, dass die Frau für den Haushalt zuständig ist. Die Frage war keiner Frau unangenehm, sie erzählen fast heiter von der Absenz der Männer bei Haushaltsarbeiten. Lachend meint Inge Dostal:

„Na, na! Für des war er net! Er hat dann später, wie ich in Urlaub hab fahren dürfen, da hat er dann schon daheim Geschirr abgewaschen, aber wie ich nach Haus kommen bin, war so hoch der Staub, aber da hab ich sagen müssen: ‚Warst brav!‘, weil sonst hätt ich mir’s ganz verscherzt. [lacht herzlich]“³²⁹

Auch Elisabeth Jäger und Helga Postl können sich nicht erinnern, dass ihre Männer irgendetwas im Haushalt getan hätten. Beim Hausbau, im Garten, da habe er viel gearbeitet, erzählt Elisabeth Jäger, aber im Haushalt doch nicht! War die Frau nicht berufstätig, wie Maria Hahn oder lange Zeit Brigitte Fuchs, dann war Haushalt für beide Partner grundsätzlich kein Thema, er musste nur funktionieren, und dafür war die Frau, die „Hausfrau“ allein verantwortlich.

Auch die berufstätigen Frauen trugen die Last der täglich notwendigen Tätigkeiten zumeist allein. „Das war halt damals so, dass die Männer wenig gemacht haben, heut ist das nicht mehr so, mein Sohn macht auch viel“³³⁰, meint Grete Schütz. Weil das heute doch nicht mehr so selbstverständlich ist, so suchen die Frauen nach Erklärungen, mir gegenüber – auch sich selbst gegenüber? – nach Entschuldigungen für ihre Männer. Sie waren ja die „Ernährer“ der Familie, hatten einen anstrengenden Beruf und die meisten von ihnen noch zusätzliche Verpflichtungen für die Partei – zumeist am Abend. So erklärt Herta Pauser warum ihr Mann ihr nicht viel helfen konnte: „Ja, hat –. (h) Es ist so: Mein Mann hat ja für die

328 Helga Postl T 11

329 Inge Dostal T4

330 Grete Schütz T9

Partei viele, viele Vorträge gehalten, das heißt, . am Abend war er sehr selten -, . die Vorträge waren ja am Abend, und da ist er spät gekommen, da war ich immer schon am Einschlafen.“³³¹ Und Martha Feiler: „Gholfen? Na ja, wenn’s zhaus waren, schon, aber sie waren halt nicht viel zhaus. [lacht]“³³² Der Mann von Gerlinde Hofer konnte auch nicht helfen, denn „der war ja nie da! Mein Mann ist immer erst spät am Abend kommen.“³³³ Bei Brigitte Fuchs klingt die Erklärung weniger entschuldigend als anklagend:

„Ob er ein fürsorglicher Ehemann war? Nein, überhaupt nicht! Weil er war erstens einmal in der Arbeit, und dann ist er heimkommen von der Arbeit, so um halb sechs, und hat sich anzogn und ist schon zu einer Sitzung gegangen. Die Sitzungen waren *immer*, und ich war *immer daheim*. Da hab ich viel gstrickt, ich hab für ihn Westen gstrickt und für die Kleine Pullover, da hab ich gstrickt, bis er heimkommt aufd Nacht und da hab ich ihm dann was zu essen geben. ... Ich hab das alles erledigt.“³³⁴

Einige Männer, vor allem die der berufstätigen und daher doppelt belasteten Frauen, scheinen doch ein schlechtes Gewissen ob ihrer Untätigkeit gehabt zu haben – ein weiterer Grund, sie zu entschuldigen, so Grete Schütz: „Aber mein Mann hätte das *gern* gemacht“³³⁵, ebenso der Mann von Martha Feiler:

„Er hat immer betont, er möchte halt schon mithelfen, aber, na ja -. „Wenn ich am Samstag einkaufen war und schwere Taschen gehabt hab, da schon, oder wenn ich gsagt hab in der Früh, ich war ja leider oft kränklich: ‚Geh mit einkaufen‘, dann ist er halt schnell mitgegangen, aber nicht aus Überzeugung. [lacht laut und herzlich]“³³⁶

Willenskundgebungen, von denen die Frauen erzählen, lauten auch: „Lass das, das machen wir dann gemeinsam –, und so.“³³⁷ Oder, wenn Grete Schütz die Kohlen aus dem Keller schleppte: „Da hat mein Mann immer gsagt: ‚Wart, bis ich zhaus bin‘, aber ich hab gsagt: ‚Ich kann das schon machen‘ –, heute könnt ich das nicht mehr.“³³⁸

Am ausführlichsten berichtet Herta Pauser, wie in dem ganzen Interview bemüht, die positiven Seiten ihres Mannes zu betonen:

-
- 331 Herta Pauser T9
332 Martha Feiler T6
333 Gerlinde Hofer T22
334 Brigitte Fuchs T44
335 Grete Schütz T9
336 Martha Feiler T6
337 Martha Feiler T6
338 Grete Schütz T9

„Und er hat das Kind zu den Schwiegereltern bracht in der Früh und um halb fünf abholt. Und dann, das muss ich sagen: Mein Mann ist ein sehr ordnungsliebender Mensch, der tut seine Socken stopfen, heute noch, das hat er beim Militär gelernt, und hat nie mehr eine zusätzliche Arbeit gemacht. Also nie die Beine hochgelagert und Hauptsache ich hab meine Ruh –, nein, nie, wirklich wahr! Ich hab genug Kolleginnen getroffen, dass die Herren Paschas und so.“

Auf meine Frage, ob ihr Mann eine Ausnahme gewesen sei, kommt die Antwort doch zögerlich: „Eine Ausnahme? ... Ich hab eine gute Eigenschaft: Ich bin ein *sehr nachsichtiger* Mensch.“³³⁹

Mithilfe des Ehemanns im Haushalt? Nur Christa Weiß beantwortet die Frage eindeutig positiv: „Mein Mann hat mir schon im Haushalt geholfen, Staubsaugen und so, das schon, das wär ja auch gar nicht anders gängen, wir haben ja beide unseren Beruf gehabt. Wenn wir miteinander zuhause waren, dann haben wir auch miteinander gearbeitet.“³⁴⁰

Und Katharina Dvorschak antwortet auf diese Frage mit einem entrüsteten „Ja selbstverständlich! Wir haben immer alles miteinander gemacht!“³⁴¹ Sie will aber nicht weiter auf dieses Thema eingehen.

Wenn die Frauen von der Nicht-Mithilfe ihrer Ehemänner im Haushalt erzählen, geschieht das in sehr leichter, lockerer Form. Die Fragen, die Nachfragen der Interviewerin nach Details scheinen ihnen nicht unangenehm zu sein. Vergleicht man das mit Passagen aus den Interviews, in denen nach der Hierarchisierung in der Familie gesprochen wird, dann fällt auf, dass hier die Antworten spontaner, gelöster gegeben werden, oft lachend. Eine Begründung für die unterschiedlichen Reaktionen liegt sicher darin, dass die Frauen aus Berichten in den Medien wissen, dass sich im Verhalten der Männer, was die Mitarbeit im Haushalt betrifft, nicht sehr viel geändert hat. „Im Verlauf der 60er und 70er Jahre, in der die Arbeitsteilung immer wieder öffentlich diskutiert wurde, hat sich der Anteil der Männer, die ihren Ehefrauen bei der Hausarbeit in nennenswertem Ausmaß helfen, nur sehr geringfügig erhöht“³⁴², konstatiert Reinhard Sieder.

339 Herta Pauser T10

340 Christa Weiß T8

341 Katharina Dvorschak T9

342 Reinhard Sieder 1987, S. 246.

1995 stellte Jean-Claude Kaufmann fest, dass die ungleiche Arbeitsteilung „tief verankert ist und dass die Tendenzen zu einer Weiterentwicklung zumindest relativ ungewiss sind.“³⁴³ An anderer Stelle präzisiert Kaufmann:

„Auch der Anstieg weiblicher Lohnarbeit hat die häuslichen Verhältnisse nicht erschüttert. Man kann daraus schließen, dass die der Familiensphäre eigenen Blockaden, insbesondere die Frage nach der Aufteilung der häuslichen Pflichten, hartnäckiger sind als andere.“³⁴⁴

Dass sich an dieser Tatsache auch im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts nichts geändert hat, zeigen die Daten des österreichischen Mikrozensus aus dem Jahr 2003:

„In knapp der Hälfte aller Paar-Haushalte ohne Kinder ist die Frau ‚überwiegend alleine‘ für den Haushalt zuständig, unabhängig vom Ausmaß ihrer Erwerbstätigkeit. Leben Kinder im gemeinsamen Haushalt, verstärkt sich diese Diskrepanz noch zusehends – unabhängig von der Erwerbstätigkeit führen nun bereits 61,7 % der Frauen den Haushalt ‚überwiegend alleine‘.“³⁴⁵

Dass dieses Faktum nicht nur auf österreichische Familien zutrifft, bestätigt ein EU-Projekt³⁴⁶, in dessen zahlreichen Studien eindeutig festgestellt werden konnte, dass Hausarbeit und Kinderbetreuung nach wie vor zu zwei Dritteln von den Frauen erledigt werden. Interessant dabei ist die Feststellung, dass die meisten Projektteilnehmerinnen diese Aufteilung nicht als ungerecht empfinden. Das Wort „ungerecht“ haben viele Frauen vermieden, um ihre Beziehung nicht zu belasten.

Die Ergebnisse all dieser Studien geben meinen Interviewpartnerinnen Recht. Ihre Überzeugung von der natürlichen selbstverständlichen Gegebenheit, an der man nichts ändern könne, findet offensichtlich ihre Bestätigung.

Die Frauen kennen die Studien zwar nicht, aber sie haben Erfahrungen mit den Familien ihrer Kinder und Enkelkinder, in denen die Ehemänner auch nicht sehr viel im Haushalt mitarbeiten. Das alles bestätigt sie, das Richtige in ihrer Ehe getan zu haben. Sie müssen sich nicht fragen – wie bei Reflexionen über andere

343 Jean-Claude Kaufmann 1995, S. 115.

344 Ebda. S. 174.

345 Buchebner-Ferstl, Sabine, Christiane Rille-Pfeiffer: Hausarbeit in Partnerschaften. Studie „The glass partitioning wall“ zur innerfamiliären Arbeitsteilung – Ergebnisse für Österreich. Working Paper Nr. 69. Wien 2008, S. 9. (= Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien)

346 EU-project FamWork: Family life and professional work: Conflict and synergy. Project from 01.01 2003 to 30.09.2005. www.eu-project-famwork.org vom 03.12.2009

Probleme in ihrer Ehe –, ob sie nicht mehr Widerstand hätten leisten müssen, sie müssen sich nicht rechtfertigen, die Situation nicht verändert zu haben, denn die gegenwärtigen Verhältnisse geben ihnen Recht: Hauswirtschaftliche Arbeiten sind Arbeiten, die „gemacht werden müssen“, wie des Öfteren in den Interviews betont wird.

„Häusliche Reproduktionsarbeit ist eine lebenslängliche ununterbrochene Aufgabe. [...] Bereits dieser Umstand macht es leicht, die Haus- und Familienarbeit mit dem Schein des Notwendigen, natürlichen oder zumindest zur ‚zweiten Natur‘ Gewordenen zu versehen.“³⁴⁷

Bei meinen Interviewpartnerinnen spielt sicher noch ein anderer Faktor eine nicht zu unterschätzende Rolle, warum sie ihre Haushaltstätigkeiten auch heute noch als eine Selbstverständlichkeit ansehen. Wie ihre Männer waren sie als Kommunistinnen und Sozialistinnen von den Richtlinien ihrer Partei beeinflusst, und in denen war für eine Hausarbeit des Mannes kein Platz.

Der Informationsdienst des Frauenzentalkomitees der Sozialistischen Partei 1961 berichtet von einer Tagung zum Thema „Hausfrau und Haushalt“. Darin wird der volkswirtschaftliche Wert der Hausfrauenarbeit betont. „Deshalb wollen und müssen [wir] Wege suchen, um der Hausfrau und Mutter [...] bei ihrer so schweren Arbeit zu helfen.“ Die Hilfe kommt aber nicht durch den Ehemann – der kommt in den Unterlagen der Tagung kein einziges Mal vor –, sondern „durch die Anwendung technischer Hilfsmittel“³⁴⁸. Arbeitserleichterung durch technische Neuerungen im Haushalt – das war vor allem in den 60er-Jahren der Werbe- und Verkaufsschlager vieler Herstellerfirmen, der von der Politik gern aufgenommen wurde.

Noch 1990 musste das kommunistische Frauenprogramm eingestehen, dass

„das Thema Haushalt in der marxistischen Gesellschaftskritik ausgeblendet war. Die Arbeitsteilung weist Frauen jene Tätigkeiten zu, [...] die dem ‚weiblichen Charakter‘ automatisch zugeordnet werden bzw. als ‚natürliche Eigenschaft‘ der Frau gelten. Ihre eindeutige Zuständigkeit dafür wird gesellschaftlich über die Sozialisation vermittelt und von den Frauen selbst verinnerlicht. [...] Alle Bereiche, in die die Kritik nicht vordringt, werden der Veränderung entzogen.“³⁴⁹

347 Dausien 1996, S. 28.

348 Was sollen wir tun? Informationsdienst des Frauenzentalkomitees der SPÖ. 17. Jg., Nr. 3–5, März/Mai 1962, S.1.

349 Kommunistische Partei Österreichs: Frauenprogramme der KPÖ. Wien 1990, S. 38.

„Für die Erziehung und die Schule war schon ich verantwortlich!“ Diese Feststellung Inge Dostals³⁵⁰ hat für alle Gesprächspartnerinnen Gültigkeit. Wie die Obliegenheiten des Haushalts so lag auch die „gute Erziehung“, die Sorge um die Kinder und deren schulische Leistungen, in der Hand der Frauen. Davon erzählen alle in den Interviews, und obwohl auch diese Aufgabe eine der tradierten Selbstverständlichkeiten war, die der Frau, der Mutter zugeschrieben wurde, sprechen die Frauen in diesem Fall ihre Männer nicht ganz von der Verantwortung frei.

„Die Erziehung der Tochter war immer *meine* Sache: Alles, ich bin mit ihr turnen gegangen, ich hab sie in den Kindergarten bracht, sie hat dort gebrüllt wie am Spieß! . Wir haben immer geschaut, dass wir bei Ausflügen auch andere Kinder dabei haben, damit sie unter Kindern ist, sie ist ja an meiner Kittelfalten gehängt. ... Sie war ein schwieriges Kind –. Ich hab keine Unterstützung ghabt von seiner Seiten“,

erzählt Brigitte Fuchs.³⁵¹ Der Vorwurf an ihren Ehemann, dass sie allein die Verantwortung für die Erziehung ihrer Tochter hatte, ist sehr deutlich. Auch in anderen Berichten ist der vorwurfsvolle Begleitton nicht zu überhören. „Wenn er da war, ist er auch in die Schule gegangen, aber meistens ich. Da hat er sich aber meistens nur gern mit den fortschrittlichen Geschichtslehrern unterhalten“³⁵², erinnert sich Gerlinde Hofer. So war das auch bei Martha Feiler, auch ihr Mann ging, wenn er ging, bei Sprechtagen meistens nur zu dem Geschichtslehrer, mit dem er sich unterhalten konnte. Und Martha Feiler erzählt:

„Mein Mann hat ja seine Tochter *heiß* geliebt, was der mit dem Kind gspielt hat! . Sie haben *stundenlang* am Sonntag gspielt –. Wenn ich einmal geschimpft hab oder ihr irgendwie a Tatscherl geben hab, ist sie zum Telefon grennt, und wenn er am Abend nach Haus kommen ist, sind sie verschwunden ins Zimmer, und da hab ich gesehen, wie er’s schmiert.“³⁵³

Der Vater ist auch für die Kinder die Autorität in der Familie – meist die geliebte: „Meine Tochter –, sie hat den Papa sooo geliebt –, wenn er was gsagt hat: ‚Der Papa hat gesagt, der Papa hat gesagt‘, *das* hat gegolten!“³⁵⁴ Wenn Herta Pauser dies erzählt, dann werden die Rollen in der Erziehungsarbeit deutlich: Die Mutter ist für die erzieherischen Aufgaben im Alltag zuständig, der Vater spielt mit den Kindern, er wird geliebt. Inge Dostal bringt es auf den Punkt:

350 Inge Dostal T8

351 Brigitte Fuchs T42

352 Gerlinde Hofer T32

353 Martha Feiler T7

354 Herta Pauser T12

„Ich war immer die Strenge, mein Mann war zu nachgiebig –, der ist nur auf die Barrikaden gegangen, wenn jemand seinen Kindern Unrecht tan hat. Ich bin auch für meine Kinder auf die Barrikaden gegangen, aber wenns was angestellt haben, habens müssen gradstehen. So hab ich es halt gmacht. Ich war da ein bisserl militärisch.“³⁵⁵

Ganz vehement wirft Gerlinde Hofer ihrem Mann vor, die gute Beziehung zu seiner Tochter gegen sie ausgespielt zu haben, die Klage über die Abwertung ihrer erzieherischen Bemühungen, auch Eifersucht, sind nicht zu überhören:

„Meine Tochter war ja ganz auf meinen Mann fixiert. Ich hab ja den Fehler schon von allem Anfang an gmacht –, ich war bei der Erziehung sehr korrekt. Und das war so: Wenn mein Mann zu Haus war, hat er sich mit der Tochter unterhalten und ich hab meinen Haushalt gmacht, und ich war froh, dass ich meine Arbeit hab machen können. Und er hat sich mit ihr beschäftigt. Aber ich war das so gewöhnt, dass alles seine Ordnung hat und dass bestimmte Sachen gemacht gehören. Und ich wollt alles in Ordnung haben, und es hat müssen alles stimmen, und ich hab wollen mein Kind auch –, (h) zum Beispiel Schuhe putzen: Ich wollt, dass sie am Abend Schuh putzt für den nächsten Tag in der Schul, und mein Mann hat gsagt: ‚Brauchst es eh nicht putzen, werden eh wieder dreckig.‘ Und das war so, ich wollt nicht streiten. . Und der Papa war immer –, *er* hat halt die *schöne* Zeit mit ihr verbracht und *ich war die Strenge*.“³⁵⁶

Dass diese Einstellung ihres Mannes noch heute Folgen hat, erzählt sie mir beim Kaffeegespräch. Noch heute sei ihre Tochter leider sehr schlampig, und auch die Enkelkinder halten nicht viel von der Ordnung.

Da die Frauen fast allein die Last der Erziehung zu tragen hatten, fühlen sich manche heute noch dafür verantwortlich, auch schuldig, wenn das Leben ihrer Kinder nicht so verläuft, wie sie – und auch ihr Mann – es sich vorgestellt haben. So Grete Schütz:

„Wahrscheinlich war ich mit meinem Sohn immer zu nachgiebig, aber er war ja so ein liebes, braves Kind. Aber dann hat er schon im Gymnasium Schwierigkeiten gehabt, das habe ich ja noch hingekriegt, aber mit dem Studium ist er halt nicht fertig geworden. Und da war mein Mann *furchtbar böse*, und hat kaum mehr mit ihm geredet und hat es allen Leuten erzählt –. Das war schon furchtbar! Der Gerald hat dann aber nach dem Tod von meinem Mann fertig studiert und ist Lehrer geworden. Da wäre ja mein Mann sicher sehr stolz auf ihn gewesen.“³⁵⁷

355 Inge Dostal T8

356 Gerlinde Hofer T33

357 Grete Schütz T12

Die Tochter von Brigitte Fuchs brach ihre Schullaufbahn in der Oberstufe des Gymnasiums ab, obwohl sie eine sehr gute Schülerin war, weil sie eine intensive Beziehung zu einem Mann hatte, den sie bald darauf auch heiratete.

„Da hat mein Mann gsagt: ‚Außa! So ein Umanandertun! Setz dich hin und schreib einen Brief und tritt aus!‘ [sehr laut] Genau das hat sie wollen! Mir war das nicht recht, noch zwei Jahr –, aber ich hätt das ja müssen allein derpacken, und da ist es nimmermehr gangen –, . ich habs nicht mehr derpackt! [kämpft mit den Tränen] Später hat sie es bereut.“³⁵⁸

Helga Postl erzählt von ihrem Sohn:

„Mit der Tochter hab ich keine Sorgn ghabt, aber jetzt mit dem Sohn schon. [beginnt zu weinen] ... Da kann ich oft net schlafen in der Nacht und da denk ich -, ... was hätt ma anders machen solln? Aber da kann ma nix ändern. Meine Tochter sagt zwar immer: ‚Da brauchst du dir nichts antun‘, aber mir geht’s nicht darum, ob er davonkommt, sondern ich schäm mich. [weint heftig] ... Jetzt ist er schon vier Jahr arbeitslos.“³⁵⁹

Natürlich erzählen die Frauen auch stolz und zumeist sehr ausführlich von dem beruflichen und privaten Werdegang ihrer Töchter und Söhne: „Aus allen Buben is was gworden! Sie kommen ja auch noch jetzt immer wieder und sehr gern ins ‚Hotel Mama‘!“³⁶⁰

Katharina Dvorschak will zwar nicht näher auf die Erziehung ihrer beiden Söhne eingehen, weil das uninteressant sei, aber bei der Schilderung über deren beruflichen Aufstieg erzählt sie viele Einzelheiten. Dass ein Sohn gehbehindert ist, streut sie nur nebenbei ein: „Der eine ist behindert, der ist dann nach Mödling gefahrn, der hat die HTL Mödling gmacht, da sind wir dann immer in der Früh miteinander gefahrn. Der war ja *so tüchtig!* . Alle *zwei* warn wir tüchtig!“³⁶¹ Und der Dritte, der Vater? Diese Frage kann ich nicht mehr stellen, ein anderes Thema wird von ihr angeschnitten.

Die Erzählungen zeigen sehr deutlich, dass meine Gesprächspartnerinnen ganz dem traditionellen Rollenbild entsprechen, wenn es um die Erziehung der Kinder

358 Brigitte Fuchs T43

359 Helga Postl T10

360 Inge Dostal T9

361 Katharina Dvorschak T7

geht.³⁶² Mütter wurden – und werden – für die Entwicklung, die Erziehung, die schulische Laufbahn verantwortlich gemacht, sodass jedwede Fehlentwicklung von Kindern als direktes Versagen und Verschulden der Mutter angesehen wird. Die traditionelle Auffassung, dass für die frühkindliche Sozialisation nur die Mutter, nicht aber der Vater von erzieherischer Bedeutung sei, brachte – und bringt – vor allem berufstätige Frauen in ein Dilemma. Obwohl gegenwärtige Studien diese Behauptung in Zweifel ziehen, sind die alten Rollenbilder ausschlaggebend, auch im Verständnis meiner Gesprächspartnerinnen: Väter sind für „wichtigere Dinge“ zuständig, ihre Funktion als Erzieher erfüllen sie als Identifikationsfigur, als Vorbild und als Spielgefährte in der Freizeit.

*„Ich hab immer gern gearbeitet,
da hab ich mich können entfalten“*

Von der Selbstbestätigung der Frauen im Berufsleben

„Ich war immer nur Hausfrau“³⁶³, sagt Maria Hahn so, als müsste sie sich dafür entschuldigen, ja fast schämen. Von den elf Frauen ist sie die einzige, die immer „nur“ für Haushalt und Familie zuständig war. Alle anderen Frauen waren berufstätig, vier von ihnen blieben nach der Geburt des Kindes für eine gewisse Zeit zu Hause, weil sie niemanden hatten, der für das kleine Kind sorgte. Sechs Frauen setzten ihre Berufstätigkeit gleich nach der Karenzzeit fort. Das Wort „berufstätig“ verwendete allerdings keine Frau, es wurde durchwegs durch „Arbeit“ ersetzt, wie zum Beispiel: „Ich bin gern in die Arbeit gegangen“, oder „Die Arbeit war für mich sehr wichtig.“

Es war vor allem die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, die die Frauen bewog, die Doppelbelastung – Familie und Arbeit – auf sich zu nehmen. Besonders die erste Zeit der Ehe war von finanziellen Schwierigkeiten geprägt. „Ich hab zu einem Genossen gesagt: ‚Ich brauch unbedingt eine Arbeit!‘ Es hat schon gestimmt: Wir haben

362 Die Literatur zu verschiedenen Aspekten der Kindererziehung ist sehr umfangreich. Anregungen fand ich in: Macha, Hildegard: Erziehung in der Familie. Historischer Wandel und Perspektiven heute. In: Hildegard Macha, Hans-Joachim Roth (Hg.): Bildungs- und Erziehungsgeschichte im 20. Jahrhundert. Festschrift für Heinrich Kanz zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main 1992 S. 91-106. Cloer, Ernst (Hg.): Familienerziehung, Bad Heilbronn/OBB 1979. Tellenbac, H.h: (Hg.): Das Vaterbild im Abendland. Band 1 und 2, Stuttgart 1978. Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. Unveränd. Taschenbuchausg., München 1996¹⁰.

363 Maria Hahn T18

wirklich *nichts* ghabt und von niemand eine Unterstützung, außer von der Tante vom Mann³⁶⁴, erinnert sich Grete Schütz. So auch Gerlinde Hofer: „Aber er hat ja nicht viel verdient, und dann hab ich mir oft denkt –, . und da hab ich zu meinem Mann gsgagt: ‚Herst, ich komm mit dem Geld nicht aus!‘ Da hat er gsgagt: ‚Andere müssen mit weniger auskommen.³⁶⁵ Wie ein Motto für das ganze Leben klingt es, wenn Elisabeth Jäger sagt: „Wir haben gspart und gearbeitet und gspart und gearbeitet.“³⁶⁶

„Arbeiten gehen“ betrachten die Frauen in ihren Erinnerungen aber auch als etwas Positives. Elisabeth Jäger bezeichnet sowohl ihre Arbeit am Fließband in einer Zündholzfabrik als auch ihre Tätigkeit als Putzfrau in einer Fabrik als „a schöne Arbeit“. „Am Finanzamt –, ja, das war ein schönes Arbeiten. Ich hätt dann wieder gehen wollen, aber da hab ich ja schon den Kleinen ghabt³⁶⁷, bedauert Brigitte Fuchs. Und für Gerlinde Hofer war das Zuhausebleiben auch deshalb problematisch, weil sie nun finanziell ganz von ihrem Mann abhängig war. „Das war auch nicht so einfach. Ich hab vorher immer mein Geld ghabt und hab machen können damit, was ich hab wollen, und jetzt war ich abhängig!“³⁶⁸

Details über die Art der Beschäftigung musste ich kaum erfragen, von sich aus und überaus ausführlich wurde mir von der „Arbeit“ erzählt, was zu tun war, als Fabrikarbeiterin, als Schreibkraft im Büro, als Sozialarbeiterin, als Verkäuferin oder als Putzfrau. Ich erfuhr Geschichten von guten und bösen Chefs, guten und „falschen“ Kollegen und Kolleginnen, von Intrigen und Ungerechtigkeiten. Sie sind so lebendig erzählt, als hätten sie sich erst vor kurzer Zeit zugetragen.

Mitten in dem Bericht vom dauernden Postenwechsel innerhalb des Ministeriums und von hinterlistigen Intrigen gegen sie unterbricht Katharina Dvorschak und fragt mich: „Wird Ihnen das nicht zu viel?“³⁶⁹, um sofort in ihrer Erzählung fortzufahren. Ob sie damals all die Ereignisse auch zu Hause erzählt hätten, lautete meine Frage an die Frauen. „Na ja, –, schon. Aber für meinen Mann waren das ja nur Tratschgeschichten³⁷⁰,“ antwortet Gerlinde Hofer, und Grete Schütz ist entrüstet: „Nein! Der hat wichtigere Dinge im Kopf ghabt.“³⁷¹

Nur Herta Pauser hat einen verständnisvollen Ehemann: „O ja, ich hab schon

364 Grete Schütz T3

365 Gerlinde Hofer T14

366 Elisabeth Jäger T9

367 Brigitte Fuchs T34

368 Gerlinde Hofer T19

369 Katharina Dvorschak T10

370 Gerlinde Hofer T27

371 Grete Schütz T5

erzählt zu Hause, wenn mich was gfreut oder gärgert hat. Das war schon wichtig und nicht selbstverständlich. Ich weiß. Viele erzählen, dass es die Männer nicht interessiert, was sie machen.“³⁷²

Herta Pauser ist die einzige Frau, die nach ihrer Heirat eine berufliche Ausbildung – zur Sozialarbeiterin – und nach dem Schuleintritt ihrer Tochter eine Zusatzausbildung – als Sprachtherapeutin – gemacht hat, die also ihren Beruf ganz bewusst gewählt hat.

„Ich hab dort [in der Rehabilitationsabteilung der Unfallversicherung] Versehrte betreut, also Querschnittgelähmte in Zusammenarbeit mit Eltern und Angehörigen, zum Beispiel einen Dachdecker, der mit meiner Hilfe wieder gehen konnte! Und da war ich stolz, was ich geleistet habe und hab gewusst, dass ich den richtigen Beruf erlernt hab, den ich 35 Jahre lang ausübte.“³⁷³

Stolz sind fast alle Frauen, wenn sie auf ihre Leistungen in der „Arbeit“ zurückblicken, stolz und selbstbewusst. „Ich hab immer gern gearbeitet, da hab ich mich können entfalten –. Und ich war sehr gut im Organisieren, wo immer ich hinkommen bin, hab ich können was umorganisieren und hab was Neues gfunden“³⁷⁴, schwärmt Gerlinde Hofer. Sie zeigt mir alle ihre Arbeitszeugnisse mit den lobenden Beurteilungen als Bestätigung ihrer Erzählungen. Sie fährt an einer anderen Stelle fort:

„Bei der Quelle war ich 15 Jahr und ich hab immer das beste Inventurergebnis ghabt, da war ich wirklich gut, und das Formular hab ich auch entworfen. Und weil ich mich auskennt hab, haben sie [die Kollegen] mich gleich zur Betriebsrätin machen wollen, die haben einen richtigen Umzug gmacht –! Und dann bin ich gwählt worden, und der Chef ist ganz blass geworden. [lacht]“³⁷⁵

Auch für Brigitte Fuchs, die wieder zu arbeiten begann, als ihre Tochter 14 Jahre alt war, nicht im Büro, dafür sei sie schon zu alt gewesen, sondern in einem Geschirrgeschäft, ist die Wertschätzung ihrer Kolleginnen ein Grund, gern in die Arbeit zu gehen:

„Ich bin gern arbeiten ggangen, aber ich war weg, wie ich da anfangen hab, ich war weg! Du hast ja nicht einmal was sagen dürfen, das war *ein Wahnsinn*, *ein Wahnsinn*! Und ich hab mir dacht: ‚Bin ich deppert, fang ich mir da was an?‘ Überhaupt zu Weihnachten, der ganze Schmuck, alles einwickeln –, das hätt ich gar nicht machen brauchen! . Aber das Schöne waren die Arbeitskol-

372 Herta Pauser T12

373 Herta Pauser T6

374 Gerlinde Hofer T20

375 Gerlinde Hofer T26

leginnen, vier oder fünf Angestellte hat er [der Geschäftsbesitzer] ghabt. Wir haben ja ein *schönes* Arbeitsverhältnis gehabt, die haben gsagt: ‚Wir haben gar nicht gewusst, dass du ein klasser Kerl bist!‘ Da hab ich gesagt: ‚Na hörst? Ich bin ja eure Arbeitskollegin.‘ [lacht] Wir treffen uns heute noch. . 15 Jahr war ich dort!“³⁷⁶

Christa Weiß kann

„mit Stolz heute behaupten, dass ich immer bei den Leuten gut ankommen bin. Schon als ganz Junge hab ich *200 Lehrlinge* im Betrieb unter mir ghabt, die haben mich *alle* akzeptiert! Und bei meiner Arbeit als Bezirkssekretärin [der Kommunistischen Partei] habe ich mich immer durchsetzen können, obwohl das unter Frauen nicht immer einfach ist. Ich glaub, meine Kolleginnen haben sehr geschätzt, was ich da alles so gmacht hab und durchgsetzt hab.“³⁷⁷

„Obwohl, es hat auch viele Enttäuschungen gegeben, Beschwerden und so“, beendet Herta Pauser ihre Erzählungen aus dem Berufsleben, „aber ich hab dann ein Selbstbewusstsein gekriegt!“³⁷⁸

Dieses Selbstbewusstsein wurde sicher auch bei manchen Interviewpartnerinnen dadurch gestärkt, dass sie als Frauen Anerkennung fanden, wie sie gelegentlich, meist mit einem Lächeln, als sei es etwas leicht Anrühiges, erzählen:

„Da ist der Chef öfter vorbeikommen und hat mir beim Maschinschreiben zugeschaut, und dann hat er gsagt: ‚Ich schau Ihnen so gern zu‘, aber ich hab gsagt: ‚Aber mich macht das nervös.‘ Ich glaub –, [lacht schelmisch] ich glaub, der war ein bisserl in mich verliebt! . Wenn ich kommen bin, ist er immer vorm Spiegel gstanden und hat seine Frisur grichtet. [lacht]“³⁷⁹

Auch für Herta Pauser ist es wichtig, in ihre Erzählung von ihrer Berufsausbildung einzufügen: „Und bitte noch etwas, das klingt jetzt wie Protzen: Der Primarius hat mich sympathisch –, [zögerlich] gefunden, und der hat gesagt, wenn ich eine Ausbildung als Sprachtherapeutin mach, dann stellt er mich ein.“³⁸⁰ Christa Weiß, die einzige Frau unter lauter Männern bei einer Parteischulung, wie sie betont, vermutet, dass sie ein paar heimliche Verehrer gehabt hat, aber „das war alles sehr korrekt!“³⁸¹ Und als mir Grete Schütz ein Foto ihres Mannes zeigt und ich ihn „fesch“ finde, betont sie sofort sehr energisch: „*Ich* war auch sehr fesch, *sehr fesch*, das

376 Brigitte Fuchs T50

377 Christa Weiß T3

378 Herta Pauser T13

379 Gerlinde Hofer T17

380 Herta Pauser T9

381 Christa Weiß T4

haben meine Chefs im AKH des Öfteren gesagt!“³⁸² Katharina Dvorschak kann stolz von sich sagen: „Ich sag oft zu meinem Mann: Was hab ich ausstrahlt? Ich hab einen Eindruck gmacht oder was weiß ich.“³⁸³

„Das Arbeiten waren wir ja gewöhnt!“ Diese Feststellung von Maria Hahn kann für alle Frauen gelten. Überlegt man die bereits geschilderte Selbstverständlichkeit ihrer Rolle als Hausfrau und Erzieherin, so wundert es eigentlich nicht, dass die meisten Frauen von der außerhäuslichen „Arbeit“ in der Rückschau sehr positiv berichten, die zusätzliche Belastung durch Haushalt und Kindererziehung aber kaum erwähnen. Nur auf meine insistierenden Fragen: „War diese Doppelbelastung für Sie nicht sehr anstrengend, sehr mühevoll, fühlten Sie sich nicht manchmal überfordert?“, erzählen sie auch von den Mühen des Alltags, so Inge Dostal:

„Ja, da hab ich lang in der Wäscherei gearbeitet, und dann war ich bei der Gendarmerie Raumpflegerin, bei uns im Posten drüben –. Heut frag ich mich noch, wie ich alles unter Dach und Fach bracht hab –. Mei Mama war auch ein bisserl da, aber kochen und waschen und die Buben –. Da hat meine Mutter oft gsagt: ‚Die Frau, die is scho arm dran, die muss viel arbeiten!‘“³⁸⁴

Auf die Frage nach den Mühen der Doppelbelastung antwortet Herta Pauser mit einer Episode:

„Da haben wir eine ganz kleine Wohnung ghabt, im fünften Stock, ohne Lift. Da hat der Kinderwagen keinen Platz ghabt, den haben wir bei der Hausbesorgerin eingestellt –, das war eine harte Sache. Ich sag Ihnen –, ich bin manchmal *dreimal* hinunter zur Hausbesorgerin also hhhh –, [atmet keuchend] also –., manchmal hab ich nicht mehr können –.“³⁸⁵

Martha Feiler und Grete Schütz sind sich einig: „Wir warn ja jung, da hat uns das nix ausgemacht!“³⁸⁶ und „Das war halt so, man hat halt das gmacht, was notwendig war –, und es is schon gangen!“³⁸⁷

Die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen über ihre Erwerbsarbeit weisen viele Gemeinsamkeiten auf, Gemeinsamkeiten, die sie auch mit denen der Frauen ihrer Zeit und ihrer sozialen Zugehörigkeit teilen. Bettina Dausien stellt dazu fest:

382 Grete Schütz T11

383 Katharina Dvorschak T16

384 Inge Dostal T7

385 Herta Pauser T11

386 Martha Feiler T9

387 Grete Schütz T9

„Fassen wir den empirischen Forschungsstand zusammen, so kann festgestellt werden, dass Lebensverläufe von Frauen *im Normalfall* durch Ehe, Familie und Erwerbsarbeit geprägt sind [...] fast jede Frau ist im Laufe ihres Lebens irgendwann einmal erwerbstätig.“³⁸⁸

Es war vor allem die existentielle Notwendigkeit, nicht nur unmittelbar nach Kriegsende, sondern auch in den Jahren danach, die die Frauen in das Erwerbsleben zwang.

„Das Nachdenken über weibliche Berufstätigkeit als emanzipatorische Möglichkeit zur Selbstverwirklichung und wirtschaftlicher Unabhängigkeit war intellektueller Luxus einiger weniger bzw. sollte erst ab Ende der 60er Jahre zu einer breiten Diskussion (in der SPÖ) anwachsen.“³⁸⁹

Die Folge war also durchaus nicht Emanzipation, sondern Doppelbelastung, oft Überbelastung der Frauen. Obwohl die Frauen durch ihre Arbeit wesentlich zur finanziellen Sicherheit der Familie beitrugen, stellten sie grundsätzlich die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und das patriarchalische Familienrecht nicht in Frage. „Die nach wie vor gültige Norm, die den Mann zum „bread-winner“ erklärt, die erwerbstätige Frau dagegen als Zusatzverdiener, als „cake-winner“, betrachtet, führt zu unterschiedlichen Effekten formal gesehen gleicher Lebensereignisse.“³⁹⁰ Auch an ihren Arbeitsplätzen stand für sie die Akzeptanz männlicher Autorität und hierarchischer Strukturen außer Zweifel. Im Gegenteil: Aus den Erzählungen fast all meiner Gesprächspartnerinnen geht hervor, dass eine Identifikation mit dem Betrieb trotz geringer Gehälter stattfand. „Das sind Mechanismen, die nicht nur auf Frauen begrenzt waren/sind und, obwohl längst durchschaut, immer noch und immer wieder funktionieren“, hält Erika Thurner dazu fest.³⁹¹

Irene Bandhauer-Schöffmann behauptet, dass Frauen „in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen wesentlich seltener als Männer „Erwerbsarbeit“ als Mittel zur Selbststilisierung“ benutzen, „die gängigen Mythen vom ‚guten Arbeiter‘ oder vom ‚Selfmademan‘ sind männlich besetzt.“³⁹² Dies trifft auf meine Gesprächspartnerinnen nicht zu. Aus den Erzählungen geht doch deutlich hervor, dass – auf unterschiedlichen Ebenen – die Erwerbsarbeit die „entscheidende Ressource für ihre

388 Dausien 1996, S. 37.

389 Thurner 1993, S. 191.

390 Dausien 1996, S. 31.

391 Thurner 1995, S. 60.

392 Bandhauer-Schöffmann, Irene: Trümmerfrauen – Realität und Mythos. In: Karin M. Schmidlechner (Hg.): Signale. Veröffentlichungen zur historischen und interdisziplinären Frauenforschung 1, 1994. Graz 1994, S. 32–47, hier S. 42.

Autonomie“³⁹³ darstellt, eine Autonomie, die sie in ihrer Rolle als Hausfrau nicht gefunden haben. Natürlich hatte diese Autonomie Grenzen und die negativen Seiten der „Arbeit“ werden nicht übersehen. Aber aus der Erwerbsarbeit erwächst doch ein Selbstbewusstsein, das wird auch ganz klar ausgesprochen, ebenso ein Gefühl von Handlungskompetenz, das sich auch auf andere Bereiche überträgt: Die Doppelbelastung, die Schwierigkeit, Hausfrau, Mutter und Berufstätige zu sein, wird zwar wahrgenommen, aber als schaffbar empfunden.

„Die ‚Stimme der Frau‘ hab ich gern gelesen!“

Vom Einfluss der parteipolitischen Frauenzeitungen auf das Frauenbild

Wie aus den Interviews und auch aus anderen Untersuchungen klar ersichtlich ist, beschwerten sich Frauen kaum über die oft kräfteaubenden Arbeiten. Zu selbstverständlich ist der Alltag, als dass es notwendig erscheint, ihn genauer zu beschreiben. Nur in Einzelfällen und zum Erzählen aufgefordert, verschaffen sie sich Luft. Wesentlichen Einfluss auf diese Befindlichkeiten der Frauen und auf die Rolle der Frau in der öffentlichen Meinung hatten sicherlich Medien, im Speziellen Frauenzeitschriften. Meine Interviewpartnerinnen waren alle Abonentinnen, zum Teil auch Verteilerinnen von parteipolitisch orientierten Frauenzeitschriften. Entsprechend ihrer Nähe zur Partei lasen sie entweder die kommunistische „Stimme der Frau“³⁹⁴ oder die sozialistische „Die Frau“.³⁹⁵ „Die ‚Stimme der Frau‘ habe ich immer gern gelesen, da waren viele praktische Sachen drin, und dann hab ich’s immer meiner Nachbarin zum Lesen borgt“, erinnert sich beispielsweise Inge Dostal. „Schad, dass es die nimmer gibt.“³⁹⁶

Helga Postl war Verteilerin: „Mein Mann hat die ‚Volksstimme‘ zu die Leut bracht und ich die ‚Stimme der Frau‘ zu den Frauen von unserm Viertel.“³⁹⁷ Für Ger-

393 Dausien, Bettina: Leben für andere oder eigenes Leben? Überlegungen zur Bedeutung von Geschlechterdifferenz in der biographischen Forschung. In: Altheit, Peter u. a. (Hg.): Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Bremen 1992, S. 37–55, hier S. 50.

394 Die „Stimme der Frau“ war die Wochen-Zeitschrift der kommunistischen Frauenbewegung in Österreich. Die erste Ausgabe erschien im Oktober 1945 in einer Auflage von 50.000 Exemplaren, die letzte Ausgabe im März 1993. http://www.stimme_der_frau. Vom 06.12.2009

395 „Die Frau“ war die Wochen-Zeitschrift der sozialdemokratischen Frauenorganisationen. Sie war die Fortsetzung der Zeitschrift „Die Unzufriedene“ – gegründet 1923, eingestellt 1934. „Die Frau“ erschien in der ersten Ausgabe 1945 mit 100.000 Exemplaren, die letzte Ausgabe erfolgte 1987. <http://www.die-frau.info> vom 06.12.2009

396 Inge Dostal T9

397 Helga Postl T8

linde Hofer bedeutete das Verteilen an die Abonnentinnen zusätzliche Arbeit: „Da hat mein Mann gesagt, ich soll die ‚Stimme der Frau‘ verteilen. Da bin ich dann nach der Arbeit noch mit dem Radl von Haus zu Haus gefahren.“³⁹⁸

Weil diese Zeitungen einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf das Selbstverständnis der Frauen hatten, soll kurz auf deren Inhalte und Tendenzen eingegangen werden.³⁹⁹ Adressatinnen waren Angestellte und Arbeiterhausfrauen, obwohl manche Themen einen größeren Leserinnenkreis betreffen sollten. Die Themenschwerpunkte waren in beiden Zeitschriften neben der Parteipolitik vor allem praktische Hilfe und Beratung der Frauen für alltägliche Fragestellungen, wie Kochen, Nähen, Wäschewaschen, Saubermachen, Ausgestaltung der Wohnung, Kindererziehung u.a.m. Es wurde vor allem ein Frauenbild propagiert, das nahezu ausschließlich aus sogenannten typisch weiblichen Arbeitsbereichen bestand und konservative selbst- und fremdbestimmte und – vorsichtig – emanzipatorische Rollenfunktionen verschmolz. Im Mittelpunkt fast aller Artikel stand die Position, die der Ehemann und die Familie im Leben der Frau einnehmen sollten. Wie in den konservativen Frauenzeitschriften wurde immer wieder das Muttertum betont, in Berichten und Erzählungen von besonderen Schicksalen von Frauen erzählt, von selbstloser Opferbereitschaft und Verzicht zugunsten der Männer und Kinder oder, besonders an Muttertagen, von den außerordentlichen Arbeitsleistungen der Frauen.

Es sind vor allem die Leserinnenbriefe, in denen sich zentrale Lebensinteressen und Selbstbilder der Frauen widerspiegeln. Die Frauen wurden in den Antworten und Ratschlägen in ihren konservativen, traditionellen Rollen bestärkt und verstärkt. Ein Beispiel für viele: „Die Familie braucht nicht nur eine sorgende Mutter, sondern auch eine Gefährtin, die mit Rat und Tat helfen kann bei der Lösung der großen und kleinen Probleme, die teil hat am Schaffen des Mannes.“⁴⁰⁰ Wohl wurde zugestanden: „Hausfrauenarbeit ist Schwerstarbeit“ – deshalb wurden Tipps

398 Gerlinde Hofer T23

Für die Verteilung der Zeitschriften erhielten die Frauen einen gewissen Prozentsatz, den sogenannten „Kolporteursgroschen“.

399 Durchgesehen habe ich von beiden Zeitschriften die Jahrgänge 1945, 1946, 1947 und 1957. Im Rahmen dieser Arbeit kann nur ein zusammenfassender Überblick gegeben werden, ohne auf die einzelnen Beiträge einzugehen.

Vgl. dazu Brugger, Brigitte: Weiblicher Alltag und Weiblichkeitsideal zwischen 1945 und 1955 anhand der Frauenzeitschrift „Die Frau“. Dipl.arb. Univ. Wien 1989.

Weitgruber, Gertrude: Das Bild der Frau in der Öffentlichkeit in Österreich, Deutschland und Amerika in den Nachkriegsjahren (1945-1953). Diss. Univ. Salzburg 1982.

Mattl, Siegfried: Frauen in Österreich nach 1945. In: Rudolf G. Ardelt, Wolfgang J. A. Huber, Anton Staudinger (Hg.): Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl. Wien-Salzburg 1985, S. 101126.

400 „Die Frau“ Nr. 6, 3. Jg., 8. Februar 1947, S. 11.

gegeben, wie man, also die Frau selbst, sie erleichtern kann, wie die „Frau als Handwerker“ etwa verstopfte Ausgüsse oder anderes reparieren kann. Sexualität war als Thema tabu, Kameradschaft und Treue sind die Eigenschaften, die die Frau auszeichnen.

Die Berufstätigkeit der Frau wurde durchaus bejaht, wenn auch mit dem Verweis darauf, dass die Mutterschaft ein erfülltes Leben garantiere. Von einer Mitarbeit des Mannes im Haushalt war nicht die Rede, im Gegenteil, er sollte, wenn er müde von der Arbeit nach Hause kam, ein gemütliches Heim sowie eine gepflegte und attraktive Frau vorfinden.⁴⁰¹

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Rede von Leon Blum⁴⁰², gehalten am Internationalen Frauentag 1947 in Paris und wiedergegeben in der sozialdemokratischen Zeitung „Die Frau“:

„...das Recht der Frau auf Arbeit ist unbestritten. Wie aber wird sich, so fragen wir, die Arbeit im Beruf und die Arbeit für die Familie reibungslos verbinden lassen? Es wird als eine Selbstverständlichkeit hingestellt, dass Haushalt und Kindererziehung die Domäne der Frau ist. Durfte sie dies aber so ausschließlich sein? In der überwältigenden Mehrheit der Fälle und durch alle Klassen ist heute der Mann von jeglichem Beitrag zur Hausarbeit sowie zur körperlichen Erziehung der Kinder befreit, [...] die Bürde wird von den Frauen getragen. Sollte der Mann nicht als Ausdruck der Gleichheit und Gleichberechtigung nicht auch einen Teil dieser Pflichten übernehmen?“⁴⁰³

Bemerkenswert ist diese Rede deshalb, weil sie nur Fragen aufwirft, aber keine Antworten gibt und vor allem keine Forderungen aufstellt. Die Reaktionen werden in dem Artikel nicht erwähnt, die Rede hat auch keine Folgen gezeitigt und an den Verhältnissen hat sich nicht sehr viel geändert. Sie erinnert aber an den Bericht des oben zitierten EU-Projekts aus dem Jahre 2005: Wenn Männer ‚einsichtig‘ zugeben, dass sie „eigentlich“ auch ihren Beitrag zur Hausarbeit leisten sollten, sind die meisten Frauen mit diesem – meist folgenlosen – Selbstvorwurf zufrieden und die Beziehung wird nicht belastet.⁴⁰⁴ „Ich mach das schon ...“, würden meine Interviewpartnerinnen sagen und mit einem „So war das halt ...“ das Thema beschließen.

401 Gertrude Weitgruber weist darauf hin, dass im Gegensatz zu kommunistischen und sozialistischen Zeitschriften die Mitarbeit des Ehemannes im Haushalt in konservativen Zeitungen sehr wohl diskutiert wurde. Sie erklärt dies mit der Tatsache, dass es gerade die Frauen der gehobenen Gesellschaftsschichten waren, die vom Hausgehilfinnenmangel betroffen waren. Sie wurden unvermutet in die Lage versetzt, ihren Haushalt ohne Hilfe zu bewältigen. Weitgruber 1982, S. 103.

402 Leon Blum (1872–1950), französischer sozialistischer Politiker und mehrmaliger Ministerpräsident Frankreichs

403 „Die Frau“, Nr. 33, 3. Jg., 16. August 1947, S. 2.

404 EU Projekt FamWork 2003–2005.

Schon die nur überblicksweise Durchsicht der beiden politischen Frauenzeitungen zeigt ein Bild von der Rolle der Ehefrau und Mutter und deren Aufgaben, dem meine Interviewpartnerinnen ganz entsprachen. Dem öffentlichen Konsens wurde von den beiden politischen Parteien nicht widersprochen, vielmehr das allgemeine Rollenbild bestätigt. Es wurde Teil der Identität und des Selbstbildes meiner Gesprächspartnerinnen und bestimmt auch heute noch ihr Denken und ihre Werthaltungen.

Eine „besondere“ Ehe – eine Ehe mit einem Widerstandskämpfer

Obwohl sich die Ehen meiner Interviewpartnerinnen – wie im vorigen Kapitel gezeigt – in manchen Bereichen kaum von den „gewöhnlichen“ Ehen und Familienkonstellationen in der Zeit nach 1945 unterscheiden, führten diese Frauen doch eine „besondere“ Ehe.

Die Besonderheit besteht zunächst in der einfachen Tatsache, dass die Frauen mit Widerstandskämpfern verheiratet sind bzw. waren. Wohl mussten viele Männer in diesen Jahren mit ihren Erlebnissen als Soldaten oder Kriegsgefangene fertig werden, aber die Opfer des Terrorregimes – und dazu gehörten die politisch Verfolgten – hatten besonders an der Last von Verfolgung, Gefängnis, Folter und Konzentrationslager zu tragen, hatten Traumatisierungen erlitten, auch wenn diese nicht bewusst waren oder von ihnen nicht zugegeben werden wollten.

Noch eine andere Tatsache unterscheidet die Ehen der elf Frauen von anderen Ehen: Die meisten ihrer Ehemänner widmeten sich sofort nach der Befreiung aus KZ und Gefängnis intensiv der parteipolitischen Arbeit, um ihre weltanschaulichen Ideale, für die sie ihr Leben eingesetzt hatten, im befreiten Österreich verwirklichen zu können. Auf diese Besonderheiten, die die Beziehung der Frauen zu ihren Männern wesentlich beeinflussten, soll im Folgenden näher eingegangen werden.

Grundlage für Überlegungen und Schlussfolgerungen ist die Analyse der Interviews. Es ist aber notwendig, sie durch Erkenntnisse und Forschungen der Psychoanalyse, vor allem durch die Ergebnisse der Trauma-Forschung, die sich mit den Opfern des Nationalsozialismus beschäftigt, verstehbar zu machen.

Dabei muss auf zwei Gegebenheiten Bedacht genommen werden. Zum einen darauf, dass Traumatisierungen der rassistisch Verfolgten wissenschaftlich besser

erforscht und dokumentiert sind als die der politisch Verfolgten.⁴⁰⁵ Zum anderen gilt es – trotz eingehender Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Literatur zu Traumatisierungen der Opfer – der großen Gefahr zu entgehen, als Laien Erscheinungen, Auffälligkeiten psychoanalytisch erklären zu wollen, wissen doch selbst Psychologen und Psychoanalytiker um die Schwierigkeit der Interpretation:

„Wenn jemand, gerade als Psychiater und Psychotherapeut, jene Landschaft betreten will, wo Terror Körper und Seele der Menschen verändert hat, tut er gut daran, behutsam zu sein. [...] Wer Menschen, die sich der nationalsozialistischen Bewegung widersetzen und schwere Verfolgungen erleiden mussten, persönlich kennt oder ihre Biographien anhand von Literatur studiert, kommt nicht um die Feststellung herum, dass die klassischen psychologischen Trauma-Konzepte vereinfachend und schematisch sind. Die Wirklichkeit ist komplex und vielschichtig und nicht in der Terminologie eines simplen, deterministischen Konzepts abzubilden.“⁴⁰⁶

*„Die Größe und Gewaltigkeit dessen, was hinter uns lag,
war unauslöschlich in unserer Erinnerung präsent“⁴⁰⁷*

Von der Last der Erinnerungen der Männer

Der Protagonist in Jurek Beckers Roman „Der Boxer“, ein ehemaliger Häftling in einem Konzentrationslager, resümiert Jahre nach seiner Befreiung:

„Du musst nicht denken, so ein Lager ist von einem Tag auf den anderen zu Ende. Schön wär das. Wirst befreit, gehst raus, und alles ist vorbei. So ist es leider nicht, ihr stellt euch das viel zu einfach vor, das Lager läuft dir hinterher. [...] Von draußen sieht es so aus wie normales Leben, in Wirklichkeit sitzt du noch im Lager, das in deinem Kopf weiterexistiert.“⁴⁰⁸

405 Tilman Moser stellt dazu fest: „Die deutschen Psychotherapeuten nach 1945 haben sich aus verschiedenen Gründen dem Problem der psychischen Folgen und Spätfolgen von NS-Zeit und Krieg bei den nichtjüdischen Deutschen kaum je explizit theoretisch oder behandlungstechnisch zugewandt [...] eine „Latenzzeit“ war notwendig, bevor ein oder sogar zwei Generationen später die Themen aufgegriffen werden konnten.“

Moser, Tilman: Dämonische Figuren: die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychoanalyse. Frankfurt am Main, 2001, S. 9.

406 Stoffel, Hans: Menschen im Widerstand. Trauma-Schicksale und Trauma-Verarbeitung. In: Alexander Friedmann, Elvira Glück, David Vyssoky (Hg.): Überleben der Shoa – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien 1999, S. 173–183, hier S. 176.

407 Flanner 2001, S.127.

408 Becker, Jurek: Der Boxer. Frankfurt am Main 1979, S. 103.

Vgl. Sedlaczek, Dietmar: „... das Lager läuft dir hinterher.“ Leben mit nationalsozialistischer Verfolgung. Berlin/Hamburg 1996.

Karl Flanner schreibt in seinen Erinnerungen an das Konzentrationslager von immer wiederkehrenden Bildern:

„Dann drängen sich vor das innere Auge die niemals verblassenden Bilder von Hunger, von den Hetzjagden, vom Zuschauenmüssen, wie Kameraden umgebracht wurden, vom unvergesslich in Erinnerung bleibenden Geruch des vom Schlot der Verbrennungsöfen entströmenden schweren Rauches, von den Tagen, wo wir am Morgen nicht wussten, ob wir den Abend erleben werden ...“⁴⁰⁹

Ähnliche Berichte, Erfahrungen und Erinnerungen finden sich nicht nur in den so genannten Häftlingsberichten⁴¹⁰, geschrieben unmittelbar nach der Befreiung, sondern auch in den – besonders in den letzten Jahrzehnten erschienenen – zahlreichen Autobiographien, in Interviews und Dokumentationen über verfolgte Widerstandskämpfer.

Fasst man zur Klärung des Begriffes „Trauma“ die in der Literatur angeführten Definitionen – ohne Berücksichtigung der medizinisch und psychoanalytisch feststellbaren Symptome und gesundheitlichen Folgeerscheinungen – zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Trauma ist ein Überbegriff für psychische und körperliche Beschwerden, die nach negativen, erschütternden Ereignissen eintreten. Das Erlebnis geht mit Todesangst, Entsetzen, Gefühl von Ohnmacht und totaler Hilflosigkeit einher. Besonders schwer zu verarbeiten sind traumatische Ereignisse, die von Menschen verursacht wurden.

Diese Merkmale treffen auf alle überlebenden Opfer der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft im vollen Ausmaß zu, denkt man an die Leiden der

409 Flanner 2001, S. 7.

410 „Häftlingsberichte“ ist der Terminus für die schriftlichen Aufzeichnungen v.a. der KZ-Häftlinge, die unmittelbar in den Jahren nach der Befreiung erschienen. Den AutorInnen geht es vor allem darum, die Authentizität und den Wahrheitsgehalt der Ereignisse zu versichern, in der Sorge, die Berichte über KZs könnten angezweifelt werden und sie selbst ein zweites Mal in ein gesellschaftliches Abseits geraten. Sie wollen als „Zeitzeugen“ auch die ermordeten KameradInnen ehren und ihre Namen vor dem Vergessen bewahren. Als Beispiel für die meist als Broschüre erschienenen Berichte sei hier angeführt: Kalmar. Rudolf: Zeit ohne Gnade. Wien 1946.. Grand, Anselm J: „Turm A ohne Neuigkeit!“ Ein Komponist, Maler und Schriftsteller schildert das KZ, Wien–Leipzig 1946.

Männer und Frauen, sei es im Konzentrationslager, im Gefängnis oder an die Härten des Lebens in der Illegalität⁴¹¹ und auf der ständigen Flucht.

Der Psychiater Eberhard Gabriel stellt sich in der Konfrontation mit den schweren Schicksalen die Frage, „ob diagnostische Begriffe überhaupt geeignet sein können, den Versuch eines Menschen, mit diesen Erinnerungen zu leben, zu bezeichnen.“⁴¹²

Auch die Psychoanalyse hat sich mit den Erfahrungen der Betroffenen auseinandergesetzt:

„Studien [...] haben gezeigt, dass selbst nach 40 Jahren und mehr die psychischen Wunden nicht immer verheilt waren. Die Traumatisierung in den Lagern hat tiefe Wunden hervorgebracht, die nur sehr langsam und schwierig vernarbt sind. Die Narben sind da, selbst heute noch. Sie können schmerzen und öffnen sich leicht wieder in schwierigen psychischen Situationen.“⁴¹³

Leo Eitinger weist auch darauf hin, dass „Personen, die in Konzentrationslagern gewesen waren und die eine Wiedergutmachung beantragten oder sich einer ärztlichen Untersuchung unterzogen, unter einer langen Reihe ernsthafter Krankheiten litten“⁴¹⁴. Therapeutische Maßnahmen sind in vielen Fällen erforderlich und hilfreich.⁴¹⁵ Es sind vor allem überlebende Jüdinnen und Juden, die die therapeutische Hilfe annehmen – im Gegensatz zu den politisch Verfolgten, den Widerstandskämpfern, die meinen, sie nicht zu benötigen.

411 Der Psychoanalytiker Ulrich Venzlaff stellt zur Problematik der Illegalität fest: „Der wesentliche erlebnisdynamische Faktor der Illegalität ist die persönliche Angst, das ständige Gefühl des Gehetztseins oder das tatenlose Ausgeliefertsein im Versteck. [...] Der ständige Zwang, sich zu beherrschen, auf der Hut zu sein, die zwanghafte Furcht, irgendetwas falsch zu machen und sich zu gefährden, das Fehlen jedes Ventils, die Spannungen abzureagieren, stellten eine überdurchschnittliche Dauerfrustration mit nachhaltigen Auswirkungen auf Psyche und Vegetativum dar. Hinzu kamen in dieser Situation auch gravierende somatische Faktoren: Schlafentzug, Hunger, schwere Strapazen.“ Venzlaff, Ulrich: Erlebnishintergrund und Dynamik seelischer Verfolgungsschäden. In: H. Paul, H.J. Herberg (Hg.): Psychische Spätschäden nach politischer Verfolgung. Basel/New York 1963, S. 95–110, hier S. 101.

412 Gabriel, Eberhard: Posttraumatische Belastungsstörungen. Theoretische Grundlagen. In: Alexander Friedmann (Hg.): Überleben der Shoa – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien 1999, S. 58–67, hier S. 66.

413 Eitinger, Leo: Die Jahre danach. In: Überleben und Spätfolgen. Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Hg. Wolfgang Benz und Barbara Distel. 8. Jg. 1992, Heft 8, S. 3–17, hier S. 16.

414 Ebd., S.5.

415 In Österreich bietet seit 1994 das Psychosoziale Zentrum ESRA in Wien den Überlebenden der NS-Verfolgung und deren Nachkommen Hilfe an.

Als ich die Gelegenheit hatte, einen sehr aktiven Widerstandskämpfer, der vier Jahre lang im Konzentrationslager Buchenwald verbringen musste, bei einem Gespräch vorsichtig auf eine mögliche „Traumatisierung“, deren Auswirkungen und Therapiemöglichkeiten ansprach, wies er dies mit großer Heftigkeit, ja fast Aggressivität zurück: Erinnerungen, Bilder, Träume: ja, Trauma und psychische Folgen: absolut nein. Zugegeben wurden medizinische Auswirkungen von Haft, Folter und Entbehrung, aber allein schon der Begriff „psychischer Schaden“ wurde vehement abgewehrt. Mein Gesprächspartner ist sicher keine Ausnahme. In der wissenschaftlichen Literatur sind Fallbeispiele, in denen sich politisch motivierte Widerstandskämpfer in therapeutische Behandlung begeben haben, kaum zu finden. Die Begründung für die Leugnung eines „Traumas“ liegt sicher in der Überzeugung, auf der richtigen Seite gestanden zu sein, stolz auf seine Gesinnung zu sein, ihretwegen verfolgt worden zu sein und durchgehalten zu haben. Sie ist offensichtlich so stark, dass der Gedanke, auch psychische Schäden davongetragen zu haben, weit von sich gewiesen wird. „Eine Traumatisierung zuzugeben wird mit Schwäche gleichgesetzt und Schwäche bedeutet Tod“, stellt Hannah M. Lessing fest.⁴¹⁶ Dazu kommt eine grundsätzliche Skepsis gegenüber der Psychologie, auch bei dem Philosophen, Schriftsteller und KZ-Überlebenden Jean Amery:

„Misstrauisch auskulturiere ich mich: Es könnte ja sein, dass ich krank bin, denn objektive Wissenschaftlichkeit hat aus der Beobachtung von uns Opfern in schöner Detachiertheit bereits den Begriff des ‚KZ-Syndroms‘⁴¹⁷ gewonnen. Wir alle seien, so lese ich in einem kürzlich erschienenen Buch über ‚Spätschäden nach politischer Verfolgung‘ nicht nur körperlich, sondern auch psychisch versehrt. Die Charakterzüge, die unsere Persönlichkeit ausmachen, seien verzerrt. Nervöse Ruhelosigkeit, feindseliger Rückzug in das eigene Ich seien die Kennzeichen unseres Krankheitsbildes. Wir sind, so heißt es, ‚verbogen‘“.⁴¹⁸

Die große Verbitterung, die beißende Ironie in diesen Feststellungen kann jedoch nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass „Erfahrungen nicht nur bewusst erinnert, kommuniziert und reflektiert werden können, sondern sich auch in die

416 Hannah M. Lessing, Generalsekretärin des Nationalfonds, in einem Interview mit Michael Schmölzer: „Im Leid gefangen – die Einsamkeit der NS-Opfer“. In: Wiener Zeitung 16./17. Jänner 2010, S. 8.

417 Dieser Begriff, auch „Überlebenden-Syndrom“ genannt, wurde von W. G. Niederland 1968 geprägt. Er ist Ausdruck dafür, dass das Trauma nicht verarbeitet worden ist. William G. Niederland: Folgen der Verfolgung: das Überlebenden-Syndrom Seelenmord. Frankfurt am Main 1980, S. 229.

418 Amery, Jean: Essays 1968–1978. Stuttgart 1982, S. 110.

Körper von Menschen einschreiben und die habitualisierten Praktiken leiblich Handelnder bestimmen.“⁴¹⁹

Die Ehefrauen wissen oder spüren zwar, dass die Verfolgung bei ihren Männern auch psychische Spuren hinterlassen hat, aber der Gedanke an eine Therapie ist auch für sie weit entfernt. In keinem Interview fielen die Begriffe „Trauma, Traumatisierung, traumatisch“, ich habe sie auch bei meinen Fragestellungen sehr bewusst ausgegrenzt, denn ich war/bin überzeugt, sie wären von den Frauen heftig abgewiesen worden.

Sie haben aber von Eigenheiten, Besonderheiten ihrer Männer erzählt und auch Erklärungen dafür in deren Vergangenheit gefunden. Auf diese „Besonderheiten“ und auf deren Auswirkungen auf das Eheleben der Frauen soll in den folgenden Abschnitten näher eingegangen werden.

*„Er hat nicht viel erzählt und
ich hab nicht viel gefragt.“*

Vom Schweigen und vom Reden

Eine Standardfrage, die ich im Laufe jedes Interviews den Frauen stellte, lautete in etwa: „Hat Ihr Mann viel von seiner Zeit im Gefängnis, im Konzentrationslager erzählt?“ Bei fast allen Gesprächspartnerinnen löste diese Frage zunächst ein Zögern, ein längeres Schweigen, ein Nachdenken auf meine direkte Frage aus, und die Antworten fielen durchwegs eher kurz und einsilbig aus, nur selten wurden Einzelheiten angefügt. So verschränkte Martha Feiler langsam die Arme, holte tief Luft, ehe sie antwortete: „Ja, schon, natürlich –, . wir haben schon darüber geredet, aber vielleicht –, . Ja, natürlich [sehr langsam, sehr nachdenklich] Es sind nur ein paar, (h) glaub ich, die überlebt haben –, Ja, wir haben schon geredet –.“⁴²⁰

Aus anderen Erzählungen über den Alltag, in anderen Zusammenhängen – zum Beispiel über die Beziehung zwischen Vater und Kind – konnte doch ein Bild davon entstehen, welche Rolle das Erzählen bzw. Nicht-Erzählen in der Beziehung zwischen den Eheleuten, in der Familie spielte. Es ist ein differenziertes Bild, das zunächst so zusammengefasst werden kann: Vor allem in den ersten Jahren nach

419 Grünberg, Kurt, Jürgen Straub: Die Gegenwart der Vergangenheit. In: Kurt Grünberg, Jürgen Straub: Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen 2001, S. 7–38, hier S. 8.

420 Martha Feiler T6

Kriegsende hat keiner der Männer in der Familie aus der Zeit der Verfolgung berichtet, wenn sie davon erzählten, dann außerhalb der Familie im Rahmen ihrer politischen Vortrags-Tätigkeit. Nur in drei Familien wurde später offen über vergangenes Leid gesprochen, und in vier wurde jedes Gespräch darüber grundsätzlich vermieden. Ob Sprechen oder Schweigen, das Wissen über Widerstandstätigkeit und Verfolgung war jedenfalls bei den Frauen – bei den Kindern erst als Heranwachsende – immer vorhanden, auch wenn eine offene Erzählsituation ausblieb. Im Folgenden soll den Gründen des Spannungsverhältnisses von Schweigen und Sprechen genauer nachgegangen und gezeigt werden, wie die Frauen mit sich selbst und mit ihren Ehepartnern dabei umgingen.

„Es hat lang gedauert, bis er was erzählt hat“

Brigitte Fuchs hat ihren Mann, wie schon berichtet, sehr bald nach dessen Befreiung aus dem KZ geheiratet. Auf meine Frage, ob er damals schon von Haft und KZ erzählt habe, antwortet sie sehr bestimmt:

„Nein, er hat *laaange*, *laaang* nichts erzählt. *Jaaahre!* ... Ich kann mich auch nicht mehr so erinnern, wann er was gesagt hat, aber sehr lang net, da hat ja die Gretl, meine Kusine gesagt: ‚Hörst, ich hab mir denkt, wenn der jetzt kommt, wird er uns was erzählen, aber der redet ja gar nichts!‘ Hab ich gesagt zu ihm: ‚Du könntest ja ein bisserl was sagen!‘ Da sagt er gar nichts drauf.“⁴²¹

Brigitte Fuchs' Ehemann ist sicher kein Ausnahmefall, sie fügt auch hinzu: „Ich glaub, auch die andern nicht, die haben über das nicht geredet.“⁴²² Wenn einige Ehemänner ihren Frauen von der Vergangenheit erzählt haben, so musste doch einige Zeit verstreichen, ehe dies dann gelegentlich geschah. „Hie und da hat er mir dann schon etwas erzählt, . wie sie ihn ghaut haben und so“⁴²³, meint Gerlinde Hofer. Keine Frau kann sich erinnern, dass es längere, zusammenhängende Berichte gewesen seien, eher kurze Erinnerungen, Bemerkungen in manchen Situationen, die Assoziationen mit der Vergangenheit hervorgerufen haben, so zum Beispiel bei der Nennung von Ortsnamen: „Dort haben sie mich derwischt!“ oder „Da haben sie uns durchgetrieben!“ Manchmal waren es nur kurze Bemerkungen, wie beispielsweise die des Mannes von Brigitte Fuchs immer wieder beim Anblick eines frisch überzogenen Bettes: „Davon habe ich geträumt, wenn ich auf der Pritsche lag.“⁴²⁴

421 Brigitte Fuchs T33

422 Brigitte Fuchs T33

423 Gerlinde Hofer T22

424 Brigitte Fuchs T34

Sicher haben sich die Frauen aus diesen kleinen Bemerkungen, aus knappen Erzählungen ein Bild machen können, und „manches hat man so automatisch mitgekriegt“⁴²⁵, stellt Martha Feiler fest. Sie haben Vorträge zu diesem Thema besucht – in mehreren Fällen gehalten von ihren Ehemännern. Denn außerhalb der Familie haben einige Männer ihren im Gefängnis oder KZ gefassten Vorsatz, der Welt von den Grauen der Terrorherrschaft zu berichten, in die Tat umgesetzt. Soweit dies möglich war, haben die Frauen bei solchen Veranstaltungen zugehört. Brigitte Fuchs erinnert sich:

„Er hat mit mir allein nicht reden brauchen, ich hab das eh gehört bei den andern. Ich hab schon viel gewusst, und wenn der KZ-Verband –, wenn so Gedenktage waren, sind wir auch hingefahren, da ist die Traude [die Tochter] auch mitgefahren. Aber zu Hause ist nie darüber gredt worden.“⁴²⁶

Manchmal habe ihr Mann schon vom KZ erzählt, meint Elisabeth Jäger,

„dass er sich grettet hat mit dem Löwenzahn, des hat er mir erzählt. Weil die KZler draußen haben arbeiten müssen, und wann der Aufseher net herguckt hat, hat er erzählt, haben sie gschwind ein paar Blattln gessen, weil die haben ja nix zu essen ghabt.“

Und wenn sich die spanischen Kameraden aus dem KZ bei den jährlichen Befreiungsfeiern getroffen haben, war Elisabeth Jäger dabei, hat gut zugehört, wenn sie ihre Erinnerungen austauschten, und da hat sie „viele schreckliche Dinge“ mitbekommen. „Er hat ja eh viel durchgemacht, es war ja eh furchtbar!“ Jahre später seien dann auch öfter Leute kommen „und haben was aufgenommen, so wie Sie mi jetzt fragen, und er hat Antwort geben“⁴²⁷. Auch bei diesen Gelegenheiten hat sie viel mitbekommen.

Vier Frauen haben von ihren Männern überhaupt nichts von Verfolgung und Haft erfahren, auch viele Jahre später nicht. Der Mann von Helga Postl hat nichts erzählt.

„Wenn ein anderer anfangen hat zu erzählen, hat er immer gesagt: ‚Ich will gar nichts hören!‘ Da hat er einen Bekannten ghabt, der hat ihm immer die Haare geschnitten, der war nicht eingesperrt, aber er hat immer von der Zeit erzählt, aber mein Mann hat immer gesagt: ‚Hör auf, ich will das nicht hören!‘“ Er

425 Martha Feiler T8

426 Brigitte Fuchs T34

427 Elisabeth Jäger T9

wollte auch nicht, dass die Kinder etwas erfahren: „Die sollen ruhig aufwachsen!“ hat er immer gesagt.“⁴²⁸

Auch der Mann von Inge Dostal wollte nicht reden. „Er war überhaupt ein ruhiger Mensch –, *ein Schweiger*. Ich weiß nicht, ob er das früher auch war, aber der hat nicht viel –, . oder er hat es wollen vergessen, die Sache war für ihn abgeschlossen, net.“⁴²⁹

Antworten darauf zu finden, warum die Männer lange Zeit oder überhaupt geschwiegen haben, wenig oder nichts von der Zeit der Verfolgung erzählt haben, ist sehr schwierig. Da die Frauen in den Interviews auf diese Problematik offensichtlich nur ungern ausführlicher eingingen, habe ich die Frage, ob die Frauen sich selbst oder ihre Männer nach den Ursachen des Schweigens gefragt haben, nur in den ersten Interviews gestellt und nicht nur keine Antworten erhalten – die Frage wurde einfach übergangen –, sie brachte auch eine fast gespannte Stimmung in das Gespräch

Vielleicht gibt die Passage im Interview mit Grete Schütz etwas Aufschluss. Sie antwortet auf meine Frage, ob ihr Mann von seinem Gefängnisaufenthalt erzählt habe, zwiespältig und offensichtlich sehr ungern: „Nein –, . aber ich habe das Protokoll zu Hause. . Mein Sohn könnte, wenn er wollte –, ... ich weiß nicht, ob ich ihm nicht alles geben habe, der Gerald ist ja ein Sammler, der sammelt alles.“ Als ich nochmals auf die Frage zurückkomme, werde ich schnell abgewiesen: „Ich weiß *nur*, dass er in der Gefängnisbibliothek war.“ Dass ihr Mann doch mehr erzählt haben muss, ist anderen Bemerkungen, eingestreut in anderen Zusammenhängen, zu entnehmen: „Ich weiß nur aus seinen Erzählungen, dass er in der Karlau [Gefängnis in Graz] war, aber was dort war, weiß ich nicht.“ Nochmals verweist sie auf das Protokoll zu Hause und beendet endgültig das Thema mit dem Satz: „Ich *wollt* auch nichts hören. Vielleicht bin ich schuld.“⁴³⁰

„Ich wollte nichts hören“ – das ist ein Satz, der auch auf andere Ehefrauen zutrifft. Sie haben um das Leid ihrer Partner gewusst, aber sie wollten davon nichts ‚hören‘ – in der Familie, im Zuhause, in der privaten Vertrautheit, muss hinzugefügt werden, denn bei öffentlichen Vorträgen waren sie ja dabei, dort haben sie zugehört. Wenn auch kaum ausgesprochen, so wird eines doch deutlich: Sie haben auf die Gefühle ihrer Männer sehr Rücksicht genommen, und wahrscheinlich haben sie die unsichtbaren Grenzen des Erzählbaren gespürt. Sie spürten, dass weitere und eindringli-

428 Helga Postl T6

429 Inge Dostal T2

430 Grete Schütz T6

che Fragen auch verletzen oder alte Wunden aufreißen könnten.⁴³¹ Es gab also offensichtlich einen „Pakt des Schweigens“ zwischen den Eheleuten.⁴³² „Vielleicht bin ich schuld“, sagen einige Frauen. Nicht nachgefragt zu haben – und deshalb jetzt nicht viel über das Leid zu wissen, das Wissen nicht weitergeben zu können –, löste bei den Frauen vielleicht Schuldgefühle aus, die abgewehrt werden mussten.

Ich habe nicht mit den drei noch lebenden Männern meiner Interviewpartnerinnen gesprochen, aber aus aufgezeichneten Interviews in den diversen Publikationen, aus ihren Biographien und Autobiographien und nicht zuletzt aus den Ergebnissen der Trauma-Forschung lassen sich – bei gebotener Vorsicht vor einer Überinterpretation – auch für diese Arbeit Rückschlüsse für das Schweigen der Männer ziehen.

Wie Michael Pollak bei seinen Untersuchungen feststellte, ist den meisten Aufzeichnungen und Interviews von Verfolgten zu entnehmen,

„daß nach der Heimkehr aus den Lagern der Wunsch nach Vergessen und die Unfähigkeit zu reden das Verhalten bestimmten, verstärkt durch die Notwendigkeit, alle Kräfte für die Bewältigung der Schwierigkeiten des Lebens, auch des materiellen, zu mobilisieren.“⁴³³

Drei Ursachen für das Nicht-Reden-Wollen/Können werden in dieser Feststellung angeführt, auf die etwas näher eingegangen werden soll, weil sie auch auf die Männer meiner Gesprächspartnerinnen zutreffen: vergessen wollen, die Unfähigkeit, das Erlebte sprachlich zu vermitteln, und die Notwendigkeit, sich schnell wieder in das Alltagsleben einfügen zu müssen.

„Er hat es wollen *vergessen*, die Sache war für ihn abgeschlossen, net“⁴³⁴, begründet Inge Dostal das Schweigen ihres Mannes. Vergessen zu wollen, kann eine Möglichkeit sein, mit dem erlittenen Grauen und vielleicht auch mit eigenen Identi-

431 Eva Madelung /Joachim Scholtyseck berichten von einem jungen Mann, der zum Schweigen seines Vaters meint: „Ich habe nicht gefragt, ich habe nicht fragen können, das weiß ich heute. Ich hätte es nicht ausgehalten und mein Vater hat es von sich aus nicht erzählt. Man wagt gar nicht, alle Fragen zu stellen, die man vielleicht gern gestellt hätte. [...] Ich wusste, dass er zu Hause gern von diesem Thema verschont werden möchte. Das konnte ich damals gut verstehen, weil ich wusste, wie sehr er darunter litt.“

Madelung, Eva /Joachim Scholtyseck: Heldenkinder, Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren. München 2007, S. 61.

432 Grünberg 2001, S. 203.

433 Pollak, Michael: Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit. Frankfurt/New York 1988, S. 115.

434 Inge Dostal T3

tätsproblemen fertig zu werden. Eine Überlebende aus Auschwitz-Birkenau bringt es in einem Interview zum Ausdruck: „Im Lager haben wir uns oft gesagt: wenn wir nach Hause kommen, müssen wir alles aufschreiben und alles erzählen“, und dann, als sie von ihrer Heimkehr erzählt: „Das einzige, woran ich gedacht habe, war: alles vergessen und ein neues Leben anfangen“.⁴³⁵ Vergessen zu wollen – vergessen zu können, dies scheint nur sehr schwer vereinbar zu sein. Die Erinnerungen an Verfolgung, Gefängnis, Lager sind allzu präsent, tauchen bis ins hohe Alter immer wieder und in verschiedenen Situationen auf, wie Karl Flanner dies, wie eingangs zitiert, beschreibt.

„Die [Kinder] sollen ruhig aufwachsen!“, hat er [der Ehemann von Helga Postl] immer gesagt.“⁴³⁶ Wenn die Männer ihren Frauen, ihren Kindern nicht „alles“ erzählen wollten, so nicht deshalb, um ihnen etwas vorzuenthalten, sondern um sie zu schützen, um den Kindern möglicherweise nicht den Lebensmut zu verringern oder zu nehmen.

Ein Überlebender aus dem KZ Buchenwald, der hier nicht genannt werden will, hat es mir einfach so erklärt:

„Sollte ich nach Hause kommen und nach dem Nachtmahl zu erzählen anfangen, was alles passiert ist? Sollte ich ‚Erzählstunden‘ einführen, die für niemanden gemütlich werden konnten? Nein, wirklich nicht! Und dann: Hätt ich es so wirklich erzählen können, wie ich es erlebt habe? Das kann man nicht erzählen!“

„Man kann es nicht erzählen“, das ist die durchgängige Formulierung in vielen Interviews und Aufzeichnungen. Viktor E. Frankl, Überlebender des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau schreibt in seinen Erinnerungen:

„Wir sprechen nicht gerne über unser Erlebnis; wer selber in einem Lager war, dem brauchen wir nichts zu erklären; und wer es nicht war, dem werden wir nie begreiflich machen können, wie es in uns ausgesehen hat – und wie es auch jetzt noch in uns aussieht.“⁴³⁷

Michael Pollak spricht von den „Grenzen des Sagbaren“ für die Überlebenden und von den Grenzen des Vorstellbaren für die Nicht-Opfer, stellen doch KZ- und Verfolgungserlebnisse zumeist Grenzerfahrungen dar, die Außenstehenden nur schwer zu vermitteln sind. Schweigen ist sodann der

435 Pollak 1988, S. 89.

436 Helga Postl T6

437 Frankl, Viktor E: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Wien 1946, S. 13.

Ausdruck der Schwierigkeit, das Erzählte mit den Normen der gängigen Moral in Einklang zu bringen. [...] Die herrschenden moralischen Normen grenzen jeden Sprechakt durch einen Komplex von Regeln und Vorschriften ein, aus denen sich spezifische Situationen und Verbote auch in Form von Selbstzensur herleiten.⁴³⁸

„Unvorstellbar?“, fragt Ruth Klüger, die als Kind Konzentrationslager überlebt hat. „Und warum unvorstellbar, wenn es doch keineswegs ein Mysterium war, sondern eine blutige Sauerei, am hellichten Tag.“⁴³⁹

Jorge Semprun, als republikanischer Spanier in Buchenwald inhaftiert, hat in einem Gespräch mit Elie Wiesel, Häftling in Auschwitz und Buchenwald, gemeint: „Man kann nicht über alles sprechen, man kann nicht alles vorstellbar, nachvollziehbar machen. Das geht einfach nicht.“ Elie Wiesel setzt mit dem nun oft zitierten und das Problem klar umreißenden Satz fort: „Schweigen ist verboten, Sprechen ist unmöglich.“⁴⁴⁰

Nicht sprechen können oder nicht sprechen zu wollen in den Jahren nach der Befreiung, das hat sicher auch seine Ursachen in der Zeit und in den gesellschaftlichen Verhältnissen nach 1945. Da gab es für die befreiten Häftlinge zunächst die Notwendigkeit, sich wieder an das „normale“ Leben zu gewöhnen. So erinnert sich Brigitte Fuchs:

„Am Anfang hat er ja nur vom Reindl gegessen, was glaubst, wie lang ich braucht hab, dass er vom Teller gegessen hat, aber das haben andere auch getan. Manchmal hab ich das Gefühl ghabt –, . am Anfang, da hab ich das Gefühl gehabt, er hat *nirgends* mitreden können, er war ja die meiste Zeit eingesperrt, sechs Jahre! . Und in dieser Zeit haben wir, haben die andern viel erlebt, Schönes und nicht Schönes.“⁴⁴¹

Dazu kamen die alltäglichen, oft schwierigen Aufgaben: Da galt es eine Wohnung zu finden, für sich und die Freundin, bald die Ehefrau, sich wieder in den Arbeitsprozess einzufügen und für einige das im KZ oder im Gefängnis gemachte Versprechen einzulösen, aktiv am politischen Wiederaufbau Österreichs mitzuwirken. „Es war nur natürlich, dass die ehemaligen politischen Häftlinge, nun wieder in Freiheit, sich wieder in das politische und gesellschaftliche Leben einschalteten

438 Pollak 1988, S. 93.

439 Klüger, Ruth: Dichten über die Shoa. Zum Problem des literarischen Umgangs mit dem Massenmord. In: Gertrud Hardtmann (Hg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen 1992, S. 203–221, hier S. 220.

440 Semprun, Jorge, Elie Wiesel: Schweigen ist unmöglich. Frankfurt am Main 1997, S. 17.

441 Brigitte Fuchs T35

und gleichsam ihre Tätigkeit von einst wieder aufnehmen“, schreibt Karl Flanner in seinen Erinnerungen.⁴⁴² Wie schon erwähnt, blieb für diese Männer wenig Zeit für die Familie, und die sollte nicht durch die Erzählung schrecklicher Erlebnisse getrübt werden.

Um vom Grauen erzählen zu können, braucht es einen Ort der Sicherheit und das Gefühl des Wohlwollens, des Verständnisses und der wirklichen Anteilnahme durch die ZuhörerInnen. Dies wäre wohl in der Familie gegeben gewesen – hier wollte man aus anderen Gründen nicht erzählen –, nicht aber in der breiten Öffentlichkeit, im Gegenteil. Es machte dem Großteil der Bevölkerung große Schwierigkeiten, sich mit dem Schicksal der Opfer des Terrorregimes auseinanderzusetzen. Wenn man von Opfern sprach, dann meinte man vor allem die gefallenen Soldaten, die Kriegs- und Bombenopfer, die Vertriebenen und die Heimkehrer aus der Gefangenschaft. Die Millionen Opfer des Holocaust, die politischen Opfer „verdrängte“ man, als hätten sie einen Makel. Diese kannten ja die Wahrheit, sie wussten, wozu Menschen fähig sind. Viktor E. Frankl weiß von der Verbitterung des aus dem Lager Entlassenen,

„wenn er fast überall nichts anderes vorgesetzt bekommt als die üblichen Redewendungen: ‚wir haben von nichts gewusst...‘ und ‚wir haben auch gelitten ...‘, dann wird er sich fragen müssen, ob das wirklich alles ist, was man ihm zu sagen weiß“⁴⁴³.

„Sprach man mit jemand und erwähnte dabei Auschwitz, dann konnte man regelmäßig die gleiche Reaktion beobachten: Mitleidvoll wurde man angeblickt und der Gesprächspartner wich dem Thema aus, so, als ob er uns schonen wollte. Ich hatte die Empfindung, dass dieses Mitleid geheuchelt und eher die eigene Schonung beabsichtigt war.“⁴⁴⁴

So empfand es Hermann Langbein, und der Philosoph und Theologe Karl Jaspers formulierte dieses Grundgefühl in der Gesellschaft in einer Vorlesung 1945/46 so:

„Der Horizont ist eng geworden. Man mag nichts hören von Schuld, von Vergangenheit, man ist nicht betroffen von der Weltgeschichte. Man will einfach aufhören zu leiden, will heraus aus dem Elend, will leben und nicht nachdenken. Es ist eher eine Stimmung, als ob man auch nach so furchtbarem Leid

442 Flanner 2001, S.235.

443 Frankl 1946, S. 128.

444 Langbein, Hermann: Darf man vergessen? In: Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hg.): Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien 1997, S.8–15, hier S. 9.

gleichsam belohnt, jedenfalls getröstet werden müsste, aber nicht noch mit Schuld beladen werden dürfte.“⁴⁴⁵

Wohl waren die Widerstandstätigkeiten gegen den Nationalsozialismus bekannt, man benutzte sie auch, wie schon erwähnt, für politische Zwecke, aber wirklich anerkannt waren sie nicht. Die Männer und Frauen, die wegen ihrer antifaschistischen Gesinnung inhaftiert waren, wurden nur allzu oft als „Verräter“, als „Feiglinge“ diskriminiert, vor allem dann, wenn sie dem linken Widerstand angehörten.

So fühlten sich viele Häftlinge,

„die hauptsächlich überlebt hatten, weil sie hofften, der Welt erzählen zu können, was in den Lagern vor sich gegangen war, die gehofft hatten, dadurch die Welt aus ihrer Lethargie und Gleichgültigkeit aufrütteln zu können, verraten und hintergangen von der gleichen Welt. Eine Welt, die nicht wollte, dass man erzählte, eine Welt, die nicht hören wollte, nicht verstehen wollte.“⁴⁴⁶

Viele gaben auf – und schwiegen, schwiegen über die eigene Geschichte, über ihre eigene Person.

Es ist anzunehmen, dass diese offenen, meist aber verdeckten Diskriminierungen gegenüber den Widerstandskämpfern auch die Ehefrauen zu spüren bekamen. Zu hören bekam es Gerlinde Hofer, als sie einmal von einer Bekannten gefragt wurde: „Ihr Mann war Widerstandskämpfer? So ein sympathischer Mann? Ich hab das nicht gewusst, haben Sie des gewusst?“ Und sie erzählt lachend weiter: „Na, der habs ich gebn und hab gsagt: Natürlich hab ich das gewusst – und ich bin sehr stolz drauf!“ Alle Frauen sind stolz auf die Haltung, den Mut ihrer Männer, das geht aus den Interviews klar hervor. Alle bewundern auch den Überlebenswillen und die Kraft des Durchhaltens in Gefängnis und Lager. Der Mann von Katharina Dvorschak „hat sich nie unterkriegen lassen, wenn sie ihn niederghaut haben, ist er wieder aufgestanden!“⁴⁴⁷

Das Wissen um die Nichtanerkennung oder Ablehnung der Widerstandskämpfer in der öffentlichen Meinung durch viele Jahre hindurch war sicher auch ein Grund, warum die Frauen ihre Männer wenig aufgefordert haben, ausführlich über ihre Vergangenheit zu berichten, vielleicht auch, um es ihnen zu erleichtern, die sozialen Kontakte zu ihrer Umgebung aufrechtzuerhalten. Dass die Väter ihren Kindern

445 Zitiert nach Madelung 2007, S. 67.

446 Eitinger 1992, S.13.

447 Katharina Dvorschak T13

nichts erzählt haben, kann neben den oben genannten Gründen auch in diesem Zusammenhang gesehen werden. Ein Kind eines Widerstandskämpfers zu sein, war in der Schule keine Auszeichnung, sondern eher eine Gelegenheit für MitschülerInnen – und auch für manche LehrerInnen – zu abfälligen Bemerkungen.⁴⁴⁸ Und davor wollten die Eltern sicher ihre Kinder bewahren.

Die slowenischen Partisanen in Kärnten haben bewaffneten Widerstand geleistet, sie haben wie Soldaten gekämpft. Der Mann von Maria Hahn war solch ein jugendlicher Partisan, der die letzten Kriegsjahre in den Bergen zum Teil im Kampf, zum Teil auf der Flucht verbrachte. Maria Hahn hat als slowenisches Mädchen ebenfalls Flucht und Leid erlebt. „Das ähnliche Schicksal in der Jugend hat uns zusammengeschweißt“⁴⁴⁹, beide kennen ihre Geschichten, haben sie einander erzählt. „Eigentlich will ich nicht so gerne, dass in der Familie von den tragischen Stunden erzählt wird, das belastet mich zu sehr –, und ich glaube, dass die andern das eh nicht verstehen können.“⁴⁵⁰ Außerhalb der Familie reden sie auch nicht von dieser Zeit. Wie schon angeführt, waren sie als Slowenen und als Partisan bzw. als Partisantochter in ihrer Heimatgemeinde diskriminiert. Sie sind von dort weggezogen, aber auch in der neuen Ortschaft spüren sie Misstrauen und haben wenig Kontakt mit den Nachbarn.

Die Widerstandstätigkeit der slowenischen Partisanen fand – und findet – vor allem in Kärnten in der breiten Öffentlichkeit keine Anerkennung, die Erinnerung an die Soldaten der Wehrmacht wird hingegen in den Kameradschaftsbünden hochgehalten. Das Schweigen des Mannes von Maria Hahn in der Öffentlichkeit ist in dieser Atmosphäre mehr als verständlich, nur im Familien- und Verwandtenkreis wird über diese Zeit gelegentlich erzählt. Die Kinder kennen zwar die Geschichten ihres Vaters, „aber sie haben kein großes Interesse an der Vergangenheit, sie sprechen ja auch kein Slowenisch.“⁴⁵¹ Die Eltern bedauern dies zwar, aber sie haben auch Verständnis dafür, dass sie in der Öffentlichkeit nicht als Kinder eines Partisanen auftreten wollen.

448 Information aus einem Gespräch – unabhängig von den Recherchen dieser Arbeit – mit einer Tochter eines Widerstandskämpfers.

449 Maria Hahn T18

450 Maria Hahn T21

451 Maria Hahn T20

„Unser Papa hat immer wieder erzählt!“

Aber es gibt auch einen anderen Umgang mit dem Erlebten. So antwortet Herta Pauser sehr überzeugend auf meine Frage über ihre Kenntnis von der Widerstandstätigkeit ihres Mannes.

„Ja, ja, immer wieder, *immer wieder*. [sehr schnell] Auch wenn wir Freunde zu Besuch gehabt haben oder eingeladen waren, wir sind ja immer in diesen Kreisen, und deshalb hab ich immer wieder davon gehört.“⁴⁵²

Von Jugend an ein Gegner Hitlers, in die Armee eingezogen, schloss sich ihr Mann gegen Ende des Krieges einer militärischen Widerstandsgruppe in Niederösterreich an, die von Vorgesetzten angeordnete Zerstörungen verhinderte und von der Gestapo verhaftete Kameraden befreite. Er selbst kam knapp vor Kriegsende ins Gefängnis, wurde jedoch bald darauf mit Ende des Krieges in die Freiheit entlassen.

Es ist sehr verständlich, dass es keinen Grund, keine Hemmnis gab, um von diesen Begebenheiten zu erzählen. Im Gegenteil: Als Soldat gegen das Hitlerregime gekämpft zu haben, fand und findet in der Öffentlichkeit größtenteils Anerkennung. Für die österreichische Nachkriegsregierung war der militärische Widerstand um die Gruppe von Oberst Szokoll ein wichtiger Beweis den alliierten Kräften gegenüber, dass es in Österreich Widerstand gegeben habe. Dementsprechend wurde er gewürdigt. So ist es verständlich, dass der Ehemann von Herta Pauser auch gern und ausführlich von seinen Aktivitäten und den Gefahren, die sicherlich damit verbunden waren, erzählte. „Immer wieder, *immer wieder*“, wiederholt auch Herta Pauser, „hab ich davon gehört.“⁴⁵³ In ihren Wiederholungen klingt durch, dass sie wahrscheinlich die immer gleichen Erlebnisse so oft gehört hat, dass sie sie vielleicht gar nicht mehr hören will. Den Kindern und Enkelkindern hat es „unser Opi“ auch oft erzählt. „Die Mädels wollten das weniger wissen, aber der Enkel hat sich sehr dafür interessiert.“ Soldatengeschichten, Geschichten vom Krieg interessieren angeblich vor allem Buben, besonders dann, wenn „Opi“ als Kämpfer für die Gerechtigkeit vorkommt.

Von Verfolgung und Gefängnis schweigen sie, aber von Krieg und Kriegsgefangenschaft zu berichten, fällt auch den „großen Schweigern“, den Ehemännern von Inge Dostal und Helga Postl, nicht so schwer. Inge Dostal erzählt mir ausführlich vom

452 Herta Pauser T11

453 Herta Pauser T11

Einsatz ihres Mannes in einem Strafbataillon, von den Gefahren als Marinesoldat an vorderster Front und von seiner englischen Gefangenschaft. „Und wenn’s im Radio ‚La Paloma‘ gspielt haben, haben wir *beide* mit den Tränen kämpft, weil das war das Lied der Matrosen.“⁴⁵⁴

Der Mann von Helga Postl, der so gar nichts von seiner Gefängniszeit erzählen will, wurde gegen Kriegsende zu den Pionieren strafversetzt. Davon hat er zwar nicht viel, aber doch „ein paar eher lustige Geschichten erzählt, auch ein bisserl was von der französischen Gefangenschaft“⁴⁵⁵.

Das Erzählen ehemaliger deutscher Soldaten über den Zweiten Weltkrieg ist sehr unterschiedlich.⁴⁵⁶ Da gibt es einerseits Klagen über das Schweigen, das Nicht-reden-Wollen, und andererseits die sich immer wiederholenden Erzählungen. Wenn die oben genannten beiden Ehemänner vom Krieg erzählen, so können sie das mit gutem Gewissen tun, strafweise an die vorderste Front geschickt, standen sie auch als Soldaten auf der richtigen Seite. Davon können sie berichten, von den Verfolgungen und vom Gefängnis wollen und können sie aber nicht sprechen.

„Mein Mann erzählt alles, das ist wie eine Therapie für ihn!“

Vier Jahre lang war der Mann von Katharina Dvorschak wegen seiner Mitgliedschaft in einer kommunistischen Widerstandsgruppe in Mauthausen interniert. Seine Frau berichtet, dass er, seit sie ihn im Jahr 1948 kennen gelernt hat, immer wieder vom Lager und seinem Martyrium erzählt. Sie weiß von seiner Verhaftung und seiner Einlieferung in das KZ, von seinem Überleben im Lager. Was Katharina Dvorschak aber von den anderen Frauen wesentlich unterscheidet, ist, dass sie ihr „Schicksal“ während des Kriegs – gemeint ist damit die schon erwähnte Anklage wegen angeblichen Kontakts mit Fremdarbeitern und ihr Freispruch – mit den Leiden ihres Mannes im KZ gleichsetzt: „Also, wir haben *beide* gelitten, wir haben zusammen gesprochen, wir hatten ja *ein Niveau* sozusagen, auch die Kinder haben wir nicht abgehalten – . . Na gut, aber wir haben *niiiiie* gehässig erzählt.“⁴⁵⁷ Auf die Frage, ob ihr Mann sehr viel vom Konzentrationslager erzählt habe, antwortet sie sehr energisch:

„*Alles, alles*. Im Gegenteil. Ich sag oft: *Bitte hör auf, mir wird schlecht!* . Ja, der erzählt alles, aber ich will das nicht mehr hören!“ Sie findet auch eine Erklärung für sein immer wiederholendes und nicht enden wollendes Erzählen:

454 Inge Dostal T3

455 Helga Postl T8

456 Vgl. Löffler 1999.

457 Katharina Dvorschak T13

*„Er hat das Verlangen! Er hat das Verlangen! –. Manchmal mach ich Ohr und Augen zu und lass ihn erzählen, lass ihn sprechen, das ist wie eine Therapie! Weil ich weiß, er braucht das, da lass ich ihn ausreden und dann, wenn es mir gelingt, kommt ein anderes Gespräch und dann ist er abgelenkt.“*⁴⁵⁸

Als nach dem Interview ihr Mann mit uns Kaffee trinkt, beginnt er sehr bald, fast unmittelbar, mir von seinem Martyrium im KZ zu erzählen – Katharina Dvorschak steht sofort auf, verdreht hinter seinem Rücken die Augen, versucht ihn zu unterbrechen, indem sie andere Alltagsthemen anschneiden will, vergeblich. Erst mein Aufbruch bedeutet auch das Ende seiner Erzählungen.⁴⁵⁹

Bilder von der Beziehung der Frauen zu ihren Ehemännern werden deutlich:

Die meisten Ehemänner erzählen wenig oder nichts von ihrer Vergangenheit, die Frauen fragen nicht nach, weil sie die Männer vor neuen Verletzungen schützen wollen – vielleicht auch sich selbst, weil sie die leidvollen Geschichten nicht hören wollen.

Ein Ehemann redet immer wieder von seinen traumatischen Erlebnissen im KZ – seine Frau will sie nicht mehr hören. Nur weil sie weiß, „dass er das braucht“, lässt sie ihn reden, wahrscheinlich versucht sie nicht wirklich zuzuhören.

Ein Ehemann erzählt immer wieder von seinen mutigen Taten als widerständiger Soldat – seine Frau kennt sie alle, hört aber aus Loyalität zu.

Die Rollen sind festgelegt: Die Ehefrau als Anteil nehmende ZuhörerIn, als UnterstützerIn des Schweigens, als TherapeutIn, als loyale GefährtIn und als BeschützerIn – diese Rollen haben es den Männern auch möglich gemacht, mit ihren Erinnerungen zu leben und ihr Leben – nach ihren Vorstellungen – zu gestalten.

„Aber er hat dann zu schreiben begonnen“

Von den elf Ehemännern haben sechs ihre Erinnerungen an die Zeit ihrer Widerstandstätigkeit und an die Verfolgungen durch das nationalsozialistische Terror-

458 Katharina Dvorschak T14,15

459 Der Ehemann von Katharina Dvorschak ist schon weit über 80 Jahre alt. Vielleicht trifft zu, was David Vyssoki, Leiter des psychosozialen Zentrums ESRA, das Überlebende nationalsozialistischer Verfolgung betreut, bei seinen Behandlungen von traumatisierten Häftlingen festgestellt hat: „Mit dem Alter wird das Langzeitgedächtnis immer präsenter und daher auch die Wahrnehmung all dessen, was einst war. Es wird allgegenwärtig [...] Es treten oft massive Intrusionen auf, das heißt, Erinnerungen an die traumatischen Erlebnisse brechen in den Alltag ein. Für die Menschen ist das so, als ob sie die früheren, schrecklichen Erlebnisse immer wieder erleben würden.“ In: Trauma. Interview mit David Vyssoki, geführt von Jutta Berger. Standard, 9. Juni 2008.

regime im Laufe der Jahre niedergeschrieben. Sie sind in Buchform, als Beiträge in Sammelbänden oder als Broschüren erschienen.⁴⁶⁰ „Er hat schon erzählt, mein Mann, aber er hat sehr bald anfangen zu schreiben, Tag und Nacht hat er dran gearbeitet“⁴⁶¹, erzählt Christa Weiß.

Die Veröffentlichungen aller Zeitzeugenberichte verfolgen mehrere Absichten: Die Publikationen, die bald nach 1945 erschienen

„sollen dazu dienen, die Menschen, die da an den Aussagen entlassener Häftlinge zweifelten, hinter die Kulissen schauen zu lassen. Es war wohl nicht möglich, alle Schrecknisse zu schildern und damit wäre auch kein Zweck erfüllt worden, das Ganze hätte den Anstrich eines raffiniert angelegten Schauerromans erhalten. Erzählt wurde nur, was ich persönlich erlebte und beobachten konnte.“⁴⁶²

Als in den 60er-Jahren, mit der Gründung des Instituts für Zeitgeschichte und des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstandes, junge WissenschaftlerInnen und StudentInnen begannen, sich mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen, wurden auch die ehemaligen Häftlinge und Widerstandskämpfer zu „Zeitzeugen“. Es „genügen nicht Dokumente allein, von denen nun manche gedruckt vorliegen; es ist notwendig, dass die Überlebenden zu Wort kommen“, heißt es in der Einleitung der Monographie über das KZ Auschwitz.⁴⁶³ Josef Meisel konnte sich dem Argument der ihn zum Schreiben bewegenden HistorikerInnen, „dass gerade ein Mensch wie ich, der an wichtigen Ereignissen selbst beteiligt war und vieles hautnah erlebt hat, verpflichtet sei, dies festzuhalten“, nicht verschließen.⁴⁶⁴

Schreiben kann auch eine therapeutische Funktion haben. Das bestätigten alle Frauen, so Martha Feiler: „Schreiben war für ihn wahrscheinlich auch wichtig, mit seinen Erinnerungen umzugehen“⁴⁶⁵, obwohl es manchen Männern nicht sehr leicht gefallen ist. Ohne Hilfe von Freunden – und vor allem von Ehefrauen – wäre manches Buch, mancher Beitrag nicht erschienen. Als mir Maria Hahn das Buch ihres Mannes zeigt, erwähnt sie – leise und fast verschämt – dass sie ihm beim Schreiben „und so“ schon viel geholfen habe, „er war das ja nicht gewöhnt und hat sich schon

460 Aus Gründen der Anonymisierung der Interviewpartnerinnen können die Titel der Schriften ihrer Ehemänner hier nicht angeführt werden.

461 Christa Weiß T8

462 Schiffko-Pungartnik, Manfred: „Leichenträger ans Tor.“ Berichte aus fünf Jahren Konzentrationslager. Graz 1946.

463 Adler, H.G., Hermann Langbein, Ella Lingens-Reiter (Hg.): Auschwitz. Zeugnisse und Berichte. Frankfurt am Main 1962, S. 5.

464 Meisel, Josef: „Jetzt haben wir Ihnen, Meisel!“ Kampf, Widerstand und Verfolgung des österreichischen Antifaschisten Josef Meisel (1911–1945). Wien 1985, S. IX.

465 Martha Feiler T7

schwer getan“⁴⁶⁶. Christa Weiß, deren Mann eine Abhandlung zu einem Thema des Nationalsozialismus geschrieben hat, hat die vielen Fragebögen ausgewertet, „eine riesige Arbeit, wir sind tagelang, monatelang gesessen –, . und . da habe ich sehr viel mitgeholfen“⁴⁶⁷. Die Frauen waren oft „Sekretärinnen“ für die diversen Schreibarbeiten ihrer Männer, und sie nahmen während der Entstehung der Bücher Rücksicht, indem sie die Männer noch mehr als sonst von der Alltagsarbeit entlasteten. Die Mithilfe der Frauen scheint aber für die Männer so selbstverständlich gewesen zu sein, dass ich bei meiner Lektüre vieler Zeitzeugenberichte nur in einem einzigen Buch die Erwähnung der Ehefrau gefunden habe: „Gewidmet in tiefer Verbundenheit meinen Kameraden und Kampfgenossen, die am Weg durch die faschistischen Kerker und Konzentrationslager das Leben lassen mussten, sowie im Besonderen meiner tapferen Frau, die in den schweren Jahren meiner langjährigen Haft und der bitteren Zeit hernach unerschütterlich an meiner Seite gestanden ist.“⁴⁶⁸

„Und hast alles glaubt, das ist die Haft.

Und ist vielleicht heute noch wirklich die Haft!“

Von den Auswirkungen der Verfolgungen auf die eheliche Beziehung

„Ich weiß ja nicht, wie er vor der Haft war, vielleicht war er da schon anders, ich weiß nicht - .“⁴⁶⁹, überlegt Gerlinde Hofer nachdenklich und Martha Feiler ist sich sicher, dass die Jahre im KZ das Leben ihres Mannes verändert haben müssen. „*Natürlich, natürlich* hat ihn diese Zeit geprägt, aber - ., nachdem er verhältnismäßig jung war und –, sagen wir, widerstandsfähiger war –, . und er hat halt sehr oft erzählt von der Solidarität im Lager, dass man sich gegenseitig geholfen hat und – . viel Glück war halt auch dabei.“⁴⁷⁰

Der Psychiater Ulrich Venzlaff beschäftigt sich mit den Schäden von Verfolgung und KZ und stellt fest:

„Als mitwirkende Faktoren für die Ausgestaltung, Dauer und Schwere der Verfolgungsschäden sind sicherlich auch konstitutionelle Momente anzusprechen. Jüngere, biologisch rüstige, intellektuell und ethisch hochdifferenzierte

466 Maria Hahn T20

467 Christa Weiß T8

468 Flanner 2001, S. 2.

469 Gerlinde Hofer T26

470 Martha Feiler T6

Menschen sind mit diesen Erlebnissen zweifelsfrei oft schneller und besser fertig geworden als andere. Man muss aber vor einer Überschätzung derartiger konstitutioneller Faktoren schon deshalb warnen, weil unbedingt eine erhebliche psycho-physische Stabilität dazugehörte, um überhaupt den extremen Belastungsdruck zu ertragen.⁴⁷¹

Diese Einschränkung gilt es zu beachten, wenn im Folgenden versucht wird, auf Auswirkungen der Verfolgungen der Männer auf die Beziehungen zu ihren Frauen einzugehen.

„Er war ein Harter!“

Natürlich hing das Überleben von den physischen Voraussetzungen, aber auch vom psychischen Zustand ab.⁴⁷² Die Männer meiner Interviewpartnerinnen waren alle jung, gesund, sportlich und an harte Arbeit gewöhnt. Sie wussten, dass sie ihrer politischen Überzeugung wegen, die sie nie ablegten, verfolgt wurden, und glaubten unerschütterlich an ein Überleben und an eine Rückkehr zu ihrer Familie und zu ihrer Gemeinschaft. Auf sie trifft zu, was der Psychoanalytiker Bruno Bettelheim, selbst Häftling im KZ Dachau und Buchenwald, als zentrale Fähigkeiten zum Überleben bezeichnet hat: die Selbstachtung, eine rigide Moral und eine darauf aufbauende ungebrochene Identität.⁴⁷³

Es bedurfte der Aufbietung aller Kräfte, um Folterungen, bei denen Namen von Kameraden preisgegeben werden sollten, und den Qualen des Lagers standhalten zu können. Aus vielen Häftlingsberichten wissen wir: Wer Schwäche zeigte, war verloren, wer Härte zeigte, hatte Chancen. Ein Beispiel für viele:

„Im selben Augenblick fühlte ich einen furchtbaren Schlag auf meinen Kopf, der mich seitwärts weg – und zu Boden schleuderte. ... Wie so oft im KZ hatte ich auch dieses Mal unwahrscheinliches Glück. Ich war nicht bewußtlos und konnte sofort aufspringen und militärische Haltung annehmen. Das wirkte fast immer. Hingegen konnte der SS-Mann den vor ihm am Boden Liegenden mit seinen Stiefelabsätzen die Rippe eintreten und die Nieren zerquetschen.“⁴⁷⁴

Katharina Dvorschak weiß von ihrem Mann:

471 Venzlaff 1963, S. 106.

472 Vgl. Matussek, Paul: Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen. Berlin 1971. Der Autor versuchte die individuellen Merkmale überlebensfördernden Verhaltens von KZ-Häftlingen herauszuarbeiten. Auf sie genauer einzugehen, würde den Rahmen der Arbeit sprengen.

473 Bettelheim, Bruno: Erziehung zum Überleben. Zur Psychologie der Extremsituation. München 1982.

474 Flanner 2001, S. 87.

„Er war früher ein Boxer. Er hat das Talent ghabt, die Hiebe abzufangen, die haben ihn ja *einighaut und einighaut* –, ich weiß net, was *das* für Menschen waren –, aber er ist immer wieder aufgestanden!“⁴⁷⁵

Jahrelang seinen Körper und seinen Geist unter Kontrolle halten zu müssen, keine Schwächen zeigen zu dürfen, diese Haltung hat sich wohl in dem Körper „eingeschrieben“.⁴⁷⁶ Das bedeutete aber, dass sich die Männer nach der Befreiung nicht sofort – vielleicht nie – verändert haben, sondern vielmehr, dass der Verfolgung adäquate Verhaltensweisen auch nach der Befreiung fortgesetzt wurden. Aleida Assmann versucht eine Erklärung zu finden: „Der Mann versucht die Vergangenheit, die sich als Schreckensspur in sein Bildnis einschreibt, zu verhüllen und durch Abspalten und Einschließen zu eliminieren.“⁴⁷⁷

Wenn Brigitte Fuchs von ihrem Mann sagt: „Er ist ein Harter!“⁴⁷⁸, dann meint sie zunächst seine Härte sich selbst gegenüber, vor allem was Gesundheit und Körperlichkeit betrifft. Anpacken, körperlich schwere Arbeiten mit einer Selbstverständlichkeit erledigen, in der Freizeit anstrengende Bergtouren unternehmen, gefährliche Steige bewältigen und anderes mehr, davon erzählen auch die anderen Frauen. „Nie ist er zu einem Arzt gegangen, bis es fast zu spät war, er war ja soooo *gesund*, hat er immer gesagt“⁴⁷⁹, klagt Inge Dostal. Und Brigitte Fuchs erinnert sich, dass sich die Ärztin, als ihr Mann im hohen Alter nach vielem Sträuben doch einmal ins Spital musste, bei ihr beschwerte, dass er nicht über seine Beschwerden rede und immer wieder vom Bett aufstehe, obwohl ihm dies verboten sei.⁴⁸⁰ Stärke zeigen, so lange es möglich ist, dies beweist auch die Haltung des schwer kranken Mannes von Helga Postl über die Krankheit:

„Er hat gesagt es geht ihm gut, aber ich hab gmerkt, dass er so viel abnimmt –. Und dann haben wir Holz gschnitten und er war immer bis zum Schluss, und da hat er mittendrin gesagt: ‚Du, ich kann nimmer.‘ Und da hab ich gesagt: ‚Leg dich nieder, wir werden das schon machen.‘ Aber ich hab mir denkt: Ich weiß net – ..“⁴⁸¹

475 Katharina Dvorschak T13

476 Grünberg 2001, S. 7–38.

477 Assmann, Aleida: Geschlecht und kulturelles Gedächtnis, In: Erinnern und Geschlecht. Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung. Band 1, Freiburg im Breisgau 2006, S. 29–46, hier S.35.

478 Brigitte Fuchs T34

479 Inge Dostal T6

480 Brigitte Fuchs T35

481 Helga Postl T8

Erst später hat sie vom Hausarzt erfahren, dass ihr Mann von seiner schweren Krankheit, an der er bald darauf starb, wusste, aber nichts sagte. Die Frauen, wie Christa Weiß oder Gerlinde Hofer, die ihre schwer kranken Männer lange pflegen mussten, betonten, dass diese nie geklagt hätten und sich immer sehr bemüht hätten, sich nicht gehen zu lassen.

Hart waren manche Männer nicht nur sich selbst gegenüber, sondern Härte zeigten sie in manchen Situationen auch ihren Frauen gegenüber. Die Interpretation dieser Haltung muss den PsychoanalytikerInnen überlassen werden, eine Erklärung der „Gemütsarmut“ von Lagerhäftlingen versucht Viktor E. Frankl, selbst KZ-Überlebender:

„Alles Sinnen und Trachten beschränkt sich dann bloß drauf, den heutigen Tag zu überleben. [...] Allem sonstigen gegenüber umgibt sich die Seele mit einer Panzerschicht, von der die sonst erschütternden und aufwühlenden Eindrücke abprallen müssen. So schützt sich die Seele und so versucht sie, sich vor der Gewalt der Übermacht dessen, was auf sie einströmt, zu sichern und ihr Gleichgewicht zu retten – in die Gleichgültigkeit sich hineinzuretten.“⁴⁸²

„Leidende, Kranke, Sterbende, Tote – all dies ist ein so geläufiger Anblick nach einigen Wochen Lagerlebens, dass es nicht mehr rühren kann. [...] Die Abstumpfung des Gemüts [...] machte ihn bald auch unempfindlich gegen das tägliche und stündliche Geschlagenwerden. Diese Unempfindlichkeit ist eine höchst notwendige Panzerschicht, mit der sich die Seele des Häftlings beizeiten umgibt.“⁴⁸³

Manche Männer meiner Gesprächspartnerinnen vermochten diese Panzerschicht nur schwer zu sprengen, was für ihre Frauen sehr schmerzlich sein konnte. So erzählen drei Frauen, dass sie bei der Geburt ihres Kindes von ihrem Mann allein gelassen wurden, weil diese ihre politischen Aufgaben wichtiger fanden. Für den Mann von Martha Feiler war ein

„Kind halt die Krone, hat er immer gesagt, *aber* –, wie die Tochter auf die Welt kommen ist, haben sie ihn *suchen müssen* [lacht], weil er ja wieder unterwegs war, das hat *zwei* Tage braucht, bis sie ihn aufgabelt haben! Sie haben ihm dann gesagt: ‚Im Spital wartet schon ein Kind!‘ [lacht] Er ist aber erst am zweiten oder dritten Tag kommen – ., ist eh wurscht! (lacht).“⁴⁸⁴

482 Frankl, Viktor E.: ... trotzdem ja zum Leben sagen. Drei Vorträge, gehalten an der Volkshochschule Wien-Ottakring. Wien 1946, S. 69.

483 Ebd., S. 34.

484 Martha Feiler T7

Auch Grete Schütz hat Ähnliches erfahren:

„Ich bin allein ins Spital gegangen, er war unterwegs in Niederösterreich, und er ist erst am nächsten Tag vom Bahnhof ins Spital kommen, und da hat er erfahren, dass er einen Sohn hat –, da können'S nichts machen! Das habe ich akzeptiert (sic)!“⁴⁸⁵

„Er war ein Harter!“ So bezeichnet auch Elisabeth Jäger ihren Mann und meint damit wohl auch seine Arbeitsleistung, vor allem aber die Härte ihr und ihrem Sohn aus erster Ehe gegenüber, den sie ins Internat schicken musste. „Viel gweint hab ich damals, heimlich!“⁴⁸⁶ Lob hat sie nur gekriegt, wenn sie auch sehr fleißig gearbeitet hat.

„Er war ein Harter!“ Dies erfährt Gerlinde Hofer beim Tod ihrer dreizehn Monate alten Tochter.

„Drei Tage nach Weihnachten ist sie gestorben. Es war für mich furchtbar, ich habe nur geweint. Ich hab meinen Mann anrufen und gesagt, er soll kommen, Gabi ist gestorben, da sagt er: ‚Muss das sein?‘ ... Es war für mich furchtbar. *Diese drei Worte* habe ich *nie* vergessen. (sic)“⁴⁸⁷

Was heute nicht leicht nachzuvollziehen ist, wird vielleicht verständlicher, wenn man in den Erinnerungen des KZ-Häftlings Karl Flanner liest, dessen Sohn, nur wenige Monate alt, im Jahr 1947 starb:

„Einem Beamten des Krematoriums am Wiener Zentralfriedhof gegenüber teilte ich – auf meine Erfahrungen mit dem Krematorium von Dachau und Buchenwald verweisend – meine Besorgnis betreffend des Aschenrückstandes der Verbrennung mit, worauf er mir die Gelegenheit bot, dies zu beobachten. [...] Meine Frau hat das Sterben ihres ersten Kindes nie ganz überwunden. Ich konnte in dieser Zeit sicher nicht ihr geeigneter Partner gewesen sein. Tod und Sterben war damals für mich noch immer so nahe, dass ich dieses anders bewältigte als das bei ihr naturgemäß der Fall war.“⁴⁸⁸

485 Grete Schütz T4

486 Elisabeth Jäger T4

487 Gerlinde Hofer T32

488 Flanner 2001, S. 148.

*„Bei den Gedenkfeiern bin ich
immer mitgewesen“*

Vom gemeinsamen Gedenken an den Orten der Verfolgung

Der engere Freundeskreis ehemaliger Häftlinge und die Verfolgtenverbände, wie der KZ-Verband oder der Bund Sozialistischer Freiheitskämpfer, waren immer Orte, wo ein freier Umgang mit den Erinnerungen möglich war. Auch die spanischen Häftlinge in Mauthausen, die in Österreich verblieben waren, trafen sich regelmäßig in Linz. „Dieser Rückhalt in einer Gruppe ist für die KZ-Opfer bei der Bewältigung traumatischer Erinnerungen und beim Aufbau eines Selbstbewusstseins von entscheidender Bedeutung.“⁴⁸⁹ Für die Mitglieder der Verbände war es eine Selbstverständlichkeit, die Lager zu diversen Anlässen zu besuchen. Und eine Selbstverständlichkeit war es für die Frauen, ihre Männer zu begleiten. Elisabeth Jäger ist mit ihrem Mann öfter nach Mauthausen gefahren,

„und [wir] haben die Blumen und den Altar, oder was da ist oder die Fahnen gricht, des haben wir zwei einmal gmacht unter der Wochen –. Und im KZ war i eh alle Jahr, *alle Jahr* und die andern Spanier auch und die Schwester auch, die is aus Spanien kommen –, . jedes Jahr in Mauthausen, so war des.“⁴⁹⁰

Katharina Dvorschak betont, dass sie auch immer die Kinder zu Gedenktagen nach Mauthausen mitgenommen haben. Martha Feiler war im KZ Buchenwald

„nur das einzige Mal mit ihm [dem Mann], komischerweise –, und ich war nur einmal mit ihm mit und das hat mir greicht! Das war, wie sie das Mahnmal errichtet haben und so –, ein großes Tamtam, da fällt das ja weniger auf, nicht wahr –. Ich weiß nur, wie ich den Kinderschuhhaufen gsehen hab, hab ich gehen müssen.“⁴⁹¹

Brigitte Fuchs hat die Konzentrationslager Buchenwald und Dachau gemeinsam mit ihrem Mann und Freunden mehrmals besucht, aber sie will nicht darüber reden. „Das kann man so nicht erzählen, Sie waren ja sicher auch einmal dort und wissen, wie das ist. ... Und er hat dort Kameraden getroffen und mir halt gezeigt, wo die Baracke war und so –. Aber so ganz vorstellen kann man sich das ja trotzdem nicht.“⁴⁹²

489 Pollak 1988, S. 166.

490 Elisabeth Jäger T8

491 Martha Feiler T10

492 Brigitte Fuchs T52

Es ist für die Besucher eines Konzentrationslagers grundsätzlich sehr schwierig, sich das vergangene Geschehen an diesen Orten vorzustellen, es ist nicht nachvollziehbar. Besonders schwierig muss der Besuch für die ehemals Inhaftierten und auch für ihre Angehörigen sein. Es ist verständlich, dass die Frauen im Interview über ihr Erleben an den Plätzen, wo ihre Männer gefoltert und gemartert wurden, nicht reden wollen, nicht reden können, weil die Vorstellung, was ihren Männern hier angetan wurde, für sie sehr schmerzlich sein muss. Man kann annehmen, dass dort ihr Verständnis für manche Schwächen und Besonderheiten ihrer Männer, wahrscheinlich auch ihr Mitleid, mit ihnen gewachsen ist. „Er hat ja so viel mitgemacht“, sagt Elisabeth Jäger, und Brigitte Fuchs: „Wenn man das sieht ... man kann es verstehen ... Er kann nicht anders!“

Es muss ein tiefes Verständnis gewesen sein, ist es noch heute. Soweit es ihre Gesundheit zulässt, fahren die Frauen – stellvertretend für ihre Männer, nach deren Tod oder wegen deren Krankheiten, noch heute zu Gedenkfeiern in die Konzentrationslager. Für Martha Feiler ist es nicht ganz leicht, ohne ihren verstorbenen Mann hinzufahren:

„Mit ihm war ich ja ein paar Mal in Buchenwald, aber ohne ihn? . Einmal hab ich mir denkt, ich tät gern wieder einmal fahren, aber ich hab mich nicht aufrufen können, und dann, das war 98, da hat irgendwer vom KZ-Verband gesagt: ‚Bitt schön, fahr doch mit, wir haben das alle ausgehalten, wirst du es auch aushalten!‘ Und irgendwie hab ich mir einen Ruck gegeben und hab gesagt: ‚Fahrn wir!‘.“⁴⁹³

Brigitte Fuchs sieht es nicht nur als ihre Pflicht an, anstelle ihres kranken Mannes zu fahren, sondern sie hatte „auch ein inneres Bedürfnis“, bei den Befreiungsfeiern 2005 dabei zu sein, „obwohl mein Mann, der wegen seinem Herz nicht fahren hat können, gemeint hat, es ist zu anstrengend für mich. Aber ich weiß doch, dass –. Na, da ist dann eh meine Tochter mitfahren.“⁴⁹⁴ Auch Martha Feiler wurde von ihrer Tochter begleitet. Elisabeth Jäger fährt auch nach dem Tod ihres Mannes ebenso wie die anderen Witwen zu den jährlichen Treffen mit den Spaniern nach Mauthausen.

Bei Gefängnissen, ebenfalls Stätten großer Leiden und Qualen, gibt es keine Gedenktage und Erinnerungsfeiern. Die Ehefrauen der Häftlinge wissen zwar, in welchen Ortschaften ihre Männer gefangen gehalten wurden, aber sie waren nicht

493 Martha Feiler T10

494 Brigitte Fuchs T51

dort. Nur Grete Schütz, die ihren Mann auf einer Deutschlandreise begleitete, stand eines Tages auch auf dem Platz, wo sich das Gefängnis befand – heute ist daraus ein Kloster geworden. Sie kann oder will sich nicht daran erinnern, was ihr Mann dort erzählt hat – so wie sie sich auch nicht erinnern kann, dass ihr Mann ihr jemals etwas von Haft erzählt hätte.

Eine Ehe im Schatten der Partei

Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln aus den Erzählungen der Frauen deutlich wurde, waren der linke Widerstand, die antifaschistische Gesinnung für die Männer meiner Gesprächspartnerinnen – auch für einige Frauen – zentraler Lebensinhalt. Die Mitgliedschaft und die Arbeit in der Sozialistischen und Kommunistischen Partei prägten ihr Leben auch nach 1945. Inwiefern die Parteizugehörigkeit in der Beziehung der Eheleute zueinander und im Familien- und Berufsleben eine Rolle spielte, wird im folgenden Kapitel untersucht.

Vorweg sei aber daran erinnert, dass sieben Frauen ihre Ehemänner im Zusammenhang mit Parteiarbeit oder in Parteiveranstaltungen kennen gelernt haben, sie waren auch selbst in der Zeit ihrer Ehe aktive Parteimitglieder, Christa Weiß war sogar hauptberuflich in der Kommunistischen Partei tätig.

Alle elf Männer sind trotz Gefängnis und Lager ihrer politischen Gesinnung treu geblieben, alle wollten nach ihrer Befreiung als Sozialisten oder Kommunisten zum politischen und gesellschaftlichen Wiederaufbau Österreichs beitragen. Von den acht Männern, die Mitglieder der Kommunistischen Partei waren, haben fünf nach 1945 bis in die 70er-Jahre hinein hauptberuflich für ihre Partei in verschiedenen Funktionen gearbeitet, ein Sozialist für seine Partei, und alle Männer haben ihre Freizeit zum Großteil in den Dienst der Parteien gestellt.

Waren die Frauen nicht schon vor ihrer Eheschließung selbst Parteimitglieder, so war es für sie selbstverständlich, die Parteizugehörigkeit ihres Mannes anzunehmen. „Zur Partei bin ich durch meinen Mann kommen.“⁴⁹⁵

495 Inge Dostal T2

„Die Partei war ihm ja so wichtig ...“

Von der Bedeutung der politischen Parteien im Eheleben

Die Arbeit der Männer in den Parteiorganisationen bedeutete: Parteischulungen, administrative Arbeiten, Versammlungen am Abend, Vorträge – eine Arbeit, oft weit weg von Familie und Wohnort. Der Historiker Gerhard Botz stellt diese Arbeit in den Zusammenhang mit der Aufrechterhaltung der Identität, wenn er feststellt:

„Gelang – aus welchen Gründen immer, und sei es auch infolge eines ‚naiv‘ erscheinenden politischen Glaubens und organisatorischer Einbettung – die Aufrechterhaltung oder Konstruktion einer Identitätslinie, so konnte das Leben nach dem Überleben zur rastlosen politischen Arbeit [...] werden.“⁴⁹⁶

Es war im wahrsten Sinn des Wortes eine rastlose Arbeit, die für Frau und Familie kaum Platz ließ. Leidtragende waren die Frauen. Besonders deutlich wird dies in den häufigen Erzählungen von einsamen Abenden, einsamen Wochenenden, einem einsamen Jahr, wenn der Mann zur Schulung in Moskau weilte, oder vom Alleinsein bei der Geburt des Kindes. „Die Partei war wichtiger, da können’s nichts machen! Das hab ich akzeptiert!“⁴⁹⁷ erklärt es Grete Schütz zwar energisch, aber auch resigniert. Trotz der oft schmerzlich empfundenen Situationen versuchten die Frauen für die Tätigkeiten der Männer Verständnis aufzubringen, auch wenn das sicher nicht immer leicht gefallen ist: „Mein Mann ist immer spät am Abend kommen, der war für den ganzen Bezirk, und da war immer irgendwo eine Versammlung oder was weiß der Teufel –, . aber das war schon wichtig für ihn.“⁴⁹⁸

Nicht alle Männer waren beruflich mit der Partei verbunden, nicht alle hatten eine Funktion, aber sie waren alle in die notwendige Basisarbeit eingebunden: Der Mann von Helga Postl hat zwar auch die Parteischule besucht. „Da hat er sich müssen frei nehmen, so acht, vierzehn Tag. Er hat aber keine Funktion ghabt, weil wir ja zum Hausbauen anfangen haben.“⁴⁹⁹ Auch der Mann von Inge Dostal hat

„keine größeren Aufgaben gehabt, er war Wahlhelfer, ist nur die Beiträge kassieren gegangen, in Versammlungen. Ja, da ist er auch hingangen –. Oder wenn irgendwie etwas war, denen hat er geholfen –, wenn irgendetwas

496 Botz, Gerhard: Widerstand, Überleben und Identität. Zeithistorische und biographische Überlegungen. Wien 1999, S. 49.

497 Grete Schütz T4

498 Martha Feiler T8

499 Helga Postl T5

war, hat er gesagt: „Mein Gott, Franz, komm her, ich mach dir das, bist ein Genosse!“ Net.⁵⁰⁰

Die Entlohnung als Parteifunktionär war durchwegs nicht sehr hoch. „Bei seinem Können und seiner Leistung hätt’ er woanders - ., na, wir haben *immer, immer sparen müssen* -, andere dagegen ...“, meint eine Frau beim „Kaffeegespräch“, „aber davon hat *er* nie was hören wollen!“ Vorträge am Abend brachten manchmal eine kleine Aufbesserung des Budgets, was das Verständnis der Frauen erleichterte.

Es ist aber nicht nur leises Klagen, Verständnis, Entschuldigung, Loyalität, das den Erzählungen über die Parteitätigkeit der Männer zu entnehmen ist, sondern auch Stolz. Stolz auf die erreichte Funktion des Mannes in der Partei: „Mein Mann war schon Bezirkssekretär“, „er wurde Parteisekretär“, „er war im KZ-Verband und hat vielen Leuten helfen können“, „er war Redakteur bei den Badener Nachrichten, die er gegründet hat, er hat viele Artikel geschrieben, er hat ja überall Vorträge gehalten“, „er war ein großer Rhetoriker“, „er war Gemeinderat“. Auch die Verdienste der Nicht-Funktionäre werden hervorgehoben, wie es Inge Dostal tut – und stolz zeigt sie ihre beiden Parteibücher her. Für Brigitte Fuchs ist es wichtig, klarzustellen:

„Er war ein fleißiger Funktionär und hat die Arbeit ernst genommen, vielleicht die Andern auch, aber er hat sehr viel gearbeitet. Wo er mitgearbeitet hat, hat er es voll gemacht. Wie er [kommunistischer] Gemeinderat geworden ist, hat er sich *immer* vorbereitet und *jede* Gemeinderatssitzung besucht. Ich sag das nur deshalb, da ist ja viel Arbeit dabei, ein anderer würd sagen, ich – .. Also ich muss sagen, ich hab nichts von ihm ghabt.“⁵⁰¹

Diese Schlusssequenz macht wieder die Ungleichgewichtigkeit deutlich: Ehefrau und Familie auf der einen Seite und die Bedeutung der Partei auf der anderen. Zumeist gewinnt die Partei das Übergewicht oder, wie es Martha Feiler sehr nachdenklich ausdrückt:

„Die Partei hat schon eine große Rolle gespielt –, [leiser, langsam] sie war vor allem *gegenwärtiger*, das KZ war ein furchtbares Erlebnis, aber es war vorbei und *das war da, gegenwärtig*. ... Na ja, [sehr ernst, sie setzt sich zum ersten Mal aufrecht in den Sessel, bisher eher leicht vornübergebeugt, mir zugewandt], na ja ..“⁵⁰²

500 Inge Dostal T3

501 Brigitte Fuchs T42

502 Martha Feiler T7

„Da hab ich schon auch
in der Partei mitgearbeitet!“

Von der eigenen politischen Überzeugung

Fast alle interviewten Frauen haben nicht nur an der Parteiarbeit ihres Mannes Anteil genommen, sie waren auch gleich nach Kriegsende selbst in den Organisationen – soweit es Berufs- und Hausfrauenarbeit zuließen – aktiv. „Ich hab mitgetan, weil ich die gleiche Weltanschauung ghabt hab, und ich hab das für selbstverständlich gesehen“, erklärt Brigitte Fuchs ihre Mitarbeit.⁵⁰³

Es war für die Frauen auch eine Selbstverständlichkeit, an bestimmten wichtigen Veranstaltungen oder Versammlungen teilzunehmen.

„Am 1. Mai waren wir natürlich *immer dabei*, mit den Kindern, *immer!* Da haben wir zu Hause am Anfang die roten Nelken bastelt, so mit Krepppapier und Draht –, später dann nimmer. Na ja, und wenn so Veranstaltungen waren, wann der Muhri oder der Koplenig [Parteivorsitzende der KPÖ] kommen sind, da bin ich schon mit. Des war so üblich, weil wir ja dabei warn!“⁵⁰⁴

Frauenarbeit war es auch, die Parteizeitungen wie die „Stimme der Frau“ oder „Die Frau“ auszutragen: „Und da hast müssen mit der ‚Stimme der Frau‘ umadumrennen und so ... also viel Zeit hab ich dafür nicht ghabt“, erinnert sich Gerlinde Hofer.⁵⁰⁵ Frauenarbeit war es auch, bei Veranstaltungen für den Imbiss zu sorgen, Tische zu schmücken – unbezahlte „Hausfrauenarbeit“ eben, die nur selten von den Männern honoriert wurde.

In der KPÖ gab es auch den „Bund Demokratischer Frauen“⁵⁰⁶, dem viele Kommunistinnen angehörten und bei dem es auch kleine Funktionen auszuüben gab, so auch für Gerlinde Hofer:

„Die Rosi und andere waren auch dabei, und die haben immer wen braucht, und die haben jede Woche einmal Sitzung ghabt, also bin ich auch dazu gegangen. Da bin ich gleich vom Betrieb mit dem Radl gefahrn, da haben wir einmal in der Woche so eine Besprechung ghabt. Die meisten Frauen haben dort kei-

503 Brigitte Fuchs T43

504 Inge Dostal T4

505 Gerlinde Hofer T23

506 Der „Bund Demokratischer Frauen“ wurde 1946 von der KPÖ als überparteiliche Frauenorganisation geschaffen. Der sozialdemokratische Parteivorstand reagierte mit einem Unvereinbarkeitsbeschluss gegenüber der neu gegründeten Frauenorganisation. Seit 1948 ist der Bund rein kommunistisch. In: Baier 2009. S. 108.

ne Kinder ghabt, für die war es eine Unterhaltung, aber für mich war es schon eine Belastung –. Und ich bin dann Kassierin worden.“⁵⁰⁷

Kassierin war auch Brigitte Fuchs, in der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft, aber da hatte sie nicht viel zu tun und kann sich eigentlich nicht mehr daran erinnern, was dort geschah. Sehr gut erinnern aber kann sie sich an die Mitarbeit in der Partei:

„Er [ihr Mann] hat dann eine Zeitung herausgebracht, und da hab ich die Matrizen geschrieben, das hab ich alles in der Partei geschrieben, weil da war die Maschin und die Matrizen und geheftet und für die Post eingeteilt, wo das hingeschickt wird, das hat Zeit braucht.“⁵⁰⁸

An diesen Beispielen ist ersichtlich, welche Funktionen Frauen in den Parteien erfüllten – ganz im Rahmen traditioneller weiblicher Kompetenz. Ingrid Bauer, die die Arbeit der Frauen in sozialistischen Organisationen untersucht hat, spricht von den „Hausfrauen“ der Partei. „Rechte, Spielräume, Forderung nach mehr Macht, die Möglichkeit zu Grenzüberschreitungen haben Sozialdemokratinnen aus ihrer „Hingabe“ und „Treue“ und ihrem „Opfersinn“ nicht abgeleitet.“⁵⁰⁹ Diese Feststellung trifft im gleichen Maße auch auf die kommunistischen Frauen zu.

Christa Weiß hat als einzige meiner Interviewpartnerinnen die Parteiarbeit zum Beruf machen können, für sie war sie mehr als ein Beruf, sie war „Einsatz für eine bessere Welt und eine gerechtere Ordnung auf der Welt“.⁵¹⁰ Möglich war ihr rastloser Einsatz für die Partei sicher auch deshalb, weil sie keine Kinder hatte und nicht so sehr wie die anderen Frauen an den Haushalt gebunden war. Ihre „Karriere“ ist auch ein Beispiel dafür, welche Möglichkeiten es für ungebundene Frauen in den Parteien doch gab, aber auch dafür, wie die Partei ihr Leben bestimmte, deshalb soll sie genauer geschildert werden: Christa Weiß hat sofort nach dem Krieg eine FÖJ-Gruppe in ihrer Heimatgemeinde gegründet und wurde von der KPÖ in die Parteischule geschickt.

„Die Parteischule war ja keine Schule, aber man musste Leuten, die politisch tätig waren, auch eine gewisse Grundlage geben. Ich glaub, die erste war drei Wochen, die Grundbegriffe und ein wenig Theorie halt, man hat ja vom Tuten und Blasen keine Ahnung gehabt mit 18, 19 Jahren. Ich war die einzige Frau

507 Gerlinde Hofer T17

508 Brigitte Fuchs T44

509 Bauer 1992, S. 16.

510 Christa Weiß T4

im Kurs und da waren eher erfahrene Genossen, die aus dem KZ gekommen sind oder aus dem Widerstand –, na, da war *ich die einzige Frau* damals! Na, dann nach den paar Wochen Parteischulung bin ich nach St. Pölten kommen und hab dort die FÖJ übernommen. Nach St. Pölten bin ich kommen, weil –, das ist halt vorgeschrieben worden.“⁵¹¹

Jugendarbeit, Kulturreferentin in einem Textilbetrieb, wieder zurück in ihre Heimatgemeinde – stets unterwegs zu Versammlungen, Veranstaltungen, meist mit dem eigenen Motorrad. Die Partei schlägt vor, sie für ein Jahr auf die „Parteihochschule“ in Moskau zu schicken, wo auch schon ihr Mann zuvor ein Jahr lang studierte. „In Moskau habe ich mich mit manchen Sachen schwer getan, ich hab ja keine Ausbildung ghabt und keine Fremdsprache können –, dann so mit Philosophie, so eine leichte Sache ist das nicht gewesen, und dann haben wir auch Prüfungen machen müssen.“⁵¹² Nach dem Jahr in Moskau leitete sie den „Bund Demokratischer Frauen“ im Bezirk, war zweite Bezirksrätin in der Partei und Mitglied der Landesleitung – bis zu ihrem Ausschluss aus der Kommunistischen Partei 1969, ein tiefer Einschnitt in ihrem Denken und in ihrem Leben. Danach war sie nicht mehr berufstätig, sondern widmete sich ganz ihrem pflegebedürftigen Mann.

*„Wir haben schon zu spüren bekommen,
dass wir Familien von Widerstandskämpfern
und Kommunisten waren!“*

Von den Diskriminierungen in der Nachkriegszeit

Widerstandskämpfer gewesen zu sein, sich als solcher zu bekennen, wurde, wie bereits erwähnt, in den Nachkriegsjahren in der breiten Gesellschaft nicht sehr geschätzt, vielmehr negiert, oft diskriminiert. Widerstandskämpfer *und* Kommunist, vor allem *aktiver* Kommunist zu sein, brachte die Männer und ihre Familien sehr leicht in eine von der Öffentlichkeit abgewertete Position, ein Stigma, das Kommunisten und Kommunistinnen auch in der Gegenwart noch manchmal zu spüren bekommen. Von „Ächtung“ zu sprechen, wie das der ehemalige KPÖ-Vorsitzende Walter Baier in seiner Geschichte der KPÖ tut, mag vielleicht für Außenstehende übertrieben klingen, für die Betroffenen aber manchmal durchaus Gültigkeit gehabt

511 Christa Weiß T4,5

512 Christa Weiß T10

haben.⁵¹³ Die Anwesenheit der sowjetischen Besatzungsmacht bis 1955 trug sicher dazu bei, die KPÖ als „Russenpartei“ zu bezeichnen, „und da sie auch nicht in der Lage war, sich von der Sowjetunion öffentlich und energisch zu distanzieren, verstärkte dies noch die Wirkung zu diesem Eindruck.“⁵¹⁴

Die Erzählungen der Frauen bestätigen diesen Eindruck. So berichtet Grete Schütz, begleitet von abwertender Gestik und Mimik:

„Da haben wir zuerst nach dem Krieg eine Wohnung im 13. Bezirk bekommen, aber da waren wir nicht lang, denn dort wollten die Nachbarn . (h) die Leut mit uns Kommunisten net viel zu tun haben. Da haben wir uns bald um eine andere Wohnung umg schaut.“⁵¹⁵

Das Ehepaar Hahn war nach 1945 bei keiner Partei, aber sowohl Maria Hahn als auch ihr Mann kamen aus slowenischen, politisch linken Kreisen. Für die Bevölkerung Kärntens – und nicht nur Kärntens – wurden SlowenInnen und vor allem slowenische PartisanInnen – wie der Vater und der Ehemann Maria Hahns – mit (Tito-) Kommunisten gleichgesetzt. Sie wurden also doppelt diskriminiert. Die Distanz der BewohnerInnen zum Ehepaar – auch in ihrem derzeitigen, nichtslovenischen Dorf – beruht nach der Überzeugung auch heute nicht nur auf ethnischen, sondern auch auf politischen Vorurteilen.

Deutlich zu spüren bekamen viele Kommunisten und Kommunistinnen die Ausgrenzung aufgrund ihrer Parteizugehörigkeit nach Abschluss des Staatsvertrages 1955, als vor allem in Ostösterreich, also dem Wohngebiet meiner Gesprächspartnerinnen, kommunistische ArbeiterInnen zu Hunderten gekündigt wurden. Gerlinde Hofer war in einem so genannten USIA-Betrieb⁵¹⁶ als Sekretärin beschäftigt.

„Na ja, da sind ja dann die Betriebe überstellt worden, seit 55 und da war es so: Da haben gleich die Schwarzen [ÖVP-Mitglieder] dominiert, und der Direktor hat gsagt, ich kann bleiben, aber ich müsste zur ÖVP gehen. Aber da hab ich gsagt [sehr energisch]: ‚Das will ich in hundert Jahr net, oder in zehn, weil in zehn Jahr wird sich beweisen, dass ich Recht hab‘ –, aber leider war das nicht so. Also ich hab abgelehnt, und ich war abgebaut! . Und dann hat die Misere angefangen!“⁵¹⁷

513 Baier 2009, S. 10.

514 Ebd., S. 103.

515 Grete Schütz T5

516 Abkürzung für „Uprawlenje Sowjetskim Imuschestwom w Awstrij“ = Verwaltung des sowjetischen Vermögens in Österreich. In: aeio Österreich Lexikon. <http://www.aeio.at> vom 27.02.2010.

517 Gerlinde Hofer T22

Die Misere von Arbeitslosigkeit und schwieriger Suche nach einem Arbeitsplatz bestand nicht nur für Gerlinde Hofer, sondern auch für andere Kommunistinnen und Kommunisten. Wusste man von der Zugehörigkeit oder Sympathie zur KPÖ, dann war es schwierig, eine Anstellung zu bekommen. Gerlinde Hofer hat es erfahren:

„Ich hab mich *überall* beworben, und zuerst haben sie mich haben wollen und dann haben sie gsagt: ‚Nein, das ist nichts!‘ Das war, weil ich und mein Mann bei der Partei waren! Da habens anrufen beim Raxwerk [der letzten Dienststelle], und da war der J., und der hat mir *alles vermasselt*, der hat immer gsagt: ‚Des is a *Kommunistin* und ihr Mann erst! Mir hat das viel später jemand erzählt –, so war des damals!“⁵¹⁸

Auch Inge Dostal hat ihre Erfahrungen gemacht:

„Natürlich habn alle gwisst, dass mein Mann –, und i a Kommunisten sind. Da hat die Familie *vieler* Nachteile ghabt, des haben uns die Sozialisten spüren lassen! Der sozialistische Betriebsrat, des war der Herrgott vom Schoeller Bleckmann.[Stahlwerk in Tarnitz] Wennst da net das richtige Buch ghabt hast, bist net einikommen! Ja, ja, komischerweise hat er mein Mann gern ghabt, und wie ihm der das Haus installiert hat, hat er zu ihm gsagt: ‚Du bist a klasser Mensch, aber du bist halt ein KPler.“⁵¹⁹

Wenn die Frauen von solchen Begebenheiten erzählen, dann ohne jeden Vorwurf an ihre Männer, keine Resignation, vielmehr klingt Stolz durch, dass sie zu ihrer Gesinnung gestanden waren.

Nur Katharina Dvorschak macht hier eine Ausnahme: Ihr Mann kam als Kommunist ins KZ, aus ihren – recht ungeordneten – Erzählungen geht klar hervor, dass sie Mitglied der Kommunistischen Partei gewesen sein muss: „Die haben keinen Platz für mich ghabt! Die *eigenen Genossen*! Ich war ja in der Jugoslawischen Gesellschaft, in der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft, in der Ungarischen Gesellschaft –, ich war ja überall sehr aktiv!“ Auf ihre Mitgliedschaft und die ihres Mannes bei der KPÖ angesprochen, weicht Katharina Dvorschak aber aus: „Schauen Sie: Bei uns war das so: Man *war* bei der Partei und *war auch nicht* bei der Partei. (sic) Die Anschauungen, *die Idee*, die Ausstrahlung hat das alles gebracht.“⁵²⁰ Sie will, sie kann offensichtlich vor mir, der doch unbekannten Interviewerin, nicht zugeben, Kommunistin zu sein oder gewesen zu sein. Sie scheint zu fürchten, von mir in ähn-

518 Gerlinde Hofer T23

519 Inge Dostal T4

520 Katharina Dvorschak T11

lich abwertender Weise eingeschätzt zu werden, wie das in der Öffentlichkeit doch häufig KommunistInnen gegenüber der Fall ist.

Aber Katharina Dvorschak ist die Ausnahme unter meinen Interviewpartnerinnen, die alle nicht nur offen, sondern auch stolz von „ihrer“ Partei, der KPÖ oder SPÖ, reden.

Die Frauen erzählen aber auch von ihren Töchtern und Söhnen, davon, welche Rolle die Parteizugehörigkeit der Eltern in deren Kindheit und Jugend gespielt hat. Von klein auf wurden sie zu den verschiedenen Veranstaltungen mitgenommen, und fast selbstverständlich war es, dass die Kinder Mitglied in den Jugendorganisationen der Parteien wurden: in der „Jungen Garde“, der „Freien Österreichischen Jugend“ bei der KPÖ, den „Roten Falken“ und der „Sozialistischen Jugend“ bei der SPÖ.

„Ich find, die warn ganz gut, diese Jugendorganisationen“, ist Martha Feiler auch heute noch überzeugt, „da haben sie eine Beschäftigung ghabt. Sie [die Tochter] war natürlich auch in der Garde. Dann war sie schon –, [lacht] wie das halt so war, und da haben sie debattiert, wer die Fahne tragen darf am 1. Mai (lacht).“⁵²¹

Tiefe Freundschaften haben sich gebildet, von denen manche bis heute bestehen. „Wir treffen uns noch immer gelegentlich, „wir FÖJler“, lachen wir dann, obwohl wir schon sehr weit weg davon sind“, erzählte mir außerhalb des Interviews eine ehemalige FÖJlerin.

Die „Kommunistenkinder“ haben es schon manchmal gehört und sicher auch gespürt, dass die Zugehörigkeit ihrer Eltern zur Kommunistischen Partei nicht sehr positiv bewertet wurde. „In der Schul net“, erinnert sich Inge Dostal, „aber wie der Franzl glernt hat, Betriebsschlosser, hat der Lehrherr zu ihm gsagt: ‚Politisch, na ja, da red ma halt net drüber, aber arbeitsmäßig alle Achtung!‘“⁵²²

Schwieriger war es für die Tochter von Brigitte Fuchs: Sie bekam in der Schule von LehrerInnen und SchülerInnen zu hören: „Gell, dein Vater ist Kommunist?“ oder „Na, dein Vater hat schon wieder so was gschrieben!“ Sie habe es wie ein Stigma empfunden, dass ihre Eltern und deren Bekanntenkreis KommunistInnen waren, meint ihre Mutter. „Sie hat das als Kind nicht verstanden –. Das war früher nicht so, die Tochter von einem Arzt, einem Apotheker –, alles nicht unsere Kreise!

521 Martha Feiler T5

522 Inge Dostal T7

. Sie hat sich politisch nicht behauptet, sie war ja – ., sie hat nicht die Kraft ghabt, dagegen zu reden.“⁵²³

Man kann annehmen, dass für manche heranwachsenden Söhne und Töchter aus Widerstandskämpfer- und Kommunistenfamilien ein Zwiespalt bestanden hat: Auf der einen Seite eine tiefe Verbundenheit mit der Familie, vor allem die Verbundenheit der Töchter mit den Vätern, das Wissen und vielleicht auch der Stolz, dass der Vater auf der richtigen Seite gestanden ist – und auf der anderen Seite der Wunsch nach Anpassung an die Mehrheit und damit aber auch die Ablehnung der politischen Haltung der Familie. Diese Verunsicherung verschwand mit zunehmendem Alter, und so klingen die Erzählungen der Frauen über ihre Kinder durchwegs immer mit einem deutlichen „Aber“ aus: „Aber wie sie älter war ...“ Aber – kein Sohn, keine Tochter hat die aktive Parteiarbeit der Eltern fortgesetzt. „Also eins sag ich euch, so blöd wie ihr werd ich nicht, dass ich jeden Sonntag mit der Zeitung renn und Zettel austrag und sonst keine Freizeitbeschäftigung hab!“⁵²⁴ erklärte die Tochter Martha Feilers ihren Eltern. „Sie interessiert sich nicht für Politik“, weiß Gerlinde Hofer von ihrer Tochter, „obwohl mein Mann viel mit ihr „politisiert“ hat. Sie geht halt wählen. Und den Enkelkindern ist das wurscht, für die ist es wichtig, dass sie einen Job haben.“ Dafür hat sie aber Verständnis: „Ich hab *nie, nie* jemand geworben, dass er in die Partei eintreten hätt sollen, das ist *so eine Verantwortung*, das hätt ich nie wollen!“⁵²⁵ Und Inge Dostal meint resigniert: „Die KP ist nicht mehr stark –, die Jungen interessieren sich nicht mehr für Politik, ist ja kein Wunder: ‚Versprochen und gebrochen!‘ (sic) . Die Jungen haben’s schwer!“⁵²⁶

*„Wir haben nie etwas allein unternommen,
immer in Gemeinschaft!“*

Von der Gemeinschaft in der Parteiorganisation

Partei und Familie – diese enge, fast untrennbare Verflechtung wurde im Leben meiner Gesprächspartnerinnen nicht nur negativ, sondern auch sehr positiv erlebt. Dies hängt nicht nur mit ihrer politischen Weltanschauung zusammen, sondern auch damit, dass die Partei durch die gelebte Gemeinschaft ihrer Mitglieder in mehrerer

523 Brigitte Fuchs T45

524 Martha Feiler T5

525 Gerlinde Hofer T34

526 Inge Dostal T10

Hinsicht zur „Heimat“ wurde. Das besondere Zusammengehörigkeitsgefühl in einer Partei ist nichts Außergewöhnliches und hat eine lange Tradition in allen Parteien, besonders in den politisch linken. Für die Familien von WiderstandskämpferInnen und KommunistInnen gewinnt es aber eine besondere Bedeutung. Mit der oben beschriebenen Nichtbeachtung, mit der Diffamierung der WiderstandskämpferInnen in der Öffentlichkeit in den Nachkriegsjahren wird der Freundeskreis in der Partei oder in den politischen Verfolgtenverbänden der Ort, wo noch ein freier Umgang mit den Erinnerungen möglich ist. Dass dieser Rückhalt in einer Gruppe grundsätzlich für die KZ-Opfer „bei der Bewältigung traumatischer Erinnerungen und beim Aufbau eines Selbstbewusstseins von entscheidender Bedeutung“ ist, hat der Psychoanalytiker Michael Pollak nachgewiesen.⁵²⁷ Die Loyalität der Ehefrauen zu ihren Männern verband die „Widerstandsfamilien“, besonders die Ehefrauen innerhalb der Partei. „Wir haben da schon miteinander gredet, so wie: ‚Ja, das ist bei meinem auch so, da kannst nichts machen‘, aber net sehr oft –. Man hat sich eh nur anschauen müssen, wenn die Männer halt so gredet haben“⁵²⁸, erinnert sich Grete Schütz. Dieses fast verschwörerische Verständnis wurde nicht immer von den anderen Parteigenossinnen, die nicht mit Widerstandskämpfern verheiratet waren, geteilt. „Des haben die andern net verstanden, da hab ich nix gsagt“, wenn Elisabeth Jäger mit ihrem Mann bei Zusammenkünften der Sozialistischen Partei war. Aber bis heute trifft sie sich mit den Ehefrauen, heute alle schon Witwen, der spanischen Widerstandskämpfer von Mauthausen. „Und da reden wir noch immer, wie’s so warn, die Männer!“⁵²⁹

Über diese enge Verbindung hinaus boten aber die verschiedenen Veranstaltungen der Parteien auch die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung – „selbstverständlich immer mit den anderen, mit den Parteifreunden!“ Bei den Interviews wurden mir oft Fotos aus dem Familienalbum vorgelegt: Fotos von Ausflügen und Wanderungen, immer sind mehrere Kinder dabei – „die Kinder haben immer wen ghabt“ –, immer eine größere Gruppe. „Und dann hat mein Mann einen Volleyballverein gegründet, da sind wir immer mitgefahren oder auch sonst, wenn Sportveranstaltungen waren, das haben wir gleich mit einem Ausflug verbunden.“⁵³⁰

Der Gesangsverein, bei dem Maria Hahn lange mitgesungen hat, der Chor im Betrieb – daran erinnern sich heute manche Frauen noch gerne, Brigitte Fuchs kann noch heute viele Lieder in Wort und Melodie. „Wenn die Kleine am Abend

527 Pollak 1988. S. 166.

528 Grete Schütz T7

529 Elisabeth Jäger T13

530 Brigitte Fuchs T41

geschlafen hat, bin ich zur Probe gefahren. Da war auch ein Orchester dabei, wir haben sogar einmal einen Preis gemacht.“⁵³¹

Auch die Urlaube wurden fast immer gemeinsam mit Parteifreunden gestaltet, oft in Gewerkschafts- oder Parteiheimen in den Bundesländern.

„Wir haben ja nicht viel Geld gehabt, und für die Kinder war das ideal. Wenn wir in Kärnten waren, immer mehrere, da sind die Männer gegangen und mit einem Rucksack voll Schwammerln kommen und wir haben stundenlang putzt“⁵³²,

erinnert sich Martha Feiler.

„Mit der Partei sind wir aber auch ins Ausland kommen, meist in Bruderländer [lacht]“⁵³³, erzählt Christa Weiß, ans Meer in der DDR, nach Jugoslawien oder Rumänien. Jetzt noch, im hohen Alter, machen einige Frauen mit ihren alten Parteifreundinnen gemeinsame Wochenendreisen, wie Inge Dostal: „Mit dem Pensionistenverein, unabhängig –, net [lacht], aber wir sind schon sehr auf KP orientiert, net [lacht], aber wir sagen halt net, weil sonst sind wir gleich unten durch.“⁵³⁴

Ein Höhepunkt im Leben von Gerlinde Hofer war die Teilnahme an der „Weltmutterkonferenz“ in der Schweiz, von der sie lange und schwärmerisch erzählt:

„Es war wirklich ein Erlebnis! Es war wunderbar! Von der ganzen Welt waren dort Frauen! Ich hab mich gewundert, welch hohes Niveau die Frauen von Afrika hatten. Ich hab eine Inderin kennen gelernt, mit der hab ich lang auf Englisch korrespondiert –. Da hat man doch gemerkt, die Strömung auf der ganzen Welt auf Frieden –. . Und das waren alles so schöne Leute!“⁵³⁵

*„Und dann ist er aus der Partei
ausgeschlossen worden“*

Vom Zusammenbruch einer Weltanschauung

Die politischen Ereignisse des Jahres 1968 bedeuteten einen tiefen Einschnitt in das Leben der meisten Widerstandskämpfer, die der Kommunistischen Partei angehörten, und damit auch einen Einschnitt in das Leben ihrer Ehefrauen.

531 Brigitte Fuchs T46

532 Martha Feiler T3

533 Christa Weiß T10

534 Inge Dostal T9

535 Gerlinde Hofer T23

Um ihre Erzählungen in diesem Zusammenhang auch richtig verstehen und analysieren zu können, ist es vorweg notwendig, einen kurzen Überblick über die Ereignisse innerhalb der Kommunistischen Partei Österreichs, die zu den Ausschlüssen und Austritten vieler Parteimitglieder geführt haben, zu geben.⁵³⁶

Die Kommunistische Partei in Österreich war unter dem sowjetischen Einfluss nach 1945 auf die stalinistische Linie eingeschwenkt. Alle Versuche seit den 50er-Jahren, die Partei reformkommunistisch neu zu orientieren, wurden von der Parteileitung verhindert. Der XX. Parteitag der Sowjetischen Kommunistischen Partei (KPdSU) im Februar 1956, auf dem Nikita S. Chruschtschow in einem Geheimbericht verkündete, dass unter Stalins Herrschaft unzählige Verbrechen begangen worden waren, erschütterte die KPÖ, verstärkt durch die politischen Krisen in Polen und Ungarn im gleichen Jahr. Es kam zu schwerwiegenden Streitigkeiten innerhalb der Partei über eine grundlegende Umorientierung der Parteilinie, die jedoch von den Dogmatikern in der Parteileitung abgewehrt wurde. 1968 kam es im Zuge der Ereignisse in der CSSR zum entscheidenden Bruch innerhalb der Partei:

„Viele österreichische KommunistInnen hatten mit dem tschechoslowakischen Reformprojekt große Hoffnungen verbunden. Sie stimmten vor allem dem Gedanken zu, dass Sozialismus und Demokratie in eine Einheit zu bringen wären, was in den traditionellen politischen und ideologischen Formen nicht gelingen konnte.“⁵³⁷

Die Invasion der Warschauer-Pakt-Staaten in der CSSR 1968 und die Ereignisse in Polen 1968/69 bedeuteten für die Reformer in der KPÖ einen schweren Rückschlag. Beim XX. Parteitag der KPÖ Anfang 1969 kam es zum offenen Konflikt zwischen den Reformern und den Konservativen, wobei sich die Konservativen – den Rücken von KPdSU und SED gestärkt – durchsetzten. Mit großer Härte und mit disziplinarischen Mitteln wurde gegen die „Abweichler“ vorgegangen. Es kam zum Ausschluss bzw. Austritt vieler Parteimitglieder.

„Die KPÖ verlor ein Drittel ihrer Mitgliedschaft [...] Soweit die aus der Partei gedrängten Menschen politisch aktiv blieben, taten sie dies im KZ-Verband. Es sollte bis ins Jahr 1998 dauern, dass der KPÖ-Bundesvorstand in einer offiziellen Erklärung [...] sein Bedauern gegenüber den zu Unrecht aus der KPÖ ausgegrenzten Personen aussprach.“⁵³⁸

536 Vgl. Baier 2009, S. 114–149.

537 Ebd., S. 149.

538 Ebd., S. 171.

Diese Ereignisse werden im Interview von den Frauen mit großer Selbstverständlichkeit als allgemein bekannt vorausgesetzt, keine von ihnen geht auf die näheren Umstände ein. Von den sieben kommunistischen Ehemännern wurden sechs aus der Partei ausgeschlossen – die Frauen sind freiwillig aus der Partei ausgetreten. Der Austritt wird in den Erzählungen fast nur am Rande erwähnt, als eine selbstverständliche, konsequente Folge ihrer Gesinnung und Haltung zur Partei – und natürlich auch aus Loyalität zu ihren Männern. Denn „wir waren immer auf der Linie der Fortschrittlichen, und wir haben gewartet, dass was kommt“⁵³⁹. Sie alle zählten sich zu den ReformeInnen in der Partei, wie es Gerlinde Hofer zusammenfasst:

„Wir haben alle das Gefühl ghabt, dass eine Revision in der Partei notwendig ist, zu wenig demokratisch und so, also das Gefühl haben wir schon ghabt, aber was der Stalin gmacht hat, das hat ja kein Mensch gwisst!“⁵⁴⁰

Manche haben schon „etwas gewusst“, wie es beispielsweise aus der Erzählung von Martha Feiler hervorgeht: Sie war mit ihrem Mann 1958 bei einer Feier im KZ Buchenwald und er traf dort ehemalige sowjetische Mitgefangene ihres Mannes, die bisher nie zu einem Treffen gekommen waren.

„Ich hab gesehen, wie sie sich mit Tränen um den Hals gefallen sind. ‚Ja, wo wart ihr denn die ganze Zeit?‘ ‚Ja, wo waren wir? Im Lager!‘ Und das war ein *furchtbarer Moment*. Ich hör noch jetzt, wie der eine gsagt hat: ‚Weißt du, in Buchenwald, das waren die Faschisten, aber dort waren es *unsere Leute!*‘ Und da habe ich gesehen, wie das meinen Mann wirklich sehr bedrückte!“⁵⁴¹

Christa Weiß, die selbst ein Jahr lang in Moskau war, versucht es zu erklären:

„Wir waren so *gläubig*, einsichtsvoll *oder blöde*, ich weiß es nicht, wie man das nennen soll. Auf jeden Fall war das so: Wenn die Partei glaubt, dass du dort hingehst, dann hast du das gemacht. Wir waren so vertrauensvoll, dass alles richtig ist. Und wenn wir was gesehen haben, dann haben wir etwas gefunden, *warum* das so ist, also *fast entschuldigend*.“⁵⁴²

Wenn die Frauen von diesen und ähnlichen Gegebenheiten in der Partei sprechen, verwenden sie durchgehend immer den Plural: „wir“ Nicht „er“ und nicht „ich“, sondern das „Wir“ der Loyalität, ja fast die Symbiose mit dem Ehemann, in einer Situation, in der „ihm“ – durch den Ausschluss aus „seiner“ Partei – großes Unrecht

539 Christa Weiß T8

540 Gerlinde Hofer T30

541 Martha Feiler T8

542 Christa Weiß T11

geschehen war „Er hat doch sein Leben im Widerstand –, *für die Partei* geopfert!“, empört sich Brigitte Fuchs heute noch.⁵⁴³

Es ist für die Frauen wichtig, ausführlich von den beruflichen und vor allem psychischen Folgen der Ausschlüsse auf ihre Ehemänner zu berichten. Zunächst von den Existenzsorgen, die die ganze Familie betrafen: Da fünf Männer ja hauptberuflich bei der Partei angestellt waren, mussten sie sich jetzt um neue Arbeitsplätze umsehen. Als ehemalige Kommunisten und ohne spezielle Berufsausbildung oder -erfahrung war dies sehr schwierig. Der Mann von Grete Schütz

„hat einen Posten gesucht, sehr lange haben wir von *meinem* Verdienst gelebt. Da können Sie sich vorstellen, was *das* für ihn bedeutet hat! . Er hat in seiner Jugend Konditor gelernt, und da ist er in Wien zu einer solchen Firma gekommen, und da ist er Vertreter geworden. Das hat er gemacht, bis er gestorben ist. Aber er hat von da an *immer Angst gehabt*: Angst, seinen Posten zu verlieren, Angst, von den anderen nicht geschätzt zu werden. Diese Angst hab ich ihm nicht nehmen können, obwohl ich ihm immer zugredt hab.“⁵⁴⁴

Drei Monate lang war der Mann von Gerlinde Hofer daheim,

„und dann ist er Vertreter bei einer Baustofffirma geworden, und er hat sich sehr um Glas angenommen. Er hat gut mit den Leuten umgehen können, er hat einen guten Kundenstock gehabt. Und wie die Firma zugsperrt hat, war er wieder auf Arbeitssuche, und dann war er in Wien bei einer großen Firma Vertreter, bis zu seiner Pension.“⁵⁴⁵

Andere haben Glück gehabt, wie der Mann von Christa Weiß, der bei der Arbeiterkammer anfangen konnte, oder der Mann von Brigitte Fuchs, der in einem Archiv eine Stelle erhielt.

Über Emotionen, über Gefühle zu reden, das geschah in allen Interviews recht selten – hier machen die Frauen eine Ausnahme, wenn sie zu erzählen versuchen, wie sehr die Parteiausschlüsse ihre Männer getroffen haben.

„Da haben sich Sachen abspielt! . Ich hab ja *lang* nicht alles von derer Gschicht gwusst, weil er [der Ehemann] hat ja nie viel erzählt, aber bis er das alles durchgstanden hat – .. Wenn er nicht so ein Harter wär –, aber er hat Rückgrat!“⁵⁴⁶

543 Brigitte Fuchs T50

544 Grete Schütz, T 6

545 Gerlinde Hofer T31

546 Brigitte Fuchs T50

Die Sprache reicht aber offensichtlich auch hier nicht aus, um Empathie, Mitleid auszudrücken: „Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll – (h), ich weiß nicht, ob Sie das verstehen? . Mein Mann hat sich *sehr gekränkt*, damals!“⁵⁴⁷ Mehr will Grete Schütz nicht darüber sagen, aber es folgt sofort die Schilderung der Krebskrankheit ihres Mannes, ihr Mitleid mit seinen Schmerzen und sein früher Tod.

Auch Christa Weiß kann nur sagen:

„Ja, . es war wirklich *schrecklich* –, wirklich schlimm für uns, . für ihn. Er hat dann gleich mit seinen Recherchen zu seiner Arbeit angefangen –. Dann hat er seinen ersten Herzinfarkt ghabt, später hat er Parkinson dazukriegt, aber er hat gearbeitet, dann wieder ein Herzinfarkt und dann noch ein Schlaganfall, da ist er eineinhalb Jahre im Rollstuhl gessen und dann ist er gestorben.“⁵⁴⁸

Der Zusammenbruch einer Weltanschauung, der Parteiausschluss, die Existenzangst, die seelischen Kränkungen und die Krankheiten – dies zu erzählen ist den Frauen wichtig. Gerlinde Hofer scheint darauf gewartet zu haben, es klingt, als hätte sie die Sätze vorbereitet, fast auswendig gelernt:

„Mein Mann konnte es nicht mehr verkraften, er hat zuerst in Hitlerdeutschland für ein freies Österreich gekämpft, war dafür im KZ, hat sein ganzes Leben an der Seite der fortschrittlichen Arbeiterklasse für ein besseres Leben der Arbeiter gekämpft, im Glauben an eine gute Sache. Dann musste er erfahren, dass auch dort Unterdrückung und Ungerechtigkeit herrscht. Das war für ihn zuviel, er war psychisch, aber auch körperlich am Ende. Immer war er ein gesunder und fleißiger Mensch, doch jetzt war er am Ende seiner Kraft, seine schwere Krankheit konnte er nicht mehr besiegen.“⁵⁴⁹

Der Fokus in den Erzählungen über die psychischen Auswirkungen nach dem Ausschluss liegt auf dem „er“, nicht mehr beim „wir“. Die Sorge, wie „er“ den Ausschluss verkraften kann, das Mitleid mit „ihm“ – das steht nicht nur im Mittelpunkt der Berichte, sondern das war sicherlich auch die große Sorge der Frauen in dieser Zeit. Auf die Frage, wie sie persönlich mit dieser Situation, mit „ihrem“ Parteiausschluss fertig geworden seien, gab es durchwegs abwiegelnde Antworten, begleitet von beschwichtigenden Gesten, wie: „Es war schon schlimm, aber nicht so wie für ihn.“ „Ich hab mich vor allem geärgert.“ „Ich war ja nicht so drinnen wie er.“ Es ist schwierig zu beurteilen, ob diese und ähnliche Aussagen wirklich bedeuten, dass für die Frauen der Austritt aus der Partei weniger Bedeutung hatte oder ob nicht wieder ein

547 Grete Schütz T7

548 Christa Weiß T8,9

549 Gerlinde Hofer T33

typisches Verhalten ihrer Rolle als Ehefrau deutlich wird: die Frau, deren Interessen und Emotionen im Hintergrund bleiben, die Frau, die zu ihrem Mann steht, die ihn versteht und die Mitleid mit ihm hat: mit dem Ehemann – dem Widerstandskämpfer – dem Verfolgten – dem Idealisten – und dem Enttäuschten.

III. Die Reflexionen

Nachdenken über die gemeinsamen Ehejahre

Das Erzählen der Frauen über ihre Ehejahre glich – im Gegensatz zu den Erzählungen aus der Jugendzeit – eher einem Mosaik, das sich aus meinen Fragen und mehr oder weniger ausführlichen Antworten zusammensetzte. Die Pausen – oft sehr lange –, die Überlegungen, ehe die Fragen beantwortet wurden, das Innehalten, das waren für die Frauen offensichtlich auch Möglichkeiten, erst jetzt, in der Interviewsituation, über sich und ihre Beziehung zu den Ehemännern nachzudenken. „Das denk ich mir erst jetzt.“ „Jetzt, wo ich darüber nachdenk“, sind Bemerkungen, die des Öfteren im Interview gefallen sind. Längere Pausen entstehen häufig dann, wenn ein Weitererzählen, ein Weiternachdenken bedrückende, belastende Bilder hervorrufen könnte, sie werden oft mit einem „so war das eben“ beendet, und ein anderes Thema wird aufgegriffen. In diesen Situationen passierte es auch öfters, dass ich gebeten wurde, das Tonband abzuschalten – um über bestimmte Erfahrungen doch erzählen zu können. Ein gewisses Mitteilungsbedürfnis wird von der resignativen Haltung überlagert, dass es nichts bringe, sich in Überlegungen zu verfangen, nachzusinnen, denn das Leben spreche eine andere Sprache: Man musste tun, was es zu tun gab.

Es sind viele Mosaiksteinchen, herausgelöst aus den Erzählungen und im Folgenden wieder zusammengesetzt, die Bilder über die Gedanken der Frauen ergeben können.

„Gefühle, Gefühle!

Davon hat man bei uns nicht geredet!“

Von Zuneigung und Kälte

in der ehelichen Partnerschaft

Diese sehr energische Bemerkung Brigitte Fuchs' könnte jede der Frauen gemacht haben. Wie schon bei ihren Erzählungen über erste Begegnungen mit ihren späteren Ehemännern angemerkt, war – und ist – es nicht opportun, seine Gefühle auszubreiten, von „Liebe“ zu sprechen, schon gar nicht einer Fremden gegenüber.

„Freundschaft, die auf gleichen Interessen und Idealen aufgebaut war, und nicht funkensprühende Liebe“,⁵⁵⁰ so charakterisiert Gerlinde Hofer ihre Beziehung zu ihrem Mann – der bittere Tonfall ist dabei nicht zu überhören.

Bemerkenswert ist, dass die Frauen, wenn sie über die emotionale Beziehung zu ihren Männern reflektieren, fast ausschließlich über die Gefühle der Männer ihnen gegenüber, aber nicht über ihre eigenen Gefühle dem Ehemann gegenüber nachdenken – zumindest nicht laut nachdenken.

Nur Brigitte Fuchs, deren Mann noch lebt – und dies mag vielleicht auch ein Grund sein –, erlaubt sich ihre Zuneigung auszusprechen, wenn sie sagt: „Das weiß ich: ein *grader Mensch*, der Charakter hat –, und das hab ich geliebt an ihm, (sic) und das ist ja heute noch das Schöne!“ Heute schreibt und arbeitet ihr Mann zwar noch unermüdlich, aber er ist körperlich schon schwach. „Da siehst du ihn da sitzen und schreiben und arbeiten –, das muss erst einmal einer machen, das muss erst einmal einer machen! [sic, zitternde Stimme, kämpft mit den Tränen]“.⁵⁵¹ Sie wechselt rasch das Thema.

Dieser kurze emotionale Ausbruch bildet eine Ausnahme bei meinen Gesprächspartnerinnen, sie bringen Aspekte ihres persönlichen Innenlebens eher in stereotypen Formulierungen zum Ausdruck. So gehört es zu den Selbstverständlichkeiten im Leben der Frauen, ihren Mann „gern zu haben“, eine unverfängliche und deshalb gern benützte Formulierung: „Wir haben uns schon gern ghabt.“ „Wir haben uns gut verstanden.“ Das kollektive „Wir“ hilft, das persönliche Gefühl öffentlich nicht kundtun zu müssen, etwa mit dem Satz: „Ich habe meinen Mann gern gehabt.“

Im Kontext mit anderen unverfänglich scheinenden Erzählungen können Gefühle doch recht deutlich werden. So erzählt beispielsweise Inge Dostal, dass ihr Mann im Krieg zur Marine strafversetzt wurde, und fügt hinzu: „Wenn ich jetzt [nach dem schon länger zurückliegenden Tod ihres Mannes] sein Lieblingslied ‚La Paloma‘ höre, da krieg ich meine Depressionen –, und auch so manchmal -.[kämpft mit den Tränen]“⁵⁵²

Christa Weiß, im ganzen Interview sehr bemüht, sachlich zu erzählen, formuliert ihre emotionale Beziehung zu ihrem Ehemann ebenso sachlich, sie klingt fast phrasenhaft: „Unsere Ehe hat die Politik bestimmt, für ein Miteinander und Gefühle blieb uns wenig Zeit, und das wussten wir beide, wir haben es nicht anders gewollt.“⁵⁵³

550 Gerlinde Hofer T22

551 Brigitte Fuchs T55

552 Inge Dostal T9

553 Christa Weiß T11

Die Formulierungen, die Blockaden und die Leerstellen in den Erzählungen, wenn es um Gefühle geht, zeigen, dass die Frauen im Laufe ihrer Sozialisation gelernt haben, welche Bereiche des Lebens in welchen Situationen und wie erzählbar sind und welche besser verschwiegen werden. Gabriele Rosenthal spricht von „kollektiven unbewussten Verhaltensregeln“, von „sprachlos gemachten[n] und nicht in Sprache zugelassene[n] Verhaltensregeln“.⁵⁵⁴

Diese „Verhaltensregeln“ funktionieren, wenn die Frauen über ihre eigenen Gefühle reden, aber nicht mehr so ganz, wenn sie von der emotionalen Zuwendung der Männer ihnen gegenüber sprechen. Wohl gibt es auch hier Schweigegebote für die Öffentlichkeit, auch bei abgeschaltetem Tonband fiel kein Wort über die Leidenschaft und Sexualität der Männer. Aber die „Verhaltensregeln“ wurden durchbrochen, indem doch – wieder im Kontext zu anderen Erzählungen – vom positiven und negativen Gefühlshaushalt der Männer gesprochen wurde.

Von der positiven Zuneigung der Männer berichten nur wenige kleine Episoden, aber diese sind in der erzählenswerten Erinnerung geblieben: die „netten Gesten, die mir sagten, dass er mich doch gern hat“,⁵⁵⁵ die kleinen Geschenke, das Gelobtwerden vor anderen Leuten über fleißige Arbeit oder die herzlichen Widmungen auf Geburtstagskarten, die aufgehoben und mir gezeigt wurden.

Die „Verhaltensregeln“ funktionieren auch insofern, als man über den Ehemann, mit dem man doch viele Jahre zusammenlebte oder noch -lebt, in der Öffentlichkeit nichts Negatives sagen soll. Aber in der gewissen Vertrautheit mit der Interviewerin können sie durchbrochen werden, und manche Frau erzählt – in Geschichten verflochten – von der Gefühlsarmut und der Härte des Mannes. Von den autarken Entscheidungen der Männer, von dem Alleingelassenwerden der Frauen auch in lebensentscheidenden Situationen wie der Geburt des Kindes und anderen mehr ist in den vorigen Abschnitten schon ausführlich berichtet worden. Gerlinde Hofer stellt – nachdem sie erwähnt hat, dass ihr Mann während seines Aufenthalts in Moskau ihr zwar viele Briefe geschrieben habe, in denen viel über Politik, aber kein zärtliches Wort gestanden sei – nüchtern fest: „Ich glaube, die Männer wussten nicht, wie sehr sie eine Frau kränken konnten. Aber von Psyche⁵⁵⁶ sprach man zu dieser Zeit wenig, das war nur ein Möbelstück im Schlafzimmer.“⁵⁵⁷

Die Resignation ist bei anderen Frauen in Redewendungen wie „So war das halt!“ deutlich zu spüren. Von großem Einfühlungsvermögen und vom tieferen Verständnis der Männer ihren Frauen gegenüber ist nicht die Rede – eher das Ge-

554 Rosenthal 1995, S. 100.

555 Gerlinde Hofer T24

556 „Psyche“ = Bezeichnung für Toilettisch, der meist im Schlafzimmer der Ehepaare stand.

557 Gerlinde Hofer T27

genteil. Nur Katharina Dvorschak versucht mir klarzumachen, dass in ihrer Ehe bis heute ein glückliches Gleichgewicht geherrscht habe: „Es sind beide ausgewogen. Wenn wir was erleben, wir schauen uns nur an. Na, na –! Wir sind zufrieden miteinander!“⁵⁵⁸

Ich habe keiner Frau die Frage gestellt, ob sie die mangelnde Gefühlswärme in Zusammenhang mit Verfolgung und Lager bringe, und keine Frau stellte im Interview von sich aus diese Beziehung her. Ohne sich auf das gefährliche Glatteis des laienhaften Psychologisierens zu begeben, sei doch darauf hingewiesen, dass Viktor E. Frankl die „Abstumpfung des Gemüts“ bei Überlebenden von Haft und KZ als Überlebensstrategie beschrieben hat, eine Abstumpfung, die nicht so leicht wieder rückgängig gemacht werden konnte.⁵⁵⁹ Die Ergebnisse der Trauma-Forschung haben durchwegs gezeigt, dass bei Menschen, die schwere psychische Traumata erlitten haben, in denen sie die normalen Gefühlsreaktionen in großem Ausmaß unterdrücken mussten, um zu überleben, der Gefühlsbereich geschädigt sein kann.

Dies spürt wohl Brigitte Fuchs und versucht es sich – und auch mir – zu erklären:

„Jetzt erst hab ich einmal seinen Gedichtband gelesen und hab mir denkt: Das gibt es doch nicht, da hat er ja Gedichte drinnen, die er in der Zelle geschrieben hat im 40er-Jahr, aber auch später, da hat er ein bisschen sein Inneres hergegeben! . Das gibt’s ja nicht! ... Da und da – . [klopft energisch auf den Tisch], aber das ist so, das macht er mit sich allein aus. . Und das ist ihm geblieben ..“ . [Sie beginnt zu weinen und möchte das Interview unterbrechen]⁵⁶⁰

*„Wenn man weiß, was er mitmacht hat,
entschuldigt man alles!“*

Von dem Verständnis und von der Nachsicht mit dem Ehemann

Zum traditionellen Rollenbild der Frau, zu den ihr zugeschriebenen Wesenseigenschaften gehören Einfühlungsvermögen, Geduld und vor allem Nachsicht, besonders Nachsicht in der Beziehung zum Ehemann. Die Fähigkeit, vieles entschuldigen zu können und Verständnis zu haben, zählen bis heute zu den selbstverständlichen Pflichten einer Ehefrau und wurden besonders in den Nachkriegsjahren von den

558 Katharina Dvorschak T13

559 Frankl, Viktor E.: „ ... trotzdem ja zum Leben sagen“. Wien 1946, S. 69.

560 Brigitte Fuchs T36

Frauen erwartet, gefordert. Als Beispiel dafür zitiert Siegfried Mattl aus einer Frauenzeitschrift dieser Zeit einen Appell an die Frauen,

„der auf einen seit Generationen bestellten, durch Kultur und Erziehung eingefriedeten, fruchtbaren Boden fiel. ‚Haben Sie Geduld. Ihr Mann hat sicher Schweres und Bitteres erlebt, [...] da kann ihm nur eines helfen: Ruhe, [...] je mehr Geduld und Verständnis Sie jetzt für ihn haben, umso schneller wird er sich daheim wieder zurecht finden‘.“⁵⁶¹

Von diesem traditionellen Rollenbild sind auch meine Gesprächspartnerinnen bis heute geprägt. „Ich habe eine gute Eigenschaft: Ich bin ein sehr nachsichtiger Mensch!“⁵⁶², sagt Herta Pauser mit Stolz von sich. „Ja freilich hab ich manches akzeptieren – (h) verstehen müssen“⁵⁶³, bekräftigt Maria Hahn.

Diese und ähnliche Verhaltensweisen bestimmen nach wie vor die Handlungen vieler Frauen. An meine Gesprächspartnerinnen wurden aber zusätzliche Anforderungen gestellt, sie fühlten sich besonders verpflichtet, Rücksicht auf ihre Männer zu nehmen, Nachsicht zu üben – hatten diese doch als Widerstandskämpfer, als Verfolgte eine schwere Last zu tragen. Auch wenn manche Männer nichts oder wenig von ihrer Vergangenheit erzählten, so wussten Frauen wie Brigitte Fuchs doch, was es bedeutete, in Gefängnissen oder Konzentrationslagern ums Überleben zu kämpfen.

„Du hast ihm *alles* entschuldigt! Denn wenn du weißt, was sich dort abspielt hat –, [klopft dabei energisch auf den Tisch] und das hab ich schon beiläufig gewusst, auch von denen, die mit ihm [ihrem Mann] eingesperrt waren, wie sie ihn nebenan schreien gehört haben – ... Das möchte ich nicht erleben –. Da entschuldigst du ihm *alles* und da hältst du zu deinem Mann!“⁵⁶⁴

„Alles“ entschuldigt Brigitte Fuchs ihrem Mann, auch wenn sie, wie es schon bisher immer wieder angeklungen ist, unter seinem Verhalten gelitten hat und häufig noch immer darunter leidet.

Elisabeth Jäger hat von ihrem Mann wenig Zuneigung und viele Kränkungen erfahren, von denen sie bei abgeschaltetem Tonband erzählt, aber:

„Es war ja *schrecklich* für ihn, er hat ja eh *so viel durchgemacht* –. Und ich hab *nie* was verlangt! [sie meint damit den Anteil am gemeinsam erbauten Haus] Und warum hab i nie was verlangt? [sehr betont] Weil er mir *so derbarmt* hat,

561 Mattl 1985, S. 118.

562 Herta Pauser T12

563 Maria Hahn T21

564 Brigitte Fuchs T35

weil er so *viel* mitgmacht hat! Aber des darf i niemandem sagen! Weil er so viel mitgmacht hat, da verdient er sich das Haus! *Sie* verstehen das schon? Weil er so viel mitgmacht hat, aber des kann i den anderen net sagn, weil die sagn: ‚Bist deppat? Er hat sich das verdient! (sic)‘⁵⁶⁵

Bedenkt man, dass für Elisabeth Jäger das ‚Angeschriebenwerden‘, also der eingetragene Mit-Besitz des Hauses sehr wichtig war (sie kommt im Gespräch immer wieder darauf zurück), weil dies eine gewisse finanzielle Sicherheit und auch Selbstbestätigung bedeutete, sie aber erst kurz vor dem Tod ihres Mannes Mitbesitzerin wurde, so ist ihr Verzicht, ihre Nachsicht umso mehr hervorzuheben. Mit der Erklärung für ihre Nachsicht findet sie auch für sich selbst die Begründung, warum sie die Härte und den Egoismus ihres Mannes geduldig ertragen hat und sich nicht gegen seine Herrschaft gewehrt hat.

Völlig überein stimmen die Frauen auch, wenn sie über die rastlose Arbeit ihrer Männer für die Partei nachdenken. Sie verstehen, dass die Männer, die wegen ihrer politischen Gesinnung verfolgt wurden, ihre Haltung auch nach ihrer Befreiung nicht aufgeben konnten und für ihre politischen Ideale weiter arbeiteten. „Das hat er braucht!“ ist nicht nur eine Entschuldigung, sondern drückt tiefes Verständnis aus. Manch eine Frau, wie Martha Feiler, sehen darin auch eine Therapie:

„Der Antrieb, dass man den Leuten, die es überlebt haben, helfen kann, dass man was *tun* kann, ist vielleicht ein positiver Punkt, dass man die Schwierigkeiten überwindet oder dass –. Na ja, dadurch dass er sich beschäftigt hat, hat er es übertaucht.“⁵⁶⁶

Diese Einstellung machte es ihr leichter, mit ihren Mühen im Alltag und psychischen Belastungen umzugehen.

Es war für einige Männer tatsächlich im wahrsten Sinne des Wortes eine rastlose Arbeit, die für Frau und Familie kaum Platz ließ. Wenn es nicht die Parteiarbeit war, dann brauchten die Männer Aktivitäten, um Erlebtes zu verdrängen. „Es war Hilfe für ihn“, formuliert, erklärt, entschuldigt Inge Dostal die vielen und oft langen Wanderungen in die Berge, die ihr Mann, „der große Schweiger“, ohne sie gemacht hat. „Die Natur, die Berge waren für ihn so *wichtig*, er hat einmal kurz erzählt, dass er

565 Elisabeth Jäger T9

566 Martha Feiler T4

vom Gfängnis aus immer auf den Schneeberg geschaut hat, fast jedes Wochenende war er unterwegs, später haben die Buben mitgehen dürfen.“⁵⁶⁷

Und immer wieder die Beteuerungen der Frauen: „Es hat mir nichts ausgemacht!“ Am deutlichsten Herta Pauser:

„Meine Mutter hat immer gesagt: ‚Mein Gott Weibi, du hast aber gar nix von dein Mann, der is nie daham, macht dir das nix?‘ Und da hab ich gesagt: ‚Erstens hat er sich das im Gfängnis vorgenommen, dass er politisch was machen wird, und dann zweitens, er hat das mit Leib und Seel gern gemacht.‘ Und da hab ich mir gedacht: Ja mei, hätt ich was davon, wenn er daham wär und er wär mieselsüchtig oder deprimiert oder sonst was? Ich habs eigentlich – . verstanden und dann –, der Abend war eh kurz, da hab ich dann glesen, dann haben wir einen Fernseher kriegt –, das ist schon gängen.“⁵⁶⁸

Diese Beteuerungen waren vor allem an meine Adresse gerichtet, wenn ich manchmal fragte, ob das nicht schmerzlich gewesen sei – die Frauen wollen von mir kein Mitleid bekommen. (Bei Erzählungen von zwei Frauen über Depressionen musste ich bei beiden das Tonband abschalten.) Die Beteuerungen werden aber auch sich selbst gegenüber gemacht, um jetzt, in der Gegenwart, die Gewissheit nicht zu verlieren, in der Vergangenheit richtig gehandelt und gedacht zu haben.

Verzicht und Nachsicht, das große Verständnis und das Mitleid wären ohne Liebe wohl nicht möglich gewesen – über Liebe muss in diesem Zusammenhang nicht gesprochen werden. Nur eine einzige Frau, Katharina Dvorschak, will kein Mitleid mit ihrem Mann, der vier Jahre im KZ Mauthausen gefangen war, haben und gehabt haben.

„Mitleid? Na, na, na! Des is a so eine Ausred, na, na! Dieses Mitleid mag ich net, das gibt's bei uns net, wir sind da zueinander sehr korrekt, und wir reden darüber und der Papa weiß –. Mitleid, na, ja, wenn er krank is, aber das ist was anders –, und meine Familie ...“⁵⁶⁹

– es folgt eine thematisch ganz andere Erzählung. Die energische Abwehr der Zumutung, sie könne Mitleid mit ihrem Mann haben, ist zum einen nicht ganz glaub-

567 Inge Dostal T6.

Viktor E. Frankl berichtet davon, dass im Lager manche Häftlinge ein sehr intensives Erleben der Natur erfuhren: „Und die Intensität solchen Erlebens kann die Umwelt und die ganze furchtbare Situation vollends vergessen lassen. [...] waren sie hingerissen vom jahrelang entbehrten Anblick der Naturschönheit. Und auch noch im Lager macht der eine oder andere den neben ihm schuftenden Kameraden gelegentlich einmal auf irgendein prächtiges Bild aufmerksam, das sich da seinen Blicken bieten mag.“ Frankl, Viktor E.: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Wien 1946, S. 41.

568 Herta Pauser T13

569 Katharina Dvorschak T15

haft, denkt man nur an ihre Erzählungen, dass sie bis heute mit ihrem Mann als therapeutische Maßnahme viel über seine Vergangenheit redet. Zum anderen versucht Katharina Dvorschak während des gesamten Interviews sich selbst als starke Frau darzustellen, und in dieses Bild passt die mitleidsvolle Frau nicht hinein, denn Mitleid könnte ja auch als Schwäche ausgelegt werden.

Noch eine Rolle ist aus den Reflexionen der Frauen über ihre Beziehung zu ihren Männern herauszulesen: die der Therapeutin. Durch ihr Verhalten, ihr Verständnis helfen sie den Männern, mit ihrer Vergangenheit fertigzuwerden, mit ihrem Leben zurechtzukommen. Ganz wichtig wird diese Funktion nach dem Ausschluss der Männer aus der KPÖ. Diese Haltung gibt ihnen selbst auch das Gefühl von Stärke, auch von Überlegenheit, die sie aber, wie schon zitiert, ihren Männern nicht spüren lassen. Für sie ist es dadurch auch leichter möglich, eigene Bedürfnisse und Befindlichkeiten hintanzustellen und auf Vorwürfe zu verzichten, wie Herta Pauser energisch erklärt: „Aber ich bitte Sie!!! Ich hätt ihm *niiiie* einen Vorwurf gemacht, weil, ich hab gewusst -.“⁵⁷⁰, oder Gerlinde Hofer: „Ich hab ihm *nie* einen Vorwurf gemacht, denn ich habe es von Anfang an gwusst.“⁵⁷¹ Diese Feststellungen würden sicherlich alle meine Interviewpartnerinnen unterschreiben.

*„Ich hab immer denkt,
ich muss für andere da sein!“*

Von der Selbstverständlichkeit des Daseins für andere

„Ich hab immer überlegt, ob net wer was braucht –, und das ist mir geblieben, auch später. Aber ich hab fast *nie* ..., aber das nur nebenbei.“⁵⁷²

Nur Brigitte Fuchs – und nur dieses einzige Mal und „nebenbei“ – erwähnt im Interview die Tatsache, dass ihr Leben zum Großteil ein Leben für Andere im Netz ihrer sozialen Beziehungen bedeutete. Für die anderen Frauen ist das so selbstverständlich, dass sie es nicht erwähnen und nicht in ihre Überlegungen mit einbeziehen müssen, obwohl aus ihren Erzählungen ganz eindeutig herauszulesen ist, dass auch sie ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse zumeist hintagestellt haben. Diese Einstellung unterscheidet sie nicht von anderen Frauen ihrer Gene-

570 Herta Pauser T16

571 Gerlinde Hofer T24

572 Brigitte Fuchs T52

ration und auch nicht von vielen Frauen der Gegenwart. Es gehört zweifellos zur traditionellen Ideologie unserer Gesellschaft, dass Frauen, vor allem Mütter, für Andere da zu sein haben, besonders wenn es um ihre sozialen Kompetenzen geht, wie Bettina Dausien feststellt:

„Ansprüche auf ‚eigenes Leben‘ stehen demzufolge zurück, bleiben oft unverwirklicht, ungelebt [...] Das Leben für andere ist nicht die ‚beglückende‘ und ‚erfüllende‘ Aufgabe schlechthin, gewissermaßen die ‚Selbstverwirklichung‘ der Frau, wie es die aufgeklärt-bürgerliche Weiblichkeitsideologie unverblümt diktiert hat und mit veränderten Formulierungen und Begründungen im Kern bis heute fortsetzt. Es bedeutet immer (auch) eine Beschränkung von Lebensmöglichkeiten und eine Verhinderung der Verwirklichung eigener Interessen und Lebensperspektiven.“⁵⁷³

Es muss hier offen bleiben, ob und inwieweit sich meine Gesprächspartnerinnen dieser „Weiblichkeitsideologie“ bewusst waren und sind – mit Sicherheit kann aber gesagt werden, dass keine von ihnen diese klare Feststellung der Wissenschaftlerin unterschreiben würde. Wohl kann man aus ihren Erzählungen herauslesen, dass sie ihr ständiges oder zeitweises „nur“ Hausfrauendasein und die damit verbundene geringe gesellschaftliche Anerkennung als nicht gerecht empfanden und dass sie wenig Zeit und Raum für sich und ihre Interessen gehabt haben. Sicher haben sie die Brüchigkeit ihrer Lebensrealisierung gespürt, aber sie können und wollen das – zumindest nicht im Interview, und davon muss ja ausgegangen werden – nicht zugeben, würde es doch bedeuten, die Sinnhaftigkeit ihres Lebens in Frage zu stellen. Die oft gebrauchte Redewendung „... das ist schon gängen ...“ und die vielen kleinen Rechtfertigungen für ihre alltäglichen Mühen und für ihre Beziehungsarbeit mit den Männern zeigen die Abwehr, sich auf die Überlegung einzulassen, ob ihr Leben ein „ungelebtes“ gewesen sein könnte. „Ungelebt“ in dem Sinne, wie es Bettina Dausien formuliert:

„Im Bereich der Alltagserfahrung begegnet uns ungelebtes Leben häufig bei Menschen, die sich ihr ‚ganzes Leben‘ für andere aufgeopfert, die verzichten und sich eingeschränkt haben oder [...] eigene Impulse und Entwicklungsmöglichkeiten nicht verwirklichen konnten.“⁵⁷⁴

Bei Herta Pausers Überlegungen am Ende des Interviews wird das angedeutet, dass es auch andere Möglichkeiten gegeben hätte. So meint sie vorsichtig:

573 Dausien 1996, S. 65.

574 Ebd., S. 61.

„Jetzt, wo ich älter bin – , da hab ich mir gedacht: Angenommen, du wärst jetzt um 30 Jahr jünger und alles noch einmal erleben –, und ehrlich gestanden, da waren so Sachen –, meine Schwiegermutter, meine Mutter waren krank, das war ein solches Mühsal, mit dem Kind dorthin! Da denk ich mir: Das noch einmal? Ich weiß nicht –, ja, es waren schöne Sachen dabei, da denk ich mir, wenn ich statt 78 Jahr 48 wär, ich weiß nicht –.“⁵⁷⁵

Dieses Resümee kann auch als Beleg für die Feststellung Reinhard Sieders gelten:

„Alles Reden und alle Reflexion über das eigene Leben handelt nicht nur vom *gelebten*, sondern auch vom *möglichen* Leben. Wenn ich vom bisher gelebten Leben rede, denke ich an das nicht Gelebte, an die ausgeschlagenen Optionen, an das Versäumte, und umgekehrt.“⁵⁷⁶

Sehr häufig wird – auch in der feministischen Literatur – das „Dasein für andere“ rasch mit negativen Aspekten verbunden, mit der Verhinderung einer eigenständigen biographischen Entwicklung. Aber, wie Bettina Dausien in ihrer Auseinandersetzung mit Elisabeth Beck-Gernsheim⁵⁷⁷ feststellt, taugen „die Begriffe ‚eigenes Leben‘ und ‚Leben für andere‘ m.E. wenig zur Durchdringung konkreter empirischer Realitäten – zumindest nicht in der Form der polaren oder gar alternativen Gegenüberstellung“⁵⁷⁸. Für meine Gesprächspartnerinnen überwogen – aus gegenwärtiger Sicht – die positiven Aspekte, die ihr Leben prägten: Im „Dasein für andere“ erlebten sie auch eine Sinnhaftigkeit ihres Lebens und eine Stärkung ihres Selbstbewusstseins: Sie waren für die Familie, für ihre Männer, für viele soziale Beziehungen unentbehrlich, sie wuchsen an der Verantwortung für die Kinder und für das Funktionieren ihrer Ehe. „Ich hab das alles geregelt.“ „Ich hab das schon gschupft, auch wenn es nicht so leicht war.“ „Ich hab gsagt, ich mach das schon.“ „Das war schon alles mir überlassen.“ Das sind Sätze, die zwar von der Last, die auf den Frauen ruhte, berichten, aber auch von dem Stolz, vieles allein geschafft zu haben. Diese Selbstbestätigung umfasst auch die Sicherheit, die offiziell anerkannten Werte, die Anforderungen der Gesellschaft erfüllt zu haben und darüber hinaus

575 Herta Pauser T14

576 Sieder 2004, S. 32.

577 Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt, 34, 1983. S. 307–340.

578 Dausien, Bettina: Leben für andere oder eigenes Leben? Überlegungen zur Bedeutung von Geschlechterdifferenz in der biographischen Forschung. In: Peter Altheit u.a. (Hg.): Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Bremen 1992, S. 37–65, hier S. 64.

auch bei allen Gesprächspartnerinnen das Selbstbewusstsein, im „Dasein für ihre Ehemänner“, die aufgrund ihrer Biographie von ihnen besondere Zuwendung verlangten, eine entscheidende Rolle gespielt zu haben.

„Ich war schon recht stolz auf ihn!“

Vom Bewusstsein, einen besonderen Mann zu haben

Es ist der Stolz auf ihre Männer, auf deren Leistungen in verschiedenen Bereichen, der es wahrscheinlich leichter gemacht hat, nachsichtig in vielen Belangen zu sein. Er beruht auf dem Bewusstsein, nicht mit einem „gewöhnlichen“ Mann, sondern mit einem „besonderen“, mit einem Widerstandskämpfer verheiratet zu sein – auch wenn er in der Gesellschaft, wie schon erwähnt, nicht die gebührende Anerkennung gefunden hat. Brigitte Fuchs betont immer die politische Charakterstärke ihres Mannes und die Leistungen in seiner politischen Arbeit. Aber auch die anderen Frauen wissen die Gesinnung ihrer Männer zu schätzen:

„Er hat halt einen *Charakter* ghabt! Seine Gesinnung hat er *nie* verraten, net so wie andere eine Fahne im Wind! Auch wenn’s ihn aus der Partei ausgeschlossen haben, den aufrechte Gang hat ihm niemand nehmen können! .. Er hat ja sein Leben geopfert!“⁵⁷⁹,

betont Brigitte Fuchs, und Inge Dostal zeigt mir stolz den Opferausweis ihres Mannes, der seine erlittene Verfolgung offiziell bestätigt. Maria Hahn hebt den Mut und das Durchhaltvermögen ihres Mannes in seiner Partisanenzeit hervor, und Elisabeth Jäger, die unter der Autorität ihres Mannes sicher sehr gelitten hat, bewundert seine Durchsetzungskraft außerhalb des Ehelebens: „Er hat sich was traut, ist nach Deutschland g’fahren und hat dort eine Rede g’halten, damit er zu seiner Entschädigung kommt. Dort hat er’s ihnen geben! Der war kein Waser!“⁵⁸⁰

Inge Dostals Mann hat keine politischen Funktionen gehabt, aber stolz erzählt sie von seiner Solidarität und Hilfsbereitschaft, „obwohl er dadurch zu nicht viel kommen ist“, ergänzt sie lachend.

Sehr häufig heben die Frauen fast mit Respekt das umfangreiche Wissen ihrer Männer hervor. Ein Beispiel dafür ist hier Grete Schütz’ lebendige Erzählung:

579 Brigitte Fuchs T52

580 Elisabeth Jäger T6

„Er hat sich ein ungeheures Wissen angeeignet. Er hat so viel gewusst und so viel gelesen, das war unglaublich! Und da hab ich mich einmal sehr geärgert über einen Freund, der hat gesagt bei einer Wanderung: ‚Na, frag doch einmal einen einfachen Menschen!‘ und deutet auf meinen Mann. Da hab ich mich furchtbar geärgert, *so ein Trottel!*“⁵⁸¹

Einen „gebildeten“ Mann zu haben, ist offensichtlich auch für das Image der Frau von Bedeutung, so ist die Empörung Grete Schützs zu erklären – und es ist dann auch für sie leichter zuzugeben: „Ich bin immer in der zweiten Reihe gestanden.“⁵⁸²

Sechs der elf Ehemänner haben – manche erst im Alter – die Erlebnisse von ihrer Widerstandstätigkeit und aus der Zeit ihrer Verfolgung in Buchform veröffentlicht. Davon erzählen ihre Frauen voll Stolz, zeigen mir die Bücher – in denen ihre oft intensive Mitarbeit nicht erwähnt wird –, die Rezensionen und die Fotos von der Buchpräsentation, auf denen sie selbst nur im Hintergrund oder gar nicht zu sehen sind.

Der Stolz auf die Männer, den die Frauen gern erwähnen, ist auch das Akzeptieren ihrer eigenen Unterlegenheit auf einem Gebiet, das über das in Alltag und Beruf erforderliche Wissen hinausgeht. Aber das erwähnt keine einzige Frau, auch nicht mit der geringsten Andeutung. Denn wenn Maria Hahn bedauert, dass sie trotz ihrer Matura keine weitere Ausbildung machen konnte, und wenn Herta Pauser erwähnt, dass es ihr „wahnsinnig leid“ tue und dass „das bis heute nagt an mir, keine Matura zu haben“⁵⁸³, so bedeutet das keinesfalls eine Schuldzuschreibung an die Ehemänner.

Der besondere Stolz meiner Gesprächspartnerinnen auf ihre Männer – und darin unterscheiden sie sich von anderen Frauen – beruht eben auf der Gewissheit, mit „besonderen“ Männern, mit Widerstandskämpfern verheiratet – gewesen – zu sein.

581 Grete Schütz T5

582 Grete Schütz T7

583 Maria Hahn T22

Nachdenken über ein langes Leben

„Von der Zeit erzähle ich nicht/gerne!“

Von den Ankerpunkten der Erzählungen

„Ich muss Ihnen sagen, das Erzählen war mir jetzt ein Vergnügen, es war wirklich – wie wenn ich das Ganze noch einmal durcharbeiten tät!“⁵⁸⁴ So beendete Herta Pauser mit einem Lächeln das Interview, und auch die anderen Frauen stellten in den meist anschließenden „Kaffeegesprächen“ fest, dass das Erzählen, auch das oft emotional belastende „Durcharbeiten“ einiger Lebensabschnitte, Bilder und Erfahrungen kein negatives, sondern ein fast befreiendes Erlebnis gewesen sei.⁵⁸⁵

Die Begründung für die positive Beurteilung der Gespräche liegt vor allem auf der inhaltlichen Ebene, in der Möglichkeit, erlebte Geschichten, Episoden, Erfahrungen ausbreiten zu können, aus der Fülle auswählen zu können, „Ankerpunkte“ in der Erzählung zu setzen.

Reinhard Sieder bezeichnet mit „Ankerpunkten“ jene

„Geschehnisse, in denen ihnen [den Erzählern, Anm. d. Verf.] ein Handeln, ein Wert oder eine Norm *problematisch* wurde, oder die ihnen ungewöhnlich *geglückt*, *komisch* oder *grotesk* erscheinen. Nur wenn etwas davon gegeben ist, erscheint ihnen das Geschehnis den Erzählaufwand wert; nur dann ist es auch erzählerisch gestaltbar. [H.i.O.]“⁵⁸⁶

Solche Ankerpunkte gibt es wohl in jeder biographischen Erzählung, aber die Schwerpunkte, die meine Gesprächspartnerinnen in den Erzählungen setzen, sind doch recht ungleichgewichtig auf die Lebensabschnitte verteilt.

Meiner Aufforderung an die Frauen, mir doch auch von ihrer Jugend zu erzählen, sind alle sehr gerne, ja fast mit Begeisterung nachgekommen. Wie schon ausgeführt, erstrecken sich die Berichte aus dieser Zeit über lange Passagen des Interviews, „dramatische ereignisbezogene Lebenslauferzählungen mit der detaillierten Darstellung von Situationshöhepunkten“⁵⁸⁷, begleitet von Lachen, auch von Weinen und wenig unterbrochen durch Nachdenkpausen. Auch in Erzählungen von spä-

584 Herta Pauser T14

585 Wie ich von meinen Kontaktpersonen erfuhr, wurden sie von einigen Frauen nach dem Interview angerufen, die von dem „angenehmen“ Gespräch berichteten.

586 Sieder 1999, S. 245.

587 Fritz Schütze 1984, S. 89.

teren Lebensabschnitten wird gerne – oft ohne Zusammenhang, ganz spontan – auf Geschichten aus der Jugendzeit zurückgegriffen: „Ah, da fällt mir noch etwas ein!“⁵⁸⁸ oder „Da muss ich Ihnen noch etwas von früher erzählen!“⁵⁸⁹

Auf Berichte über das Kennenlernen des Ehemanns und über die Heirat – auf diese Berichte lassen sich die Frauen noch näher ein, allerdings muss ich bereits durch gezieltes Nachfragen eingreifen. Geht es um das alltägliche Leben in den Ehejahren, um die sozialen Beziehungen, vor allem um die Beziehung zum Partner, dann erschöpfen sich die Interviews stellenweise in ein nicht sehr ergiebiges Fragen-Antworten-Gespräch. Begebenheiten, von denen die Frauen aus der Zeit nach ihrer Verheiratung gerne und ausführlich erzählen, betreffen vor allem ihr Berufsleben, die „schöne Arbeit“, ihre beruflichen Erfolge, ihre Anerkennung durch KollegInnen, auch ihre Schwierigkeiten auf dem Arbeitsplatz. Da erzählen sie ausführlich von Intrigen im Büro, von leidlichen und unleidlichen Vorgesetzten, von „Tratsch, den ich meinem Mann nicht erzählen durfte“⁵⁹⁰. Gesprächig werden die Frauen auch, wenn es um die eigenen Bindungen und die des Ehemannes an die Parteiorganisationen und um die Enttäuschungen durch den Ausschluss aus der Partei geht – da muss ich dann allerdings öfter das Tonband ausschalten.

Kindheit und Jugend, Beruf, Partei – und schließlich die Krankheit und der Tod des Ehemannes, das sind die Ankerpunkte des Lebens, von denen die Frauen gern und ausführlich erzählen. Berichte über Alltag, Familie, Eheleben musste ich erfragen, und die Antworten fielen in ihrer Ausführlichkeit und in ihrem Informationswert ganz unterschiedlich aus. Sehr häufig wurde durch den Abbruch eines Gedankenganges die Grenze des Erzählens markiert.

„Heute denk ich mir ...“

Vom Rückblick auf vergangene Erlebnisse

*„Heute denk ich mir, dass ich mir das wünschen tät, aber damals“*⁵⁹¹, beschließt Herta Pauser die nachdenkliche Erzählung über ihre Hochzeit. „Heute“ und „damals“ – das sind die zeitlichen Eckpunkte in den Lebensgeschichten. Dass dabei

588 Gerlinde Hofer T12

589 Herta Pauser T10

590 Brigitte Fuchs T33

591 Herta Pauser T14

die Vergangenheit aus der Perspektive der Gegenwart re-konstruiert wird, ist eine bekannte Tatsache in der Biographieforschung.⁵⁹² Wenn die Frauen beispielsweise nach vielen Ehejahren und zum Großteil als Witwen im Interview sehr oft beteuern, dass ihnen die häufige und oft lange Abwesenheit des Ehemannes nichts ausgemacht habe⁵⁹³, so bestätigt dies die Feststellung Gabriele Rosenthals, dass

„Vergangenheit [...] nur als Rekonstruktion in der Relation zur Gegenwart gegeben [ist]. Für den ‚Vergangenheitskonstrukteur‘, der die einzelnen erlebten Ereignisse und Erfahrungen jeweils in neue Sinnzusammenhänge einfügt, verändert sich auch die Bedeutung dieser Ereignisse und Erfahrungen.“⁵⁹⁴

Schmerzhaft vergangene Ereignisse und Erfahrungen werden von den meisten Gesprächspartnerinnen jetzt als unbedeutend, harmlos geschildert, erinnert sei nur an die ungewollte Schwangerschaft, die Abwesenheit der Ehemänner bei der Geburt des Kindes, an die emotionale Härte der Männer in manchen Situationen. Die Erzählungen werden oft im Interview von Lachen begleitet und meine Nachfragen, ob nicht doch ... fast mit Empörung zurückgewiesen.

Aber auch das Gegenteil ist möglich, wie es zum Beispiel Gerlinde Hofers Erzählung von ihrer Hochzeit und den Flitterwochen zeigt: „Damals“ hat sie die Situationen mit Humor genommen, „heute“ aber spricht sie vom Verhalten ihres Mannes in fast aggressiver Weise – „Das war so *typisch* für ihn!“ – und von dem Standpunkt aus: „Heute weiß ich, das ist nicht das Übliche!“⁵⁹⁵

Immer wird durch die Art und Weise, wie von vergangenen Ereignissen berichtet wird, auch das gegenwärtige Ich konstruiert, die gegenwärtige Stellungnahme wirft ein Licht auf die Erzählerin, wie sie „jetzt“ gesehen werden will, auch, wie sie sich selbst sieht bzw. sich selbst sehen will: als Verstehende, Tolerante oder als jemand, der klüger, erfahrener geworden ist. Albrecht Lehmann stellt dazu fest:

„Das wichtigste Bezugsschema für den Erzähler eigener Erlebnisse ist grundsätzlich er selbst. Selbsterlebte Ereignisse unterliegen auf dieser Folie ihrer für das Subjekt verbindlichen Interpretation. ‚Sinn‘ wird den Ereignissen nachträglich

592 Vgl. Lehmann, Albrecht: Bewusstseinsanalyse. In: Silke Götsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 233–249.

Lehmann 1978. Lehmann 2007. Hagemann 1990. Rosenthal 1988. Lucius-Hoene 2002. Dausien 1992.

593 Grete Schütz T4, Martha Feiler T5, Herta Pauser T9

594 Rosenthal 1988, S. 10.

595 Gerlinde Hofer T 18

lich vom augenblicklichen Bewusstseinsstand aus verliehen, d. h. unter dem Eindruck gegenwärtiger lebensgeschichtlicher Erlebnisse und Probleme.“⁵⁹⁶

Das bedeutet natürlich auch, dass Geschichten umgeformt werden können, die Vergangenheit zielgerichtet auf die Gegenwart interpretiert werden kann, mit dem Ziel, für sich selbst, vor allem aber für die soziale Umwelt ein akzeptables Ende zu präsentieren.⁵⁹⁷ Das akzeptable Ende bedeutet für meine Gesprächspartnerinnen die Gewissheit, ihr Leben, ihre Ehe, ihren Alltag mit all seinen Mühen geschafft, „derpackt“⁵⁹⁸ zu haben.

Albrecht Lehmann macht in diesem Zusammenhang auf eine Tatsache aufmerksam, die bei der Analyse der Erzählsituation und Erzählhaltung meiner Interviewpartnerinnen zu bedenken ist:

„Zudem bietet sich für den einzelnen neben subjektiven Deutungsversuchen zur nachträglichen Erklärung eigener Erlebnisse und Entscheidungen auch ein Rückgriff auf intersubjektiv gültige in bestimmten Teilkulturen verbindliche ‚Wissensbestände‘ und Deutungssysteme an.“⁵⁹⁹

Für meine Gesprächspartnerinnen sind dies zunächst ähnliche Erfahrungen in ihrer Lebensgeschichte, wie das Aufwachsen in Arbeiterfamilien, die Sozialisierung in der Zeit des Nationalsozialismus, das Erleben von Krieg und Nachkriegszeit und die Ehe mit einem Widerstandskämpfer. Diese Erfahrungen spiegeln sich in ähnlichen, oft auch gleichen Betrachtungen und Bewertungen vergangener Ereignisse wider.

Die Rückschau auf die Vergangenheit und deren Interpretation ist aber auch von kulturellen Regeln beeinflusst, darauf weist Gabriele Rosenthal hin:

„Es gilt zu berücksichtigen, dass biographische Erlebnisse ebenso wie Kommunikationen über diese Erlebnisse in unterschiedliche soziale Rahmungen eingebettet sind. Welche Bedeutung biographischen Erlebnissen seinerzeit zugeschrieben wurde, wie sie in den Erfahrungsvorrat eingeordnet wurden, ist ebenso wie deren Präsentation in der Gegenwart des Erzählens von solchen sozialen Rahmungen und den damit zusammenhängenden kulturellen Regeln abhängig.“⁶⁰⁰

596 Lehmann 1978, S. 203.

597 Vgl. Lehmann 2001, S. 236.

598 Inge Dostal T 4

599 Lehmann 1978, S. 203.

600 Rosenthal, Gabriele: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden 2005, S. 46–64, hier S. 51.

Ein anschauliches Beispiel für diese Feststellung ist das tradierte Verständnis der Frauenrolle in der Gesellschaft und speziell in der Familie. Meine Gesprächspartnerinnen haben sich mit dieser Rolle völlig identifiziert und haben sie bis heute unverändert beibehalten, es fällt ihnen sehr schwer, sich den gegenwärtigen kulturellen Regeln, dem – vordergründig – veränderten Rollenbild anzupassen.

In diesem Kontext ist auch die Tatsache bemerkenswert, dass die Frauen zwar gelegentlich Kritik am Verhalten ihrer Ehemänner üben, dass aber in der Reflexion über ihr Eheleben die positiv bewerteten Eigenschaften der Männer überwiegen, obwohl, wie aus den Erzählungen sehr wohl hervorgeht, auch das Gegenteil möglich wäre. Für sie gilt nach wie vor die gesellschaftlich bedingte Konvention: Über den Ehemann spricht ‚man‘ in der Öffentlichkeit nicht schlecht, und Öffentlichkeit ist auch die Situation des Interviews. Sie greifen auf bewährte gesellschaftliche Topoi zurück, die Albrecht Lehmann beschreibt als

„ein in bestimmten Gruppen gültiger Bestand an Vorstellungen und historischen Erfahrungen, aus dem der einzelne immer dann schöpfen kann, wenn eine Situation zur reflektierenden Auseinandersetzung mit seiner Gegenwart oder Vergangenheit auffordert. Dabei ist es also nicht unbedingt geboten, dass persönliche Erfahrungen die in den Topoi zum Ausdruck kommenden Thesen und Gesichtspunkte absichern. Vielmehr gibt es in jeder sozial und kulturell determinierten Teilgruppe solche gemeinsamen Bestände von erklärenden Aussagen.“⁶⁰¹

Die Frauen nutzen die Topoi, wenn sie zum Beispiel beteuern: „Er war ein treuer Ehemann und ein liebevoller Vater.“⁶⁰²

Sicher wird von den Erzählerinnen vorausgesetzt, dass ich, die ZuhörerIn, das Unausgesprochene, Mitgemeinte verstehe, sie müssen es nicht verbalisieren – sie entsprechen so den institutionalisierten Regeln.⁶⁰³

Die Frauen nutzen durchwegs die „erklärenden Aussagen“ zur eigenen Legitimation ihrer Handlungen, zu Rechtfertigungen mir gegenüber, vor allem wenn ich Zweifel anmelde: Grete Schütz verteidigt die Heiratsunwilligkeit ihres Mannes mit den Worten: „Es ist nicht einfach für ihn gewesen. Die Freiheit ist für ihn dahin, die Freiheit des Lebens.“⁶⁰⁴ Fast alle Frauen wollten mir – und sich selbst – versichern, dass für die Männer „die Arbeit für die Partei sooo wichtig war“,⁶⁰⁵ viel wichtiger als

601 Lehmann 2007, S. 64.

602 Gerlinde Hofer T48, ähnlich auch Helga Postl T8, Martha Feiler T 5, Inge Dostal T9

603 Vgl. dazu Dornheim, Jutta: „Doppelbödiges Sprechen“ im volkskundlichen Interview. In: Herbert E. Brekle/Utz Maas(Hg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturalistischen Sprachbetrachtung. Opladen 1986, S. 77–89.

604 Grete Schütz T 4

605 Martha Feiler T4

das gemeinsame Ehe- und Familienleben, dass Parteiarbeit Männersache und für die Identität der Männer von großer Bedeutung gewesen sei. Die Erlebniswirklichkeit und das Sprechen darüber werden mit Hilfe solcher Topoi überbrückt,⁶⁰⁶ und mit diesen Erklärungsmustern passen die Frauen ihre Akzeptanz der Verhältnisse in gesellschaftlich tradierte und abgesicherte Theorien ein.

*„Daran kann ich mich
gut/nicht erinnern!“*

Vom Erinnernwollen und Erinnernkönnen

Die Themen Gedächtnis und Erinnerung erfreuen sich seit einem Vierteljahrhundert einer anhaltenden Konjunktur, über die Grenzen von natur- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen hinweg bis in die Alltagsdiskurse hinein. Die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Neurologie, Psychologie, Philosophie und Sozialwissenschaften hat wichtige Erkenntnisse gebracht, die Beschäftigung mit Erinnerung aber nicht leichter gemacht. Denkt man beispielsweise bei der Nennung von „Gedächtnis“ aus der Sicht der Geistes- und Sozialwissenschaften sofort an das „autobiographische Gedächtnis“, so werden in der Neurowissenschaft fünf Gedächtnissysteme differenziert, das autobiographische Gedächtnis wird nicht als eigenständiges System, sondern als Subsystem begriffen.⁶⁰⁷

Da es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich ist, auf all die interessanten und wichtigen Perspektiven der Gedächtnis- und Erinnerungsforschung einzugehen, sollen im Folgenden nur jene geistes- und sozialwissenschaftlichen Aspekte herausgegriffen werden, die für die Analyse der Erinnerungen meiner Gesprächspartnerinnen von Bedeutung sind.

Es ist vor allem das autobiographische Gedächtnis, das für die Analyse Aufschluss gibt. Harald Welzer beschreibt es umfassend:

„Es sind unsere autobiographischen Erinnerungen, die es uns ermöglichen, uns über alle zeitlichen und physischen Veränderungen hinweg als ein Selbst zu erleben, und unsere sozialen Kommunikationen über früher Erlebtes und

606 Vgl. dazu Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Thomas Hengartner, Brigitte Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin/Hamburg 2005, S. 17–42.

607 Welzer, Harald: Was ist das autobiographische Gedächtnis und wie entsteht es? In: BIOS, Jg. 15, 2002, Heft 2, S. 169–186, hier S. 169.

über gemeinsame Vergangenheit („memory talk“) bestätigen uns und den anderen, dass wir jeweils über dieses eine Selbst und seine Lebensgeschichte sprechen. Hervorstechende Merkmale des autobiographischen Gedächtnisses sind demgemäß seine Selbstbezogenheit – es geht [...] um geschehene Dinge, die in irgendeiner Weise mit mir zu tun haben – und seine emotionale Indexierung: selbstbezogene Gedächtnisinhalte sind nicht neutral, sondern immer emotional konnotiert. [...] Die emotionale Valenz autobiographischer Erinnerungen fungiert operativ als Bewertung des Erfahrenen und Erlebten.“⁶⁰⁸

Dass sich das autobiographische Gedächtnis im Laufe eines Lebens verändert, ist nicht nur eine feststehende Tatsache in der Gedächtnisforschung, es ist auch eine Erfahrung, die jeder Mensch an sich erfährt, vor allem mit zunehmendem Alter.

Oft wird die skeptische Frage gestellt, ob die Befragung alter Menschen, wie es auch meine Gesprächspartnerinnen sind, überhaupt historisch verwertbares Material zu liefern vermag, da die Gedächtnisleistung abnehme. Die Forschung sieht dies jedoch differenzierter und eher unter dem Aspekt des Prozesses der Veränderung als in der Gegenüberstellung eines „guten“ bzw. „authentischen“ und eines „schlechten“ bzw. „weniger brauchbaren“ Gedächtnisses. Von Lang- und Kurzzeitgedächtnis ist in der Forschung die Rede, davon, dass das Langzeitgedächtnis Erinnerungen bereithalte, die im Kurzzeitgedächtnis nicht gespeichert seien.⁶⁰⁹ Die Ausführungen von Hans J. Markowitsch und Harald Welzer sind für das Verständnis von dem Zusammenhang von Alter und Erinnerung sehr hilfreich: Sie gehen davon aus, dass das Gedächtnis ein dynamischer Prozess sei, der sich im Alter wesentlich verändere,

608 Ebd S. 169.

Siehe auch: Markowitsch, Hans J. , Harald Welzer: Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart 2005, S. 12f.

Markowitsch, Hans J.: Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht. In: BIOS, Jg.15, 2002, Heft 2, S. 194–196.

Markowitsch, Hans J.: Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen. Darmstadt 2002.

Gisbert, Kristin: Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung. In: BIOS, Jg. 14, 2001, Heft 1, S. 26-36.

Freeman, Mark: Autobiographische Erinnerung und das narrative Unbewusste. In: Harald Welzer, Hans J. Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S.129–143.

Bertaux, Daniel, Isabelle Bertaux-Wiame: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der Oral History“. Frankfurt/Main 1980, S. 108–122.

609 Siehe dazu: Steinbach, Lothar: Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt/Main 1980, S. 291–322.

„einmal weil wir immer mehr Informationen mit zunehmendem Alter aufnehmen, und zum andern, weil unser Gehirn immer weniger in der Lage ist, Informationen mit der gleichen Präzision und sozusagen jugendlicher Frische aufzunehmen, wie dies in früheren Jahren der Fall war. [...] Auch verändert sich unser Gedächtnis insofern, als wir mit zunehmendem Alter Gedächtnisinhalte immer wieder neu verknüpfen und damit neu integrieren.“⁶¹⁰

Immer wieder betonen die Autoren,

„dass unser Gedächtnis zustandsabhängig und im Wechselspiel mit vielen anderen kognitiven, attentiven und Persönlichkeitsdimensionen arbeitet. Da sich die Persönlichkeit mit der Zeit verändert, wird auch die Verarbeitung von Informationen anders geschehen [...] Je nachdem nun, was uns das Leben bringt, von welcher Art Emotionen wir eher geleitet werden, wird sich unsere Erinnerungsfähigkeit über die Lebensspanne verändern und mit zunehmender Länge einer ‚Gestimmtheit‘ die Wahrscheinlichkeit für das Erinnern bestimmter Gedächtnisinhalte verbessern und für andere verringern.“⁶¹¹

Inwieweit treffen nun die theoretischen Feststellungen auf das Erinnerungsvermögen meiner Gesprächspartnerinnen zu?

Bei allen Gesprächen mit den Frauen – vor allem im Vergleich mit meinen Interviewerfahrungen mit jüngeren Menschen – hat mich ihr semantisches Gedächtnis, das Gedächtnis für Fakten, erstaunt. Sehr genau und mit großer Sicherheit wurden Daten, Orte und vor allem Personennamen genannt. Wenn es dabei doch Schwierigkeiten gab, so rief das angestregtes Nachdenken und manchmal Ärger hervor: „Momenter! . Da muss ich jetzt scharf nachdenken –, ja, jetzt weiß ich’s schon.“⁶¹² „Mein Gott, jetzt waß i des nimmer! . Na so was!“⁶¹³ Auch wenn man berücksichtigt, dass die meisten Frauen sich auf das Interview vorbereitet haben, so war diese Sicherheit doch auch bei für sie unerwarteten Themen festzustellen.

Bemerkenswert war auch die Bereitschaft der Frauen, fast könnte man sagen die Freude, sich auf Erinnerungen einzulassen – wenn es sich um jene aus der Kindheit und Jugendzeit handelte. Für sie wichtige, selektiv ausgewählte Ereignisse, Einzelgeschehnisse summierten sich gleichsam zu Erinnerungskomplexen und wurden zu Geschichten.⁶¹⁴ Ausgelöst durch Gedächtnisimpulse – durch meine Bitte, doch ausführlich von dieser Zeit zu erzählen, und durch meine Nachfragen – wurden Eindrücke und Erfahrungen wieder aufgerufen und „zumeist in episoden-

610 Markowitsch/Welzer 2005, S. 230.

611 Ebd., S. 244.

612 Herta Pauser T6

613 Elisabeth Jäger T2

614 Vgl. dazu auch Lehmann 1982, S.5.

hafter Verdichtung“⁶¹⁵ erinnert. Das, was nicht verloren gehen sollte, schien den Erzählerinnen auch jetzt noch weitgehend ungebrochen lebendig vor Augen zu sein. Allerdings – und das muss natürlich berücksichtigt werden – weist die Gedächtnisforschung ausdrücklich darauf hin, dass Erinnerung immer eine Rekonstruktion der Vergangenheit aus dem Blickwinkel der Gegenwart ist.⁶¹⁶ Das bedeutet, dass es keine objektive Erinnerung gibt.

„Man kann sich nur dann an etwas erinnern, wenn man dem Erlebten eine *Bedeutung* zumißt. Auch dann, wenn man sich exakt an die Fakten erinnert, kann man nicht vermeiden, daß nachfolgende Lebensabschnitte ihre Deutung prägen. [...] Eine Handlung, eine Szene läßt sich nicht erzählen, ohne einen *Standpunkt* zu wählen [...] Der Blickwinkel gibt dem Erzählten seine Bedeutung [...] Dieser ändert sich aber mit der gelebten Erfahrung.[H.i.O.]“⁶¹⁷

Sicher, und wie schon des Öfteren ausgeführt, ist der Standpunkt, der Blickwinkel der Frauen auf ihre Erinnerungen unter anderem auch von der Themenwahl, dem Leitthema Widerstand und von der Interviewsituation beeinflusst.

Die Bereitschaft, sich auf Erinnerungen einzulassen, bzw. die Fähigkeit, sich zu erinnern, und die Lebendigkeit der Wiedergabe änderte sich mit dem Beginn der Erzählungen über die Zeit der Ehe – auch darauf wurde schon hingewiesen. Die Gedächtnisforschung hat dafür Erklärungen: Es gibt Eindrücke und Erfahrungen, die den Menschen so tief prägen, dass sie im Langzeitgedächtnis bleiben – dazu gehören Kindheits- und Jugenderlebnisse –, und es gibt solche, die sich unserem Gedächtnis verschließen. Damit ist hier nicht das bewusste Verweigern, Erinnerungen lebendig werden zu lassen, gemeint. Hans J. Markowitsch und Harald Welzer sehen dafür im Verblassen von jenen Erinnerungen, die nicht in Anspruch genommen werden, eine Erklärung. Dies trifft auf einige meiner Gesprächspartnerinnen

615 Steinbach 1980, S. 295.

616 Maurice Halbwachs spricht dem Gedächtnis grundsätzlich die Fähigkeit ab, die Vergangenheit als solche zu bewahren. Die Vergangenheit sei nur eine soziale Konstruktion, sie wird nur rekonstruiert, die Gegenwart hat den Primat gegenüber der Vergangenheit. Jan Assmann hält dieser These entgegen, dass uns das Gedächtnis gegeben sei, um die Gegenwart zu Vergangenen in Beziehung zu setzen. Er sieht im „Präsentismus“ eine Beschränkung des Blicks, reine Rekonstruktivität kann nicht die ganze Wahrheit sein. Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main, 2006.

Assmann, Jan: Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Hermann Krapoth, Denis Laborde (Hg.): Erinnerung und Gesellschaft. Memoire et Société. Hommage á Maurice Halbwachs (1877–1945). Jahrbuch für Soziologiegeschichte, Wiesbaden 2005, S. 65–81.

617 Bertaux/Bertaux-Wiame 1980, S.112.

wohl zu: So beispielsweise auf Maria Hahn, die mir gesteht, dass sie in ihrer Familie nicht gern von ihrer Vergangenheit erzählt, weil das ohnehin niemanden interessiere – sie wundert sich dann selbst im Laufe des Interviews, was ihr doch in Erinnerung blieb: „Das ist ja interessant, dass mir das jetzt einfällt!“⁶¹⁸ Eine weitere Ursache, dass die Frauen wenig von ihren Erinnerungen über ihre Ehejahre erzählen wollen oder können, mag auch schon im Moment der selektiven Einspeicherung der Wahrnehmung liegen. „In das Langzeitgedächtnis werden also nur jene Aspekte einer Situation überführt, denen unsere Aufmerksamkeit gegolten hat.“⁶¹⁹ Die Routine des Familienlebens, der Haushaltsführung, auch des Ehelebens sind Selbstverständlichkeiten, die keine tiefen Spuren im Gedächtnis hinterlassen haben, die nicht nur nicht erzählenswert sind, sondern vielfach auch „vergessen“ wurden.

Wenn ich zu diesen Themen nachfragte, reagierten die Frauen zunächst mit der Gegenfrage „Interessiert Sie das wirklich?“ – um dann nach einigem Nachdenken oft zu gestehen: „Da fällt mir nichts ein, da hab ich das meiste schon vergessen!“⁶²⁰ Wenn es aber um Ereignisse im Berufsleben ging, um positive oder negative, da konnten sich die Frauen gut daran erinnern und ich erhielt ausführliche Erzählungen. In der Arbeit, im Berufsleben fanden die Frauen ihre Selbstbestätigung, und dies drückt sich auch in den lebendigen Erinnerungen aus.

Das Ehe- und Familienleben hat für die Frauen nicht nur physische Anstrengungen gebracht – davon wird auch erzählt –, sondern auch seelische Belastungen und Verletzungen. Davon wollen die Frauen nicht gerne reden und – wie sie sagen – daran können sich die meisten auch nicht mehr „gut“ erinnern. „Das weiß ich nicht, ob ich mich da gekränkt hab, ich glaub nicht!“⁶²¹ Der im Gespräch mit Grete Schütz und Katharina Dvorschak oft gefallene Satz: „Das weiß ich nicht mehr“, hat signalisiert: „Das will ich nicht wissen, daran will ich mich nicht erinnern!“ Grete Schütz rechtfertigt ihr Vergessen mit „Das hab ich nicht aufgeschrieben! Das hat mich nicht interessiert!“⁶²² Claus Dieter Rath erklärt diese Verweigerung so:

„Was man ‚nicht mehr‘ weiß oder was man angeblich ‚nie‘ gewusst hat, ist das, was man nicht wissen will und nicht wissen wollte. [...] Die ‚Unlust, etwas zu erinnern, was peinliche Empfindungen wecken kann‘ (Freud), ist Motiv des Vergessens.“⁶²³

618 Maria Hahn T13

619 Markowitsch/Welzer 2005, S. 29.

620 Martha Feiler T4

621 Elisabeth Jäger T 7

622 Grete Schütz T4, T6

623 Rath, Claus Dieter: „Erinnern ist Übersetzungsarbeit ...“ In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und Vergessen. Vorträge des 17. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989*. Göttingen 1991, S. 63–87, hier S. 65.

Unbequeme Themen werden zu vermeiden getrachtet, es wird damit aber auch implizit angedeutet, dass das einst Schwerwiegende jetzt unerheblich geworden ist. Erinnert sei beispielsweise an die von einigen Frauen verweigerte oder nur bruchstückhafte Erzählung von ihrer einfachen Hochzeit oder an die langen Abwesenheiten der Ehemänner.

Im Gegensatz dazu gibt es die „Persistenz von Erinnerung“⁶²⁴, dass einem etwas „nicht aus dem Sinn geht“. Von solchen Erinnerungen erzählen einige Frauen, es sind immer negativ besetzte, traumatische Erfahrungen: die Nachricht von der Ermordung des Bruders von Christa Weiß im KZ, die Ermordung des Vaters von Helga Postl: „Ich kann da heute noch immer nicht einschlafen, immer wenn ich ins Bett steig, da kommen schon die Gedanken, immer dasselbe!“⁶²⁵, oder die angedeutete Vergewaltigung durch sowjetische Soldaten. „Das ist eine ewige Erinnerung, die dir ewig bleibt, des kannst net verdrängen!“⁶²⁶

Eine Frage, die nicht nur in der Gedächtnisforschung, sondern auch in der Philosophie und Literatur⁶²⁷ immer wieder aufgegriffen und differenziert diskutiert wird, ist die Frage nach der Authentizität der Erinnerungen.⁶²⁸ Im Zusammenhang mit der Interviewsituation, mit der Befragung von Menschen über ihre vergangenen Erlebnisse, kann man der Feststellung Daniel J. Siegels zustimmen:

„Autobiographische explizite Erinnerungen zu erzählen ist eine Erfahrung, die sehr stark von der sozialen Interaktion beeinflusst ist. Von daher ist das, was erzählt wird, nicht deckungsgleich mit der ursprünglichen Erinnerung und nicht notwendigerweise in jedem Detail vollkommen genau.“⁶²⁹

Auf die „soziale Interaktion“ geht vor allem Harald Welzer ein, der darauf hinweist, dass

624 Markowitsch/Welzer 2005, S. 32.

625 Helga Postl T2, T5

626 Inge Dostal T1

627 Verwiesen sei hier beispielsweise auf die Werke Max Frischs und seinen bekannten Satz: „Jeder Mensch erfindet sich eine Geschichte.“

628 Sigmund Freud schrieb in einem Brief an Arnold Zweig: „Die biographische Wahrheit ist nicht zu haben, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu gebrauchen. Wer Biograph wird, verpflichtet sich zur Lüge, zur Verheimlichung, Heuchelei, Schönfärberei und zur Verhehlung seines Unverständnisses.“ Freud, Sigmund: Briefe. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von Margarete Mitscherlich-Nielsen. Frankfurt am Main 1972, S. 179.

629 Siegel, Daniel J.: Entwicklungspsychologische, neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick. In: Welzer Harald, Hans J. Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 19–49, hier S. 41.

„von einer *exakten Erinnerung* an eine Situation und an ein Geschehen nur im seltenen Grenzfall auszugehen ist. Im Regelfall leistet das Gehirn eine komplexe und ebenso konstruktive Arbeit, die die Erinnerung, sagen wir: *anwendungsbezogen* gestaltet. [H.i.O.]“⁶³⁰

Das Interview – und darauf bezieht sich Welzer vor allem – ist solch eine Situation, in der Erinnerungen „anwendungsbezogen“ erzählt werden.

Ich stellte mir während der Gespräche des Öfteren die Frage nach der Wahrheit der Erinnerungen, vor allem wenn bewegende Erlebnisse, oft schluchzend vorgebracht, erzählt wurden. Waren sie deshalb authentischer als sachlich, nüchtern klingende? Wie wahr sind die Geschichten, die als erprobte Geschichten manche Veränderung erfahren haben können? Aber – wenn die Frauen ihre Erinnerungen lebendig werden ließen, dann taten sie es mit der subjektiven Gewissheit, die Situation in der dargestellten Weise erlebt zu haben. „So war das!“ Dieser Satz in den verschiedenen Variationen sollte auch mich von der Wahrheit überzeugen – und ich ließ mich fast immer überzeugen, denn so Hans J. Markowitsch: „Unser eigenes autobiographisches Gedächtnis unterscheidet nicht zwischen ‚wahren‘ und ‚falschen‘ Erinnerungen; es sind die anderen, die sagen, dass wir uns täuschen.“⁶³¹

„So bin ich halt geworden!“

Vom Selbstbild der Frauen

Selbstbild – ein Bild von sich, für sich selbst? Eine Konstruktion, eine Präsentation? Eine Antwort auf die Frage gibt Reinhard Sieder, wenn er sagt:

„Das Selbst ist keine fest gefügte Substanz, die sich sammeln und nach Farbe und Größe sortieren ließe wie Schmetterlinge, auch kein physischer Kern in der Schale einer Person, sondern eine immer prekäre Konstruktion jenes Subjekts, das über sich spricht.“⁶³²

„Über sich sprechen“ muss nicht bewusste Reflexion über sich und sein Handeln bedeuten, vielmehr artikulieren Menschen „ihr Bewusstsein für sich selbst und für andere in Geschichten.“⁶³³ Gabriele Lucius spricht von der selbstbezüglichen Dimension der narrativen Identität:

630 Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: BIOS Jg. 13, 2000. Heft 1, S. 51–63, hier S. 52.

631 Markowitsch/Welzer 2005, S. 34.

632 Sieder 2004, S. 16.

633 Lehmann 2001, S. 236.

„Im Erzählen kann er [der Erzähler, Anm. d. Verf.] sich zugleich darstellen und über sich reflektieren, er erarbeitet sich Bilder und Konzepte seiner Erfahrungen und seiner Person und lässt sie auf sich wirken. Indem er sich als handelnder, fühlender und erlebender Mensch zum Ausdruck bringt, nimmt er zu sich Stellung, er interpretiert und bewertet sich, differenziert und vergleicht seine Erfahrungen. Damit vergewissert er sich seiner selbst und treibt gleichzeitig seine Selbsterkenntnis voran.“⁶³⁴

Für Jean Claude Kaufmann ist der innere Dialog zwischen der erlebten Erfahrung und ihrer Übertragung in eine Erzählung das Wesentliche für eine Person. „Die Erzählung ist das Instrument, mit dem das Individuum sein Schicksal zu meistern versucht.“⁶³⁵

Meine Gesprächspartnerinnen erzählen vor allem Geschichten – das Innehalten und Nachdenken über das Erzählte geschieht nicht allzu oft, nur bei bestimmten Themen und auch hier eher kurz. Selten beschreiben sich die Frauen explizit als Person wie „Ich war immer die Starke!“⁶³⁶, nicht sehr oft nehmen sie bestimmte „Identitätsprädikate“⁶³⁷ in Anspruch, so Christa Weiß, wenn sie stolz sagt: „Ich hatte als Frau keine Schwierigkeiten im Betrieb!“⁶³⁸ Ihre Selbstzuschreibungen manifestieren sich vielmehr über die Handlungsweisen, von denen sie erzählen. Ihr Selbst-Bild muss von mir, der Hörerin, aus dem Erzählten erschlossen werden – mit aller Vorsicht und mit einigen Vorbehalten: Nicht nur aufgrund meines Forschungsinteresses, sondern auch, weil ich den Frauen die Regie der Auswahl ihrer Erlebnisse weitgehend überlassen habe, ist die Selektion der Erzählungen ein wichtiger Aspekt der Analyse. Man ist versucht zu sagen, dass

„der Zwang zur Selektion, zur sinngebenden Verknüpfung, zur Verwendung gestalterischer Mittel, zur Kürze und Prägnanz [...] unzählige Gelegenheiten für Verschweigungen, Verfälschungen, Umdeutungen, unangemessene Harmonisierungen [schafft]. Dem Wunsch, vor sich selbst und dem Zuhörer besser dazustehen als man es verdient, kann sich kaum jemand entziehen.“⁶³⁹

Dieser Behauptung Hans Paul Bahrdts hält aber Paul Ricoer entgegen – und ich schließe mich seiner Meinung an:

634 Lucius-Hoene 2002, S. 67.

635 Kaufmann, Jean Claude: Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität, Konstanz 2005, hier S. 159.

636 Inge Dostal T4

637 Lucius-Hoene 2002, S. 67.

638 Christa Weiß T3

639 Bahrdt 1982, S. 26.

„Die Erzählung von sich selbst ist keine reine Erfindung, sondern eine Übertragung der Realität in die Erzählung, eine Verknüpfung von Ereignissen, die es ermöglicht, sie zu lesen und dem Handeln Sinn zu verleihen.“⁶⁴⁰

Nochmals soll das Bild des Mosaiks beschworen werden, setzt sich doch das Selbstbild eines Menschen aus vielen Einzelteilen zusammen, herausgelöst aus den Erzählungen. Die Mosaiksteine sind im Laufe dieser Arbeit schon mehrfach beschrieben worden, es soll nun versucht werden, sie wieder zu einem Ganzen, zu einem Gesamt-Bild der Frauen zusammenzufügen.

Der Forderung nach Gültigkeit, mit der das Selbstbild der Frauen im Folgenden analysiert werden soll, kann zwar nicht ganz, aber doch zum Großteil aus den Erzählungen heraus entsprochen werden, hat doch jede einzelne Geschichte eine funktionale Bedeutung für das Gesamtbild jeder Frau.

„Jede Lebensgeschichte erzählt eine besondere ‚Geschichte‘ und handelt von einem besonderen ‚Leben‘. Beide Aspekte sind eingebunden in soziale Beziehungen und Strukturen.“⁶⁴¹ Diese Feststellung Bettina Dausiens trifft auch auf meine Gesprächspartnerinnen zu. So hat jede Frau ihre je eigene Geschichte, ihr je eigenes Leben und Erleben. Durch ihr Sein in sozialen Zusammenhängen lassen sich aber auch – übergeordnete – Parallelen, Ähnlichkeiten und auch Gemeinsamkeiten im Selbstbild feststellen. Manche dieser Gemeinsamkeiten betreffen alle Frauen – ich werde sie zu Beginn beschreiben. Einige sind aber besonders bei einzelnen Frauen ausgeprägt. Ich werde das Selbstbild jener Frauen nachzeichnen, die ihre Geschichte als kontinuierlichen Verlauf eines selbstverständlichen Frauenlebens sehen. Das Selbstbild zweier anderer Frauen ist ein ambivalentes, schwankend zwischen Stärke und Resignation, zwischen Zuneigung und Aggression in der Beziehung zu ihren Ehemännern. Für zwei Frauen ist vor allem die Veränderung ihrer Person, ihre persönliche Entwicklung von besonderer Bedeutung, die sie auch aufzeigen wollen, und zwei Frauen entziehen sich jeder Zuweisung, sodass die Präsentation ihres Bildes gesondert erfolgen muss.

Auf die Frage, welche Eigenschaften, Charakteristika all meinen Gesprächspartnerinnen gemeinsam sind, gibt es zwei Antworten: Zum einen ist es die Gewissheit, mit einem „besonderen“ Mann, mit einem Widerstandskämpfer viele Jahre verhei-

640 Zitiert nach Kaufmann 2005, S. 157.

641 Dausien 1996, S. 572.

ratet – gewesen – zu sein, der stets seiner Gesinnung treu geblieben ist. Dies erfüllt alle Frauen mit Stolz, wenn sie es nicht direkt aussprechen, so ist es aus ihren Erzählungen deutlich herauszulesen. Dass sie durch ihre Beziehungen zu diesen „besonderen“ Männern auch „besonderen“ Belastungen ausgesetzt waren – besonderes Verständnis, Nachsicht, Entschuldigungen, Toleranz aufbringen mussten –, auch darin stimmen die Erzählungen aller Frauen überein.

Zum anderen teilen sie das gesellschaftlich tradierte Rollenbild von der Frau, das die Frauen als „selbstverständlich“ erfüllt haben – und das sie auch heute noch als richtig ansehen und nicht aufgegeben haben. Auch das eingestandene Unverständnis über andere Einstellungen ihrer Töchter und Schwiegertöchter ist ein Zeugnis dafür.

Das „Selbstverständliche“ eines Frauenlebens, gekennzeichnet durch Heirat, Kindererziehung, Arbeit für die Familie, Doppelbelastung durch Berufstätigkeit, Anerkennung der Autorität des Mannes – all das kennzeichnet, trotz verschiedener Lebensläufe, das Bild, das Helga Postl, Inge Dostal, Elisabeth Jäger, Maria Hahn und Martha Feiler durch ihre Geschichten präsentieren. Auch wenn man berücksichtigt, dass Lebensgeschichten immer von einem bestimmten Zeitpunkt an und von einer bestimmten Perspektive aus angelegt und entworfen werden⁶⁴² – im hohen Alter, als Witwe –, so ist ihren Erzählungen doch ein positives Selbstgefühl zu entnehmen, ein Gefühl, wie es Jean Claude Kaufmann definiert: „Das Selbstgefühl besteht aus einem Mosaik an verdichteten Bewertungen, in denen das Gefühl entsteht, wie gut, wie stimmig, wie nützlich ich mich im allgemeinen fühle.“⁶⁴³ Spürbar ist das Gefühl einer gewissen Zufriedenheit mit diesem Leben, zufrieden deshalb, weil die Frauen stolz auf ihre Stärke sind, darauf, dass sie viele Schwierigkeiten, die es fraglos gegeben hat, gemeistert haben, oft ohne Hilfe des Mannes. Nicht der berufliche Erfolg im herkömmlichen Sinn hat ihr Selbstwertgefühl gestärkt – sie haben keinen Beruf erlernt –, sondern es ist „die Arbeit“, die sie geleistet haben, an die sie von Jugend an gewöhnt waren. Die „schöne Arbeit“ in der Fabrik, als Putzfrau oder als Aushilfskraft war sicherlich nicht wirklich „schön“, musste aber aus finanziellen Gründen angenommen werden. Besonders hervorgehoben wird dabei die schwere Arbeit beim Bau des eigenen Hauses, durch die sie auch die Anerkennung der Männer erhalten haben. Immer oder eine Zeit lang „nur“ Hausfrau gewesen zu sein, wird sehr ungern zugegeben und bedarf immer der Rechtfertigung. Wenn die Frauen über die Erfolge ihrer Kinder und Enkelkinder erzählen, so bedeutet das für sie

642 Dausien 2000, S. 103.

643 Kaufmann 2005, S. 225.

eine wichtige Bestätigung dafür, ihre Erziehungsarbeit gut und richtig gemacht zu haben. Wenn die Lebenshaltung eines Kindes nicht ihren Vorstellungen entspricht, empfinden sie das auch als ihr eigenes Versagen.

Ein „erfülltes“ Frauenleben? Die fünf Frauen würden es vielleicht nicht so bezeichnen, vielmehr als ein „normales“, ein „selbstverständliches“, aber doch auch als ein Leben, das sie durch ihre Stärke geschafft haben.

Auf meine Fragen, was sie vielleicht vermisst, was sie sich anders gewünscht hätten, finden sie keine Antworten, jedenfalls nicht für mich, vielleicht jede für sich.

Nicht so einfach ist das Bild, das Brigitte Fuchs und Gerlinde Hofer von sich entwerfen, ein Bild, das von persönlicher Stärke und Resignation, von Zuneigung und Aggression dem Ehemann gegenüber geprägt ist. Beiden Frauen ist es wichtig zu vermitteln, dass ihr Leben nicht „ganz gewöhnlich“ verlaufen sei. Selbstbewusst heben beide in ihren Erzählungen vor allem ihre Stärken, ihre positiven Eigenschaften hervor.

Brigitte Fuchs betont immer wieder ihre sozialen Kompetenzen: ihre Hilfsbereitschaft und den Einsatz für andere, wo immer es notwendig war, ihren Gerechtigkeitsinn, ihre Toleranz, ihre Beliebtheit unter Freunden und Bekannten oder ihre Kollegialität im Berufsleben. Sie nennt auch ihre Stärken, wenn sie vom Alltag und von der Bewältigung vieler Schwierigkeiten erzählt, die sie allein – und das betont sie immer wieder, zugleich als einen Vorwurf an ihren Mann – bewältigt hat.

Gerlinde Hofer präsentiert sich als eine starke, selbstbewusste Frau, als die Kämpferische in allen Lebensabschnitten und Lebenslagen. Es sind vor allem die beruflichen Erfolge in verschiedenen Bereichen, die ihr Selbstbewusstsein stärken: Voll Stolz erzählt sie nicht nur sehr ausführlich von ihren Leistungen im Berufsleben, sie präsentiert auch als Beweis dafür eine Vielzahl von Zeugnissen und Schriftstücken. Immer wieder hebt sie ihre Selbstständigkeit hervor, obwohl die Erzählungen selbst oft von der Bevormundung durch ihren Mann sprechen. Wichtig ist es ihr, mir – und sich selbst – zu beweisen, dass sie noch immer kämpfen kann: vor allem gegen ihre gesundheitlichen Gebrechen und dafür, noch für sich selbst sorgen zu können. Nie spricht sie von ihren Schwächen, wohl aber von Fehlern, die sie gemacht hat, wie sie jetzt in ihren Rückblicken erkennt.

Beide Frauen stellen ihre Beziehung zu ihren Ehemännern als eine ambivalente dar. Positive Gefühle und Einstellungen wie Stolz, Zuneigung, Nachsicht stehen negativen Gefühlen gegenüber. Bei Brigitte Fuchs sind es vor allem Vorwürfe und die Trauer, nicht oder zu wenig in das Leben des Mannes miteinbezogen zu sein, bei Gerlinde Hofer ist häufig die Aggression spürbar, wegen des Verhaltens ihres Mannes im Leben um manches zu kurz gekommen zu sein. Dass sie ihn ab-

schließlich versöhnlich als treuen Ehemann und guten Vater beurteilt, Jahre nach seinem Tod, fordert wohl die traditionelle Rolle der Ehefrau.

Das Erzählen selbsterlebter Erfahrungen schließt immer auch eine Veränderung des Selbst mit ein, und dass alle Frauen im Laufe ihres Lebens einen Veränderungsprozess durchlaufen haben, ist ihnen im Rückblick des Erzählens wohl bewusst, auch wenn sie das nicht direkt ansprechen. Bei Herta Pauser allerdings steht die Veränderung, die Entwicklung ihrer Person im Zentrum ihrer Präsentation. Dies drückt sich nicht nur in den Inhalten ihrer Geschichten aus, sie spricht ihre positive Entwicklung immer wieder deutlich an: vom schüchternen, obrigkeitshörigen Mädchen, von der geschäftsuntüchtigen Klavierlehrerin zur selbstbewussten Kabarettistin und vor allem zur beruflich sehr erfolgreichen und anerkannten Therapeutin. Das Bild, das Herta Pauser von ihrer gegenwärtigen Perspektive aus von ihrer Entwicklung zeichnet, changiert zwischen Selbstentwertung ihrer Person in der Vergangenheit und Stolz auf ihre erreichte gegenwärtige Stärke und Selbstständigkeit. Vielleicht dienen die negativen Zuschreibungen auch der besonderen Betonung des Erreichten. Sie spricht *expressis verbis* von ihrem steigenden Selbstbewusstsein, vom Stolz auf ihre beruflichen Leistungen und vom Stolz, auch die Doppelbelastung von Familie und Beruf geschafft zu haben. Deutlich hebt sie ihre guten Eigenschaften, wie Nachsichtigkeit, Toleranz und vor allem ihre Begabung, mit Menschen sehr gut reden und umgehen zu können, hervor. All diese Eigenschaften und Stärken haben auch ein ausgeglichenes Eheleben möglich gemacht. Ein klares, festgefügtes Bild zeichnet Herta Pauser von sich mit einer geringen Unschärfe am Ende des Interviews durch ihren Zweifel, ob sie dieses Leben noch einmal so führen wolle.

Das Bild, das aus den Erzählungen von Christa Weiß entsteht, kann als ein konträres zu dem von Herta Pauser gesehen werden. Nicht ihre Veränderungen, ihre Entwicklung im Laufe ihres Lebens ist für Christa Weiß bedeutsam, sondern die unveränderte innere Haltung und Überzeugung von ihrer Jugendzeit an bis zur Gegenwart. Es geht ihr darum, den geraden Weg einer Frau zu zeichnen, der einer bestimmten Weltanschauung, der marxistischen, und den Richtlinien einer Partei, der kommunistischen, folgt. Von diesem Weg gibt es für sie keine Abweichungen – diese Überzeugung steht im Zentrum aller Erzählungen. Es ist nicht die Frauenrolle, der sie sich auf diesem Weg verpflichtet fühlt, sondern die der Männer, in der es für Gefühle und Emotionen keinen Platz zu geben scheint. Wenn sie eine positive Eigenschaft besonders hervorhebt, so ist es der Stolz, als Frau, manchmal sogar als einzige Frau, in der Hierarchie der Partei bestanden und Erfolg gehabt zu haben. Disziplin, Sachlichkeit und Solidarität, Forderungen in der Parteiarbeit, hätten

auch ihr privates Leben bestimmt, dieser Tenor durchzieht das gesamte Interview wie ein roter Faden.

Diese Disziplin zeigt sich auch in der Erzählung, eigentlich einem Bericht vom großen entscheidenden Einschnitt in ihrem und im Leben ihres Mannes: dem Ausschluss aus der Kommunistischen Partei bzw. der späten Erkenntnis, unkritisch und bedingungslos der Parteilinie gefolgt zu sein. Ohne Emotionen zu zeigen, zählt sie für mich – und für sich – die Begründungen und Erklärungen für ihr Handeln und auch für den Bruch mit der Partei, der auch ein Bruch in ihrem Leben war, auf. Ihre Grundhaltung, eine Pflicht, eine Aufgabe zu übernehmen und bestmöglich durchzuführen, zeigt sich auch in den Erzählungen von der Krankheit ihres Mannes, dessen Pflege lange Zeit hindurch für sie große Mühen bedeutete. Auf Christa Weiß trifft zu, was Erving Goffman beschreibt:

„Er [der Erzähler] kann sich auch absichtlich und bewusst in bestimmter Weise darstellen, weil die Tradition seiner Gruppe oder seines sozialen Ranges diese Art der Selbstdarstellung vorschreiben; also nicht um irgendeiner bestimmten Reaktion (außer der allgemeinen Akzeptierung oder Zustimmung) willen, die dadurch bei den anderen hervorgerufen werden könnte.“⁶⁴⁴

Das Gesamtbild, das Christa Weiß von sich präsentiert, ist ein strenges, fast unnahbares, dessen Interpretation sie nicht zulassen will.

Einer Interpretation ihrer Person will sich auch Grete Schütz entziehen, allerdings auf andere Art und Weise und aus Gründen, die nicht leicht zu erschließen sind. Einerseits will sie sich sehr wohl als selbstständige, beruflich erfolgreiche Frau darstellen, als tüchtige Hausfrau, die keine Hilfe brauchte – und als starke Frau, vor allem wenn sie die Ängste und Schwächen ihres Mannes nach seinem Parteiausschluss betont. Andererseits insistiert sie darauf, dass ihr im Leben alles gleichgültig gewesen sei, dass ihr absolut kein Geschehen etwas ausgemacht habe, dass ihr – mit Ausnahme ihres Sohnes – nichts wichtig gewesen wäre. Diese Botschaft an mich formuliert sie eindringlich – ihre Erzählungen aber können ihre Behauptungen nicht bestätigen, sie berichten oft vom Gegenteil. Grete Schütz muss um diese Diskrepanz wissen, anders ist ihre direkte und indirekte Weigerung, auf meine Nachfragen zu antworten, nicht zu verstehen. Ihr präsentiertes Bild, wahrscheinlich auch ihr Selbstbild, ist ein verschwommenes, vielleicht das Bild einer vom Leben enttäuschten Frau, die diese Enttäuschung sich und mir nicht eingestehen will. Im Gegensatz dazu ist das Bild, das Katharina Dvorschak von sich malt, ein mit di-

644 Goffman: 2008, S. 10.

cken, bunten Farben aufgetragenes, das es dadurch schwer macht, die Realität auf dem Untergrund zu erkennen. Im gesamten Verlauf des Interviews ist sie bemüht, sich selbst in den Vordergrund zu rücken. Die Fragen, die ich ihr stelle, gleich, welche Menschen oder Umstände sie betreffen, werden sofort auf sich selbst bezogen, und wenn das nicht möglich ist, werden die Fragen übergangen. Es sind weniger die Leistungen und der Erfolg im Beruf – die erwähnt sie natürlich auch –, sondern ihre Eigenschaften, die sie als „moralische“ bezeichnet und die sie immer wieder sehr betont hervorhebt: ihren Mut, ihren Widerstand, ihren Kampfgeist und auch ihre Ausstrahlung, die sie auf die Menschen hat. Neben der Rolle der starken Kämpferin präsentiert sie noch eine andere – die der Verfolgten, Diskriminierten. Wie sehr und oft sie benachteiligt, diskriminiert und fälschlich angeklagt wurde, wie oft ihr Unrecht getan wurde, das betont sie in fast allen Episoden und damit ihre Stärke, trotzdem als Siegerin hervorgegangen zu sein. Stärke will sie auch demonstrieren, wenn sie beteuert, kein Mitleid mit ihrem Mann zu kennen. Auf die Frage, aus welchen Gründen sich Katharina Dvorschak auf diese Weise präsentiert, gibt es vielleicht zwei Antworten: Zum einen ist es die Position mir gegenüber. Wie schon zu Beginn der Arbeit im Zusammenhang über die Interviewsituation erwähnt, war für sie das Interview auch eine Frage der Macht in der Gesprächsführung. Auch ihr Selbstbild, das sie vor mir entwarf, sollte ihre Stärke beweisen – dies ist aus vielen Bemerkungen erschließbar. Erving Goffman bezeichnet solch eine Situation als „performance“, als „Darstellung“, als die „Gesamttätigkeit eines bestimmten Teilnehmers [...], die dazu dient, die anderen Teilnehmer in irgendeiner Weise zu beeinflussen“⁶⁴⁵.

Zum anderen ist ihre Präsentation vielleicht auch der Versuch, nicht das Bild einer „gewöhnlichen“ Frau zu bieten, sondern das einer „besonderen“ – für mich, aber auch für sich selbst, um im Erzählen die Diskrepanz zwischen ihrem Selbstbild und dem „faktischen Verhalten“ zu überwinden.

„Die Erzählung einer Geschichte, in der eigenes Handeln vorkommt, kann das schmeichelhafte Selbstbild vermitteln, das im faktischen Verhalten schlecht zu übertragen ist, weil das faktische Verhalten ihm eigentlich widerspricht. Die Verbalisation von eigenem Verhalten kann – im Unterschied zum faktischen Verhalten selbst – dieses Verhalten korrigieren, ungeschehen machen, verändern.“⁶⁴⁶

Aber diese Überlegungen können nur als Versuche gesehen werden, ein Bild von Katharina Dvorschak zu beschreiben, das der Realität entspricht.

645 Ebd., S. 18.

646 Quasthoff, Uta M.: Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen 1980. S.154.

IV. Von der Lust und der Schwierigkeit des Erzählens⁶⁴⁷

„Eigentlich habe ich Ihnen wenig zu erzählen.“ Diese Einstellung hatten alle Frauen vor Beginn des Interviews, um nach mehreren Stunden des Erzählens festzustellen: „Eigentlich hatte ich ein bewegtes Leben“⁶⁴⁸. und „Das Erzählen war mir jetzt ein Vergnügen!“⁶⁴⁹ Dazwischen breiteten sie Erlebnisse und Erfahrungen aus ihrem langen Leben aus. Alle Frauen zeigten sich als geübte Erzählerinnen. Tatsächlich geübt, weil durch ihre politische oder berufliche Arbeit auch geschult wie Christa Weiß, Gerlinde Hofer, Herta Pauser, geübt auch im Ausweichen und Vermeiden wie Grete Schütz und Katharina Dvorschak und alle geübt in der Schilderung der verschiedensten kommunikativen Alltagssituationen.

Nach den üblichen inhaltlichen und sprachlichen Unsicherheitsformulierungen am Beginn des Interviews war die Lust am Erzählen bei allen Gesprächspartnerinnen ganz offensichtlich – allerdings gilt das, und darauf wurde in dieser Arbeit schon mehrmals hingewiesen, nur für jenen Teil des Interviews, in dem die Frauen über ihre Jugendzeit, also über die Zeit vor ihrer Eheschließung berichteten. Der Bruch in der Bereitschaft, von sich aus Erfahrungen und Episoden aus ihrem Eheleben und Familienleben detailliert zu erzählen, ist auch ein Erzählbruch, ein Bruch in der Erzählfreude und Redegewandtheit. So sollen in einem ersten Teil zunächst die Ursachen für die Lust und in einem zweiten Teil die Gründe für die Schwierigkeit des Erzählens genauer analysiert werden.

647 Thomas Bernhard schreibt über das schwierige Erzählen: „... habe ich einen Augenblick gedacht, daß es gar keinen Sinn hat, dem Anwalt, Ihnen, die ganze Geschichte zu erzählen, und habe Ihnen dann doch die ganze Geschichte erzählt, nicht die ganze Geschichte, denn die ganze Geschichte zu erzählen, ist unmöglich, das wäre mir absolut nicht möglich, die ganze Geschichte zu erzählen ... wenn man eine Geschichte erzählt, erzählt man ja in Wirklichkeit diese Geschichte nicht, man macht ein paar Andeutungen, aber man erzählt die Geschichte nicht, die Geschichte ist das, was man nicht erzählt, und indem man die eigentliche Geschichte nicht erzählt, erzählt man die Geschichte ... diese ganze Geschichte zu erzählen, sagte er, wäre wohl fürchterlich ... aber auch das, was ich erzählt habe, sagte er, ist fürchterlich genug, allein, was ich erzählt habe, genügt.“ Bernhard, Thomas: Der Hutmacher. Geschrieben 1968. Erstmals abgedruckt in: Die Presse. Spektrum 11. Jänner 2009, S. I und II.

648 Maria Hahn T15

649 Herta Pauser T14

„Das muss ich noch erzählen!“

Von der Lust des Erzählens

Meiner Aufforderung, von ihrer Jugendzeit zu erzählen, sind alle Gesprächspartnerinnen gern nachgekommen, obwohl sie erwarteten, nur von ihrem Mann erzählen zu müssen. Das kleine, unscheinbare Aufnahmegerät war sehr schnell vergessen, nach geringen Unsicherheiten und nach Zustimmung zum Beispiel auf die Frage: „Ist das die Richtung, wo Sie hinwollen?“⁶⁵⁰, folgte die lebendige Erzählung von einzelnen Episoden aus der Kindheit und Jugendzeit, bei der ich den Eindruck hatte, dass die Frauen nicht gern von mir unterbrochen werden wollten. Dies geschah auch deshalb selten, weil sie sichtlich bemüht waren, mir die Ereignisse so darzustellen, dass ich sie nachvollziehen konnte. Sie versicherten sich gelegentlich durch Fragen wie: „Wissen Sie?“ oder „Können Sie sich das vorstellen?“ Fritz Schütze hat diese Hörerinnenorientierung als „kognitive Figuren des Stegreiferzählens“ beschrieben, die diejenigen informativen Elemente beinhalten, die zum Aufbau und Verständnis einer Geschichte benötigt werden und für die Erzählerin und die Hörerin als Orientierungs- und Darstellungsraster dienen.⁶⁵¹

Die „Erzähllinie“ als „eine thematisch spezifische Verknüpfung von Prozeßstrukturen des Lebenslaufs unter einem zentralen Gesichtspunkt“⁶⁵² war zwar in diesem Abschnitt nicht deutlich auszumachen – sieht man vom zentralen Thema des Widerstands, das stets mitschwang, ab –, aber die Frauen waren sehr bemüht, die Chronologie und eine Strukturierung der vergangenen Ereignisse einzuhalten. Der Anfang eines Abschnitts wurde angekündigt mit Sätzen wie: „Jetzt kommt die Schulzeit.“⁶⁵³ „Warten Sie, wie geht das jetzt weiter? . Ich muss schauen, dass ich nicht durcheinander komm“⁶⁵⁴, und das Ende mit Bemerkungen wie: „Das war’s einmal aufs Erste, so grob einmal.“⁶⁵⁵ Wurde von Episoden berichtet, die vom chronologischen Ablauf abwichen – „Das muss ich erzählen, weil mir das gerade einfällt“⁶⁵⁶ –, so fanden die Erzählerinnen auch ohne mein Einschreiten selbst wieder in den zeitlich strukturierten Erzählfluss zurück: „Jetzt hab ich einen weiten Sprung ge-

650 Elisabeth Jäger T1

651 Schütze 1984, S. 80.

Über die „Zugzwänge“ der Kondensierung, Detaillierung und Gestalterschließung, ebenfalls ordnungsschaffende und verständnissichernde Prinzipien, auf die hier nicht eingegangen wird, siehe auch: Lucius-Hoene 2002, S. 36.

652 Schütze 1984, S. 105.

653 Katharina Dvorschak T3

654 Inge Dostal T2

655 Gerlinde Hofer T5

656 Maria Hahn T6

macht, aber jetzt wieder zurück!“⁶⁵⁷ Oft wurden die Erzählungen auch nur mit den Konjunktionen „und ... dann ... und dann ...“ verbunden.

Das Erzählen von Episoden aus der Jugendzeit machte allen Frauen sichtlich Freude: „Da sind so kleine Geschichten gewesen ...“⁶⁵⁸ Sicher waren manche davon schon oft erzählte Geschichten, deren Wirksamkeit, von der sie wussten, auch an mir erprobt wurden – und das zumeist erfolgreich. Sie wurden angekündigt: „Da muss ich Ihnen aber eine Geschichte erzählen“,⁶⁵⁹ und – weil es oft humorvolle Ereignisse waren – mit Lachen und Gestik begleitet. Manche wurden dramatisch ausgestaltet: Den Fliegerangriff auf Linz schilderte Elisabeth Jäger so:

„Maria und Josef! . Wissen’S, der Fliegeralarm, die lauten Sirenen, da sind wir in den Luftschutzkeller, alle sind grennt ., aber da sind die Tiefflieger kommen –, buuuuuuaah – und dann gleich drauf hast es schon gehört: wumm, wumm . des war *schlach!*“

Manche Episoden – meist berufliche Auseinandersetzungen mit Vorgesetzten – wurden zu kleinen Szenen mit eingestreuten direkten Reden inszeniert, bei denen paraverbale Mittel wie Stimmführung, Lautstärke und Sprachmelodie eingesetzt wurden, um die jeweiligen Personen zu charakterisieren. Der häufig gemachte unbewusste Sprung ins historische Präsens machte die Szenen noch lebendiger.⁶⁶⁰ Dass es sich bei den Episoden um „erprobte“ Geschichten handeln konnte, zeigt das Beispiel der Erzählung Brigitte Fuchs’ über den Einmarsch russischer Soldaten in ihre Heimatstadt, die sie mir beim zweiten Interviewtermin nochmals, mit fast gleichem Wortlaut erzählte.

Die Erzählungen brachten aber auch traurige, schmerzliche Erinnerungen wieder ins Bewusstsein und lösten Emotionen aus, die nicht beschrieben werden konnten – keine Frau sagte etwa: „Das hat mich traurig gemacht“ –, sondern die expressiv zum Ausdruck gebracht wurden.⁶⁶¹ Wenn Brigitte Fuchs beispielsweise von ihrer Hochzeitsreise erzählte, wurde mir vor allem durch ihre Gestik und vielsagende Mimik, auch durch unterdrückte Tränen die Enttäuschung vermittelt. Gefühle erfassten manchmal die Frauen gegen ihren Willen, sie konnten nicht weitererzäh-

657 Brigitte Fuchs T13

658 Brigitte Fuchs T26

659 Helga Postl T5

660 Vgl. Günther, Susanne: Stimmenvielfalt im Diskurs: Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion (ISSN 1617-1837), Ausgabe 3, 2002, S. 59–80. (www.gesprächsforschung-osz.de vom 24.9.2008).

661 Über Emotionen im Erzählen auch: Lucius-Hoene 2002, S.38.

len, weil sie weinten, Maria Hahn entschuldigte sich dafür, und sie versuchten nach einer Zeit beidseitigen Schweigens über ein anderes Thema zu sprechen. Manchmal klafften Emotion und Erzählinhalt auch auseinander – vor allem bei späteren Erzählungen aus ihrem Eheleben – so wenn Martha Feiler lachend von der längeren Abwesenheit ihres Mannes bei der Geburt ihres Kindes erzählte oder wenn Christa Weiß in einem Nebensatz sachlich erwähnte, dass sie nach einem Sturz mit dem Rad ihr ungeborenes Kind verloren hatte. Der Wahrheitsgehalt wurde sehr oft am Ende einer Episode mit einem kräftigen „So war das!“ betont.

„Wie soll ich das jetzt sagen ...?“

Von der Schwierigkeit des Erzählens

Mit dem Beginn des Ehelebens, mit den Schwierigkeiten und Verweigerungen, über diese Zeit zu reden und zu erzählen, vollzog sich auch ein Bruch im Erzählen selbst.

Die bisherigen Rollen veränderten sich: Aus der ZuhörerIn wurde eine Fragende, aus der bisher lustvollen ErzählerIn eine oft nur zögerlich Antwortende. Wenn es zu Erzählungen kam, dann waren sie nicht mehr detailreich, dramatisch aufbereitete Szenen fehlten. Hatte Elisabeth Jäger ihre Erzählungen aus der Jugend immer mit lebendigen Szenen ausgeschmückt, so erzählte sie nun von ihrem Eheleben in einer fast sachlich reduzierten Sprache. Manche Berichte wurden nicht zu Ende geführt, vor allem dann nicht, wenn die Fortführung durch unangenehme Erinnerungen hätten belastet werden können. So brach beispielsweise Grete Schütz ihre im Ansatz ausführliche Antwort auf meine Frage, ob ihr Mann von seiner Vergangenheit erzählt habe, mitten im Satz ab, auch als sie auf ihren Sohn, mit dem ihr Mann wegen seiner studentischen Faulheit kein gutes Verhältnis hatte, zu sprechen kam: „... er hat ihm nichts . aber mein Mann wäre ja jetzt sehr stolz auf ihn!“ Und als ich auf das angesprochene Thema zurückkommen wollte, reagierte Grete Schütz in recht aggressivem Ton mit der Frage an mich: „Haben Sie Kinder?“ Ähnlich verliefen auch bei anderen Frauen die Gespräche bei für sie problematischen oder belastenden Themen. Reinhard Sieder weist darauf hin, dass

„Erzählbrüche auf noch nicht abgeschlossene Umwertungen eines Geschehens, auf problematisch Gewordenes, auf die Spaltung des Denkens und

Wissens, auf die Externalisierung oder Verdrängung unangenehmer oder belastender Teile eines Zusammenhangs“ verweisen.⁶⁶²

Inhaltliche Unsicherheiten drückten sich auch sprachlich in Satzbrüchen aus, so, wenn Maria Hahn vom Außenseitertum als Slowenin – recht ungern – sprach:

„Viel Arbeit, ja . und alles . was mein Vater war . und wie soll ich sagen – mein Mann – auch Partisan . das Politische . das hab ich eigentlich erst später. Ja. Nuur, nur, dass wir ... Außenseiter warn, das haben wir . das waren wir immer. Wir sind immer abgestempelt gwesen . als die Slowenen.“⁶⁶³

Grundsätzlich bestand bei allen ErzählerInnen eine klare Vorstellung davon, wie eine Geschichte erzählt werden sollte. Erzählungen bedürfen aber auch der sprachlichen Aufbereitung, rhetorische Mittel transformieren und strukturieren den Sinn des Erzählten.⁶⁶⁴ So soll in diesem letzten Teil näher auf die sprachlichen Mittel meiner Gesprächspartnerinnen eingegangen werden.

Alle Frauen versuchten am Beginn des Interviews ihre ersten Sätze in gehobener Standardsprache zu formulieren: „Ich bin in geboren und verbrachte meine Jugend ...“ Sicher hatte das damit zu tun, dass das eingeschaltete Aufnahmegerät noch präsent war, wodurch das Gespräch eine besondere Bedeutung erhielt und ich, als „akademisch gebildete“ ZuhörerIn, ihnen gegenüber saß – alles Unsicherheiten, die durch die „gewählte“ Sprache überbrückt werden sollten. Bald aber kamen, wie oben erwähnt, die Frauen ins Erzählen, und damit vollzog sich auch ein Kodewechsel in die Umgangssprache, eine Sprache, in der sich meine Gesprächspartnerinnen sehr sicher fühlen. Natürlich gab es manchmal je nach Regionalität und beruflicher Ausbildung Unterschiede in der Beherrschung von korrekter Syntax und Grammatik, aber – und das ist wohl das Wesentliche – keine Frau hatte Schwierigkeiten, die Erlebnisse vor allem aus ihrer Jugendzeit sprachlich lebendig und anschaulich zu gestalten. Dabei vermieden sie – sicher bewusst – mundartliche Ausdrücke. Nur im Zusammenhang mit dramatischen oder emotional stark besetzten Schilderungen hieß es dann beispielsweise: „ aber so deppat wie ihr“, oder „mir is des wurscht“⁶⁶⁵ oder auch als Ausdruck in einer besonderen Situation: „Des war gfährlich, mei Liaber! Die bringen di glei um!“⁶⁶⁶

662 Sieder, Reinhard: Gesellschaft und Biographie. In: Reinhard Sieder (Hg.): Brüchiges Leben in sozialen Systemen. Wien 1999. S. 235–263, hier S. 256.

663 Maria Hahn T4

664 Vgl. dazu auch Schröder 2005, S. 17–42.

665 Martha Feiler T5

666 Elisabeth Jäger T2

Der umgekehrte Wechsel von der Umgangssprache in die „Schriftsprache“ – dabei auch leicht in die Nähe der Phrasenhaftigkeit – geschah in jenen Passagen, in denen die besondere Bedeutung eines Geschehens hervorgehoben werden sollte: „Es hat eine Freundschaft geherrscht! [...] Mein Gedanke war immer: Helfen, wo man helfen kann!“⁶⁶⁷, und auch wenn besondere Eigenschaften betont werden: „Er war der Herr im Haus. Er war eine Respektsperson!“⁶⁶⁸, so charakterisierte Maria Hahn ihren Großvater, und Katharina Dvorschak kann von sich behaupten: „Ich sage Ihnen, ich habe *eine Ausstrahlung* gehabt!“⁶⁶⁹

Jede Umgangssprache ist reich an Redewendungen, deren sich meine Gesprächspartnerinnen gern bedienen: „Gfreut hat mich das nicht, aber es hat nicht geschadet“, ⁶⁷⁰ meinte Helga Postl über ihre Arbeit als Lehrmädchen. Oft kam auch das in der Umgangssprache oft gebrauchte „du“ vor, das an keine bestimmte Person gerichtet ist: „Aber wenn du das länger machst, dann gwöhnst du dich daran.“⁶⁷¹

Die Ausführungen und Erzählungen, die in der vorliegenden Arbeit in transkribierter Form wiedergegeben werden, ergänzen nicht nur von ihrer inhaltlichen Aussage her, sondern auch durch sprachliche Eigenheiten und Besonderheiten, durch die Verwendung rhetorischer Mittel das Gesamtbild meiner Gesprächspartnerinnen.

667 Brigitte Fuchs T7

668 Maria Hahn T3

669 Katharina Dvorschak T15

670 Helga Postl T1

671 Martha Feiler T2

V. Bilanz über einen Forschungsweg

Elf Frauen haben aus ihrem sehr persönlichen Leben erzählt und über ihre Erlebnisse und Erfahrungen reflektiert. Das Band, das alle elf Frauen verbindet, ist die Tatsache, dass sie mit Männern verheiratet waren oder noch sind, die in der Zeit des Austrofaschismus und Nationalsozialismus aktiven Widerstand geleistet haben und deswegen verfolgt, inhaftiert und in Konzentrationslager gebracht wurden. Dieses Band verbindet auch die Analyse der Gespräche und die Abschnitte der vorliegenden Arbeit.

Obwohl jede einzelne Biographie der Frauen es wert gewesen wäre, ausführlich und chronologisch dargestellt zu werden, stand im Mittelpunkt meines Forschungsinteresses die Frage, inwieweit sich die Ehen der elf Frauen von anderen Ehen ihrer Generation unterschieden. Dass es große Differenzen geben müsse, das war meine grundlegende Annahme am Beginn der Arbeit, die Ausgangslage für meine Recherchen. *Welche* Besonderheiten die Ehen meiner Interviewpartnerinnen auszeichneten, das wollte ich in den Gesprächen mit den Frauen ergründen. Dass die Beantwortung dieser zentralen Frage vielfältige Blickwinkel einforderte, merkte ich bereits nach den ersten Interviews, wusste ich mit Sicherheit bei der Transkription, vor allem beim wiederholten Anhören der Tonaufnahmen. Nie musste ich mich von meiner Hypothese verabschieden – Ehen mit Widerstandskämpfern verlangten von den Ehefrauen besondere Fähigkeiten –, aber ich musste differenzieren. Aspekte taten sich auf, die ich am Beginn der Arbeit in meine Überlegungen und Annahmen nicht einbezogen hatte.

Die Frauen erzählten viel von ihrer Kindheit und Jugend in der Zeit des Nationalsozialismus, in den Jahren des Zweiten Weltkriegs und in den Nachkriegsjahren. Was als Einstieg ins Erzählen gedacht war, erwies sich als ein Feld, das ganz neue, wichtige Aspekte eröffnete. Alle Frauen sind in politisch widerständigen Familien aufgewachsen, sie haben ihre Eltern, Geschwister und Freunde als Gegner der Terrorherrschaft oder zumindest als nicht Angepasste erlebt, sie haben diese Haltungen selbst auch angenommen. Besonders in diesen Erzählungen aus ihrer frühen Lebenszeit hoben sie ihre eigene Widerständigkeit in verschiedenen Situationen hervor, und immer wieder wurde der Vater als Vorbild und enge Bezugsperson erwähnt. Diese Aspekte, auf die ich beim Kategorisieren der Tonbandaufnahmen aufmerksam wurde, erschlossen eine neue Hypothese: Die Begegnung mit dem

Mann, dem Widerstandskämpfer, und die Heirat mussten in Zusammenhang mit der Sozialisation in Kindheit und Jugend gesehen werden. Die Beweisführung, die Ausräumung der Zweifel dieser Annahme im ersten Teil der Arbeit, war für mich sehr wichtig, denn sie bedeutete die Grundlage, auf der ich meine Analyse der Ehejahre, also dem zentralen Thema meines Interesses, aufbauen konnte.

Um die Erfahrungen der Frauen als langjährige Ehepartnerin von Widerstandskämpfern verstehen und interpretieren zu können, musste ich mir mehrere Zugänge verschaffen. Es waren zwei große Themenbereiche, die ich vom Beginn an in meine Überlegungen, in meine Fragestellungen im Interview mit den Frauen eingeplant hatte: Zunächst musste ich die Berichte der Frauen auf ihre ‚gewöhnliche‘ Ehe hin analysieren, ihr Frauenbild, ihre Rolle als Frauen, ihre Wertvorstellungen und die ihrer Ehemänner, im Kontext mit den Vorstellungen der Nachkriegsgesellschaft, untersuchen, erst dann konnte ich auf die „Besonderheiten“ der Ehen eingehen.

Die Arbeit an diesem ersten Themenkomplex erwies sich als ambivalenter, als ich angenommen hatte. Zum einen hatte ich genügend Material, an dem ich mich abarbeiten konnte: Kleinfamilie, Hierarchisierung in der Familie, Doppelbelastung der Frauen u.a.m. Zum anderen erlebte ich aber gerade hier auch die Grenzen des Materials: die Leerstellen und Lücken in den Erzählungen, deren Ursachen ich wohl benennen konnte, die zu füllen aber mit der Gefahr der Überinterpretation verbunden war. Darüber hinaus begab ich mich als Forscherin auf ein sehr glattes Terrain: Ich verstrickte mich zunehmend in die Lebensgeschichten meiner Gesprächspartnerinnen, ich wusste um ihre alltäglichen Erfahrungen, ihre Haltungen und Einstellungen, geprägt von den anerkannten gesellschaftlichen Vorstellungen, aus meiner eigenen Lebensgeschichte, ich konnte das Bild meiner Familie in ihren Erzählungen wiederfinden und konnte ihre Sorgen, aber auch ihre als selbstverständlich aufgefassten Pflichten nachvollziehen. Es war schwierig, mich zu distanzieren, Abstand zu gewinnen, nicht voreilig zu werten und zu urteilen. In keinem Abschnitt der Arbeit waren die Phasen der Reflexion so notwendig wie in diesem, um eigene Mechanismen auszublenden und sich der eigenen Haltungen und Meinung allmählich bewusst zu werden.

Bei der Analyse der Besonderheiten des Ehelebens und der Beziehung der Frauen zu ihren Männern im darauf folgenden Themenbereich fiel der notwendige distanzierte Blick auf die Gegebenheiten leichter. Durch die intensive Beschäftigung mit wissenschaftlichen Untersuchungen über Traumatisierungen durch Verfolgungen, aber auch durch die Lektüre vieler autobiographischer Berichte von politisch Verfolgten konnte ich die Haltungen der Männer zu ihren Frauen, vor allem aber die

Erfahrungen der Frauen mit ihren Männern besser verstehen und interpretieren. Dabei bestätigte sich meine Anfangshypothese: Die Beziehung der Frauen zu ihren Männern, den Widerstandskämpfern, war von besonderen Belastungen für die Frauen gekennzeichnet. Sie erforderte von ihnen besonderes Verständnis, Einfühlungsvermögen, größere Nachsicht und Toleranz, als üblicherweise Ehefrauen abverlangt wird. Dies bedeutete für sie zwar, oft schmerzliche Erfahrungen bewältigen zu müssen, aber auch, durch die Bewältigung in ihrem Selbstbewusstsein gestärkt zu werden – dies wird in den Reflexionen der Frauen über ihr Leben sehr deutlich. Trotz aller Einschränkungen und Entbehrungen in ihrem Leben sind alle Frauen stolz auf ihre Ehemänner, auf deren ungebrochene Gesinnung und auf deren aufrechten Gang.

Ein Aspekt, der sich erst im Laufe der Analyse als beachtenswert herauskristallisierte, betraf die politische Arbeit der Männer in der sozialistischen, vor allem in der kommunistischen Partei im Nachkriegsösterreich. Sie spielte im Leben der Familien meiner Gesprächspartnerinnen eine gewichtige Rolle. Für die Männer, von denen einige auch beruflich in den Parteiorganisationen beschäftigt waren, bedeutete sie die Weiterführung ihrer weltanschaulichen Zielsetzungen, für die sie verfolgt worden waren, für die Frauen ein großes Maß an Verständnis und Toleranz, denn die Parteiarbeit für die Männer nahm allzu oft einen größeren Raum ein als das Leben für die Familie. Diese Tatsache musste von den Frauen hingenommen werden, ebenso die Erfahrungen, als Kommunistin in der Nachkriegsgesellschaft diskriminiert zu werden.

Bei der Analyse dieser Thematik musste ich mich fast gänzlich auf die Erzählungen der Frauen stützen und konnte sie nicht durch wissenschaftliche Arbeiten absichern. Die Gründe für den Ausschluss vieler Kommunisten und Kommunistinnen aus der Partei 1968 hingegen ist durch HistorikerInnen gut belegt. Ich habe diese Zeit auch selbst bewusst miterlebt, der Kontext zu den historischen Ereignissen musste zwischen meinen Interviewpartnerinnen und mir nicht hervorgehoben werden, nur die Eckdaten habe ich in der Analyse beschrieben. Dies war auch deshalb notwendig, um die Bedeutung des Ausschlusses für die Männer, aber auch für die Frauen verständlich zu machen. Für alle Männer hatte er schwere psychische Beeinträchtigungen zur Folge – welche die Frauen aufzufangen, zu therapieren versuchten, sie übernahmen nun die Rolle der starken, fürsorglichen Partnerin. Der Ausschluss bedeutet aber für die Männer keinesfalls die Aufgabe ihrer Weltanschauung – auch nicht für die Frauen.

Hier schloss sich das Band, das alle Erzählungen zusammenhält: von der politischen Sozialisation in der Jugendzeit und der Aneignung einer eigenen politi-

schen Lebenshaltung, die den Weg zur Wahl eines Widerstandskämpfers als Ehemann vorzeichnete, über die Ehejahre, die an die Frauen größere Anforderungen stellten als die allgemeinen Vorstellungen von einer guten Ehefrau, hin zu einer Frau, die trotz aller Schwierigkeiten zu ihrer Gesinnung – und zu ihrem Mann hält. Hier glättete sich auch das für mich manchmal verworrene Band, das sich durch meine Forschungsarbeit zog. Es erschloss sich mir ein anschauliches Bild vom Leben der Frauen, das ich entgegen meiner Zweifel, die ich manchmal hatte, auch darstellen konnte. Und es zeigte sich sehr deutlich: Das Leben von Ehefrauen von Widerstandskämpfern war und ist ein besonderes, dem mein ganzer Respekt gilt.

Anhang

Kurzbeschreibungen der Interviewsituationen

Brigitte Fuchs

Drei Interviews (mit drei Wochen Abstand)

Erstes Interview: Dauer drei Stunden

Wie auch die folgenden Treffen fand die erste Befragung am Vormittag in der Wohnung des Ehepaares statt. Bei der Begrüßung und den unverbindlichen Gesprächen war der Ehemann anwesend, zog sich dann aber in sein Arbeitszimmer zurück. Er telefonierte während unseres Gesprächs einige Male im Vorzimmer, was Brigitte Fuchs empörte, darf sie doch keinesfalls stören, wenn er eine Besprechung hat. Wir saßen uns während des ganzen Gesprächs an einem Tisch, der auch als Ess- und Arbeitstisch verwendet wird, eher unbequem gegenüber, Mineralwasser stand bereit. Brigitte Fuchs begann nach dem Einschalten des Aufnahmegerätes sofort mit dem Erzählen aus ihrer Jugendzeit, das bald sehr lebendig wurde. Das Ende dieses Lebensabschnitts war auch das Ende des ersten Interviews, auch deshalb, weil ihr Mann an das Essen in einem Gasthaus erinnerte.

Zweites Interview: Dauer zwei Stunden

Wieder befand sich der Ehemann im Nebenzimmer und wurde von Brigitte Fuchs zweimal zur Klärung von genauen Daten und Namen ins Wohnzimmer gerufen. Brigitte Fuchs griff nochmals auf Begebenheiten aus dem ersten Interview zurück, die sie fast wortwörtlich wiederholte. Das Erzählen über ihre Ehejahre fiel ihr nicht ganz so leicht, vor allem deshalb nicht, weil es starke Emotionen hervorrief, sie kämpfte manchmal mit den Tränen, und ich musste zweimal das Aufnahmegerät ausschalten. Diesmal beendete ich das Interview, weil ich merkte, dass das Gespräch für Brigitte Fuchs anstrengend wurde. Ich begleitete das Ehepaar zum Mittagessen, wobei Brigitte Fuchs wieder zu ihrer Lebendigkeit zurückfand.

Drittes Interview: Dauer zwei Stunden.

In diesem Gespräch ging es weniger um das Erzählen von Ereignissen, ich konnte vor allem mir wichtige Fragen stellen, auf die Brigitte Fuchs ganz unterschiedlich einging. Ausführlich etwa bei der Frage um die Umstände des Ausschlusses aus der KPÖ, sehr distanziert aber, wenn ich auf ihre persönliche Befindlichkeit in

bestimmten Situationen zu sprechen kam. Mit dem gemeinsamen Mittagessen endete die Befragung.

Katharina Dvorschak

Ein Interview: Dauer drei Stunden

Nach mehrfacher Verschiebung des Termins fand schließlich das Treffen in der kleinen Wohnung des Ehepaars in einem Pensionistenheim statt. Sofort nach der kurzen Begrüßung wurde der gehbehinderte anwesende Ehemann von seiner Frau in den Gemeinschaftsraum des Heimes geschickt. Katharina Dvorschak zeigte mir sogleich sehr stolz alle praktischen Gegenstände in ihrer Wohneinheit, ließ mich kaum zu Wort kommen und übergab mir, als Historikerin, wie sie sagte, gesammelte Flugschriften aus dem Zweiten Weltkrieg zur „wissenschaftlichen Verwendung“. Auf dem kleinen Tisch hatte sie bereits das Heft aufgeschlagen, in das sie in der Vorbereitung zum Interview alle Lebensdaten aufgeschrieben hatte. So begann sie auch sofort nach dem Einschalten des Aufnahmegerätes mit der chronologischen Abfolge ihrer Jugend, und es gelang mir auch im weiteren Interview nicht immer, durch Fragen und Nachfragen diesen „Lebenslauf“ in eine Erzählung umzuwandeln.

Immer wieder holte Katharina Dvorschak Dokumente und Unterlagen hervor, so eine Anklageschrift der Gestapo, aus denen sie ausführlich vorlas. Schwierig war es auch, Unklarheiten auszuräumen, weil Katharina Dvorschak sehr schnell das Thema wechselte. Das Interview, währenddessen ich nur ein Glas Wasser erhielt, wurde durch ihren Ehemann beendet, der nicht mehr länger warten wollte und sofort mit den Erzählungen aus der Zeit im Konzentrationslager begann, was aber bald durch Katharina Dvorschak unterbrochen wurde, indem sie mir die Fotografien ihrer Söhne vorlegte. Freundlich wurde ich verabschiedet und zum Lift begleitet, damit ich mich in den dunklen Gängen des Pensionistenheimes nicht verirrte.

Helga Postl

Ein Interview: Dauer zwei Stunden

Nach meiner ersten schriftlichen Anfrage schrieb mir Helga Postl einen Brief, in dem sie von den Kriegsjahren berichtete. Bei dem darauf folgenden Telefongespräch schlug sie ein Treffen in einem sehr kleinen Gasthaus in der Nähe ihres Hauses am Nachmittag vor. Wie sich im Laufe des Gesprächs herausstellte, fürchtete sie, ich würde ihr Haus und ihre Wohnung nicht „schön genug“ finden. An einem gemütlichen Ecktisch des sehr ruhigen Gasthauses konnten wir ungestört das Gespräch führen, den servierten Kaffee trank Helga Postl erst nach dem Interview.

Helga Postl hört schlecht, den Hörapparat versteckte sie unter einem Kopftuch, für das sie sich aber wieder genierte, wie sie am Ende des Gesprächs gestand. Erst nachdem ich ein bisschen von mir berichtet hatte, kam auch Helga Postl ins Erzählen. Vor allem bei ihr war das Vertrauen, von (älterer) Frau zu Frau reden zu können, sehr deutlich spürbar, begünstigt auch durch die Nähe der Sitzanordnung am kleinen Ecktisch. Trotz des öffentlichen Raums der Gaststube konnte sie starke Emotionen zulassen, ohne sich dafür entschuldigen zu müssen, wie sie in der Reflexion über das Interviews erleichtert feststellte. Das Gespräch klang nach Abschalten des Aufnahmegerätes mit ihren Erzählungen über ihre Enkelkinder aus.

Gerlinde Hofer

Zwei Interviews (Abstand zwei Wochen)

Erstes Interview: Dauer zweieinhalb Stunden

Gerlinde Hofer schlug bei der ersten telefonischen Kontaktaufnahme ein Treffen in ihrer Wohnung an einem Nachmittag vor. Sie wohnt in einer kleinen Zweizimmerwohnung in einer größeren Ortschaft in Niederösterreich. Da sie nach mehreren Hüftoperationen gehbehindert ist, bewegt sie sich in der Wohnung mit Hilfe eines Rollators. Bei meinem ersten Besuch war sie gerade erst von einer Therapie nach Hause gekommen, sodass ich ihr bei den Vorbereitungen der Kaffeejause, die sie unbedingt vor dem Interview machen wollte, behilflich sein durfte. Dann wurde ich erst auf die vielen kleinen Nippes, liebevoll auf Deckchen arrangiert, und vor allem auf die vielen kleinen Fotografien ihrer Tochter und ihrer zwei Enkelinnen aufmerksam gemacht. Ein Foto ihres Mannes war nicht zu sehen. Nach der Jause, bei der ich von mir erzählen musste, wurde zuerst der Tisch abgeräumt, das Tischtuch entfernt, und mit dem Einschalten des Aufnahmegerätes begann für Gerlinde Hofer die Ernsthaftigkeit der Interviewsituation. Da sie sehr ausführlich erzählte, viele Episoden vor allem aus ihrer Kindheit und Jugend einstreute, stellten wir nach zweieinhalb Stunden übereinstimmend fest, mit dem Interview in einer zweiten Befragung fortzufahren, den Termin dafür setzten wir gleich fest. Abschließend gingen wir die vorbereiteten schriftlichen Unterlagen, wie Arbeitszeugnisse, Beschwerdebriefe, Ansuchen etc., durch, die ich mitnehmen und kopieren sollte.

Zweites Interview: Dauer drei Stunden

Diesmal war der Kaffeetisch bereits liebevoll vorbereitet, die Jausenzeremonie wiederholte sich, das Interview wurde von Gerlinde Hofer sofort mit dem Anknüpfen an die letzte Erzählung aus der ersten Begegnung fortgesetzt. Auch diesmal erzählte sie sehr ausschweifend, vor allem bei Episoden aus ihrem Berufsleben, es war

aber nicht schwierig, sie durch Fragen und Nachfragen zu den mir wichtigen Themen zurückzuführen, allerdings musste ich einige Male das Aufnahmegerät ausschalten. Nach Beendigung des Interviews drückte sie ihre Zufriedenheit mit sich als Erzählerin und mir als ZuhörerIn mit freundlichen Worten aus.

Christa Weiß

Ein Interview: Dauer zwei Stunden

In einem sehr knappen Telefongespräch mit Christa Weiß wurde das Treffen an einem Vormittag in ihrer Wohnung festgelegt. Obwohl ihr Mann schon seit mehreren Jahren gestorben ist, steht sein Name noch immer auf dem Türschild.

Mein überpünktliches Eintreffen wurde von ihr sehr positiv angemerkt, und ich wurde sofort in das dunkel möblierte, sehr kühl wirkende Wohnzimmer geführt, in dem das Fehlen von Bildern, Nippes oder anderen Ziergegenständen besonders auffiel. Ich musste in einem der tiefen Ledersessel Platz nehmen, was mir eine recht unbequeme Sitzhaltung abverlangt hat, vor allem, wenn ich das Aufnahmegerät bedienen wollte. Christa Weiß saß sehr aufrecht mir gegenüber auf dem Sofa. Sie wollte sofort mit dem Interview beginnen, eine Jause oder ein Getränk wurde mir während der ganzen Zeit nicht angeboten. Im Laufe des Gesprächs holte sie aus der Küche Aschenbecher und Zigaretten, sie ist, wie sie sagte, eine starke Raucherin.

Christa Weiß ist eine sehr sachliche Erzählerin, ihre Sprechweise, ihr knappes, sachliches Eingehen auf meine Fragen, ihr deutliches Vermeiden jeder emotionalen Regung verrät ganz deutlich die jahrelange Schulung in der beruflichen Parteiarbeit. Erst als sie mich am Ende des Interviews in das mit Biedermeiermöbeln eingerichtete helle Nebenzimmer führte, um mir die gemeinsam mit ihrem Mann erstellten Broschüren und Schriften zu zeigen, kam fast ein privates Gespräch zustande, aber auch hier nahm sich Christa Weiß gleich wieder zurück. So förmlich wie die Begrüßung war dann auch die Verabschiedung.

Inge Dostal

Ein Interview: Dauer drei Stunden

Nach einem langen Telefongespräch, in dem ich Inge Dostal überzeugen konnte, dass sie für mich eine wichtige Interviewpartnerin sei, trafen wir uns an einem Nachmittag in ihrer Wohnung in einem Gemeindebau der 50er-Jahre in einer niederösterreichischen Industriestadt. Fürsorglich wartete sie schon vor dem Haus auf der Straße auf mich, weil sie fürchtete, ich könnte die Adresse nicht finden. Zunächst wurde ich durch die Wohnung geführt, in der sie, wie sie mit Stolz erzählte,

mit ihrem Mann drei Söhne großgezogen hat, in der sie jetzt allein lebt, in die aber ihre Kinder und Enkelkinder oft und gern zu Besuch kommen.

Das Interview fand in der hellen großen Küche statt, die gleichzeitig auch der Wohnraum für die Familie ist. Ein Sofa in einer Ecke des Zimmers, auf dem Inge Dostal im Winter schläft, um Heizkosten zu sparen, davor der große Fernsehapparat. Unübersehbar der „Hausaltar“ in der gegenüberliegenden Zimmerecke: viele Familienfotos, im Zentrum das Bild ihres verstorbenen Mannes und viele Mitbringsel von den Reisen ihrer Söhne und Enkelkinder.

Inmitten des Zimmers der große, stabile Esstisch, an dem wir Platz nahmen, unser Gespräch führten und anschließend bei Kaffee und Kuchen plauderten. Sicher ist er das Zentrum des Familienlebens, an dem gegessen, geplaudert, gefeiert und geweint wird. Inge Dostal hatte für mich Fotos und Ausweise ihres Mannes vorbereitet, und das Interview begann mit der Besprechung dieser Unterlagen und den Erinnerungen an ihren Mann. Erst auf meine Bitte, mir von ihrem Leben, ihrer Jugend zu berichten, erzählte sie mit zunehmender Lebendigkeit. Nach der abschließenden Kaffeejause wurde ich wieder bis vor die Haustür begleitet und erst dort verabschiedet.

Elisabeth Jäger

Ein Interview: Dauer dreieinhalb Stunden

Elisabeth Jäger habe ich bei einer Weihnachtsfeier der Witwen der im KZ Mauthausen inhaftierten Spanienkämpfer kennen gelernt, wo ich sie für ein Interview gewinnen konnte. Sie wohnt im gemeinsam mit ihrem verstorbenen Mann erbauten Haus in einer Siedlung außerhalb von Linz. Das Haus und der Garten sind ihr ganzer Stolz, wie sie mir bei dem Rundgang durch die Räume, gleich nach der Begrüßung, erklärte. Obwohl das Interview an einem Vormittag stattfand, war der große Ecktisch im hellen Wohnzimmer für eine Kaffeejause schön gedeckt, die wir aber erst während einer Gesprächspause zu uns nahmen. Elisabeth Jäger saß mir gegenüber ganz am Rande der Eckbank, eine Position, die ihr Platz für weit ausholende Gestik bot. Obwohl in den telefonischen Vorbesprechungen schon erwähnt, wollte sie zunächst einiges über meine Person erfahren und erzählte dann ausführlich von ihren Krankheiten, ehe wir mit dem Interview beginnen konnten. Nach den ersten gut vorbereiteten Sätzen mit den Eckdaten ihrer Beziehung zu ihrem Mann begann sie auf meine Bitte hin, von ihrer Jugend zu erzählen, sehr gern und sehr lebendig zu berichten. Das Erzählen machte ihr offensichtlich Freude, denn auch in der Kaffeepause fielen ihr einige Episoden aus ihrem Leben ein. Beendet wurde das Interview durch die Mittagsglocken, Signal für Elisabeth Jäger für das Mittag-

essen. Ich verabschiedete mich deshalb, versorgt mit dem eingepackten restlichen Kuchen und frischen Birnen für die Heimfahrt sowie mit der Mahnung, beim Überqueren der Straße gut aufzupassen.

Martha Feiler

Ein Interview: Dauer zweieinhalb Stunden

Martha Feiler stand meiner Person anfangs sehr skeptisch gegenüber. Wir vereinbarten zunächst ein Kennenlernen im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes, wo sie öfter Freunde ihres verstorbenen Mannes besucht. In einem Vorzimmer, gestört durch häufig Vorübergehende, wurde ich gemustert und ausgefragt, ehe wir einen Interviewtermin in ihrer Wohnung in Wien festlegten. Mein pünktliches Erscheinen zu diesem Termin wurde wohlwollend angemerkt, für die mitgebrachten Blumen fand sich keine Vase. Bei einer kurzen Führung durch die kleine Wohnung wurde ich vor allem auf die vielen Fotos ihrer Tochter und ihres erwachsenen Enkels, auf dessen aufgehängte Kinderzeichnungen und auf diverse Erinnerungsstücke aufmerksam gemacht. Auch während des Interviews wies Martha Feiler immer wieder auf die Fotos hin. Von ihrer Jugendzeit am Beginn des Interviews wollte Martha Feiler nicht erzählen, weil es davon schon Tonbandaufnahmen gibt – worauf ich schon in den Kurzbiographien der Frauen hingewiesen habe. Häufiger als in anderen Interviews musste ich Fragen stellen – hier kam mein Leitfaden am ehesten zum Einsatz –, auf die Martha Feiler aber ausführlich einging. Dabei musste ich allerdings mehrmals das Aufnahmegerät abschalten. Nach Beendigung des Interviews erfuhr ich während der Jause noch einiges aus dem Leben ihres geliebten Enkels.

Herta Pauser

Ein Interview: Dauer zweieinhalb Stunden

Ich besuchte das Ehepaar, das in einem Einfamilienhaus mit Garten in Wien wohnt, an einem regnerischen Tag und wurde vom Ehemann an der Gartentür empfangen.

Im Vorraum begrüßte mich Herta Pauser, die mich gleich an den runden Tisch im gemütlich eingerichteten Wohnzimmer, in dem eine große Bücherwand und ein Pianino dominieren, führte. Nach einer kurzen Konversation mit dem Ehepaar zog sich der Mann in sein Arbeitszimmer zurück, allerdings wurden die Türen nicht geschlossen, es war nicht ganz klar, ob er mithören konnte, was wir miteinander sprachen. Mir fiel aber auf, dass die Antworten bei manchen Fragen über ihren Mann, wie Kindererziehung, Mitarbeit im Haushalt, etwas zögerlich und für den Mann sehr

positiv ausfielen. Herta Pauser begann ihre Erzählung sofort mit der Bekräftigung, dass auch sie eine Widerständige sei. Diese vorbereitete Einleitung schien ihr sehr wichtig zu sein – ich bin darauf in der Analyse besonders eingegangen. Sehr schnell kam sie in ein sehr lebendiges Erzählen, wenn sie gelegentlich abschweifte, fand sie meist von selbst wieder zum Thema zurück. Am Ende des Interviews war es ihr wichtig, darüber zu reflektieren; sie versicherte, dass ihr das Gespräch sehr wichtig gewesen sei, und sie bedankte sich bei mir für das Zuhören. Sie setzte sich an das Klavier und spielte für mich. Dann führten sie und ihr Mann mich durch die anderen Räume der Wohnung, wobei vor allem Herta Pauser immer wieder auf die Bücher und Schallplatten ihres Mannes hinwies. Wie ich später erfuhr, berichtete sie gleich nach der Verabschiedung telefonisch ihrem Bekannten, der mir das Interview vermittelt hatte, von dem für sie positiven Gespräch.

Grete Schütz

Ein Interview: Dauer drei Stunden

Ein gemeinsamer Friedhofsbesuch (in vier Tagen Abstand), von dem ein Gedächtnisprotokoll aufgezeichnet wurde.

Es bedurfte mehrerer Telefonate, um Grete Schütz zu überzeugen, dass es sicher Erzählenswertes aus ihrem Leben gibt. Aber sie stellte die Bedingung, uns zum Interview zur Mittagszeit in einem ihr vertrauten Restaurant, weit weg von ihrer Wohnung, zu treffen. Obwohl ich sehr pünktlich war, hatte Grete Schütz bereits an einem Tisch Platz genommen – ihr Erkennungszeichen war eine rote Weste – und begrüßte mich recht herzlich. Sie schob den Beginn des Interviews immer wieder hinaus, gab Bestellungen auf, erzählte mir von ihrem täglichen Leben und vor allem von ihrem Sohn, von den Enkeln und Urenkeln. Auch während des Interviews, das doch nach der Hauptspeise zustande kam, schweifte sie immer wieder in ihr Alltagsleben ab, bei ihr unangenehmen Fragen gab ihr der Restaurantbetrieb die Möglichkeit, mit den Antworten auszuweichen. Sie hatte im Rucksack ein umfangreiches Fotoalbum mitgebracht, mit dem gemeinsamen Durchsehen endete das Interview. Auf ihre Bitte hin, sie in den nächsten Tagen zum jüdischen Friedhof zu begleiten, weil sie fürchtete zu stürzen, vereinbarten wir einen neuen Termin.

Auf dem Weg zum Grab ihrer Mutter und anschließend zu dem ihres Vaters erzählte Grete Schütz wieder sehr viel von ihrem Alltag, ich hatte aber auch die Gelegenheit, Leerstellen im Interview, die mir bei der Transkription aufgefallen waren, durch Nachfragen zu füllen. Auffallend war, dass sie diesmal viel bereitwilliger darauf einging und Antworten zwar knapp, aber weniger unwillig als zuvor gab. Ein gemeinsames Mittagessen und ein Telefonat am nächsten Tag, in dem sie sich für

meine Begleitung bedankte, beendeten zunächst unsere Bekanntschaft, allerdings telefonierten wir noch öfter miteinander, wobei wir vor allem über den Gesundheitszustand von Grete Schütz sprachen.

Maria Hahn

Ein Interview: Dauer vier Stunden

Maria Hahn wohnt mit ihrem Mann und einer Tochter in ihrem Haus in einem kleinen Dorf in Kärnten. Ich wurde zur Mittagszeit erwartet, vom „Hausherrn“ schon vor dem Haus, von der „Hausfrau“ im Vorzimmer herzlich begrüßt und zu einem Mittagessen mit Kärntner Spezialitäten eingeladen. Während Maria Hahn noch in der Küche zu tun hatte, nahm ich am Esstisch im sehr großen Wohnzimmer Platz, und ihr Mann begann sofort und ausführlich über sein jüngst erschienen Buch zu reden, das ich bereits gelesen hatte. Auch während des Essens bestimmte er die Konversation, und ich bemühte mich fast vergeblich, auch Maria Hahn ins Gespräch miteinzubeziehen. Zu Beginn des Interviews verließ der Ehemann das Zimmer mit der Versicherung, dass er sehr froh sei, dass auch seine Frau einmal ihre sicher interessante Geschichte berichten könne. Das Erzählen fiel Maria Hahn anfangs nicht ganz leicht, nach einigem Nachfragen wurde ihre Darstellung sehr anschaulich und lebendig. Bei der Kaffeejause in einer längeren Pause beteiligte sich wieder ihr Mann sehr rege an dem Gespräch, er kam auch in der Schlussphase des Interviews ins Zimmer, nahm zwar etwas entfernt von uns Platz, musste sich aber sichtlich bemühen, nicht in das Gespräch einzugreifen. Auffallend war, dass auch Maria Hahn ihm ihre Blicke sehr oft zuwandte und ihn auch fragte, wenn ihr nicht gleich Namen oder Daten einfielen. Das Interview ging ziemlich nahtlos – das Ausschalten des Aufnahmegerätes wurde kaum registriert – in die stolze Präsentation von Zeitungsausschnitten über die Buchpräsentation und das Durchsehen von Fotos über. Ich wurde durch den Garten zur Haustür begleitet und herzlich verabschiedet.

Literatur

Adler, H.G. u. a. (Hg.): Auschwitz. Zeugnisse und Berichte. Frankfurt am Main 1962.

Adorno, Theodor W.: Studie zum autoritären Charakter. Frankfurt 1973.

Améry, Jean: Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Unbewältigten. Stuttgart 1977.

Ameéry, Jean: Essays 1968–1978. Stuttgart 1982.

Appelsmeyer, Heide: „Typus und Stil“ als forschungslogisches Konstrukt in der narrativen Biographieforschung. In: Gerd Jüttemann, Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim–Basel 1998, S. 231–239.

Assmann, Aleida: Geschlecht und kulturelles Gedächtnis. In: Erinnern und Geschlecht. Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung. Band 1, Freiburg im Breisgau 2006, S. 29–46.

Assmann, Aleida: Wie wahr sind unsere Erinnerungen? In: Harald Welzer, Hans J. Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006, S. 95–110.

Assmann, Jan: Das kollektive Gedächtnis zwischen Körper und Schrift. Zur Gedächtnistheorie von Maurice Halbwachs. In: Hermann Krapoth, Denis Laporde (Hg.): Erinnerung und Gesellschaft. Mémoire et Société. Hommage à Maurice Halbwachs (1877–1945). (= Jahrbuch für Soziologiegeschichte Wiesbaden) Wiesbaden 2005, S. 65–81.

Bahrtdt, Hans Paul: Identität und biographisches Bewusstsein. Soziologische Überlegungen zur Funktion des Erzählens aus dem eigenen Leben für die Gewinnung und Reproduktion von Identität. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Freiburg im Breisgau 1982. S. 19–43.

Baier, Walter: Das kurze Jahrhundert. Kommunismus in Österreich. KPÖ 1918 bis 2008. Wien 2009.

Bandhauer-Schöffmann, Irene und Ela Hornung: Trümmerfrauen – ein kurzes Heldinnenleben. Nachkriegsgesellschaft als Frauengesellschaft. In: Andrea Graf (Hg.): Zur Politik des Weiblichen: Frauen, Macht und Ohnmacht. Beiträge zur Innenwelt und Außenwelt. Wien 1990, S. 93–110.

Bandhauer-Schöffmann, Irene und Ela Hornung: Von Mythen und Trümmern. Oral History-Interviews mit Frauen zum Alltag im Nachkriegs-Wien. In: Irene Bandhauer-Schöffmann, Ela Hornung (Hg.): Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der Österreichischen und Deutschen Nachkriegszeit“. Wien–Salzburg 1992. S. 24–45.

Bandhauer-Schöffmann, Irene: Gedächtnis – Geschichten – Geschlecht. Erzählmuster und Selbststilisierung von Frauen in lebensgeschichtlichen Interviews. In: Gabriella Hauch (Hg.): Geschlecht – Klasse – Ethnizität. 28. Internationale Tagung der Historikerinnen und Historiker der Arbeiterinnen- und Arbeiterbewegung (ITH). Wien 1993, S. 115–128.

Bandhauer-Schöffmann, Irene: Trümmerfrauen – Realität und Mythos. In: Karin M. Schmidlechner (Hg.): Signale. Veröffentlichungen zur historischen und interdisziplinären Frauenforschung 1, 1994. Graz 1994, S. 32–47.

Bandhauer-Schöffmann, Irene: Weibliche Wiederaufbau-Szenarien. In: Wolfgang Kos, Georg Rigele (Hg.): Inventur 45/55. Österreich im ersten Jahrzehnt der Zweiten Republik. Wien 1996, S. 201–231.

Bandhauer-Schöffmann, Irene (Hg.): Nach dem Krieg. Frauenleben und Geschlechterkonstruktionen in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg. Herbolzheim 2000.

Bauer, Ingrid: Eine Chronologie abnehmender weiblicher Bescheidenheit. Zum Wandel im Politikverständnis von Frauen. Die sozialdemokratische Frauenorganisation Salzburg 1945 bis 1990. Salzburg 1992.

Bauer, Ingrid: Von den Tugenden der Weiblichkeit. Zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in der politischen Kultur. In: Thomas Albrich u.a. (Hg.): Österreich in den Fünfzigern, Innsbruck–Wien 1995, S. 35–53.

Bauer, Ingrid: Eine frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektivierung des Nationalsozialismus. In: Emmerich Talos u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2000. S. 409–443.

Bauer, Ingrid, Christa Hämmerle, Gabriella Hauch: Liebe widerständig erforschen: eine Einleitung. In: Ingrid Bauer, Christa Hämmerle, Gabriella Hauch (Hg.): Liebe und Widerstand. Ambivalenzen historischer Geschlechterbeziehungen. Wien 2005, S. 9–35.

Baumgartner, Marianne: Vergewaltigungen zwischen Mythos und Realität. Wien und Niederösterreich im Jahr 1945. In: Peter Eppel (Katalogred.): Frauenleben 1945: Kriegsende in Wien. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien. 2. September–9. November 1995, S. 59–72.

Becker, Jurek: Der Boxer. Frankfurt am Main 1979.

Beck-Gernsheim, Elisabeth: Vom „Dasein für andere“ zum Anspruch auf ein Stück „eigenes Leben“: Individualisierungsprozesse im weiblichen Lebenszusammenhang. In: Soziale Welt 34, 1983, S. 307-340.

Benz, Uta (Hg.): Frauen im Nationalsozialismus. Dokumente und Zeugnisse. München 1993.

Benz, Ute und Wolfgang (Hg.): Sozialisierung und Traumatisierung. Kinder in der Zeit des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1992.

Benz, Wolfgang u.a. (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München 1998³.

Bernhard, Thomas: Der Hutmacher. In: Die Presse. 11. Jänner 2009, Spektrum S. I, II.

Bertaux, Daniel und Isabelle Bertaux-Wiame: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main 1980, S. 108–122.

Bettelheim, Bruno: Erziehung zum Überleben. Zur Psychologie der Extremsituation. München 1982.

Bolognese-Leuchtenmüller, Birgit (Hg.): Frauen der ersten Stunde. Wien 1985.

Botz, Gerhard: Widerstand, Überleben und Identität. Zeithistorische und biographische Überlegungen. Wien 1999.

Bourdieu, Pierre: Die biographische Illusion. In: BIOS 1990, Heft 1, S. 75–82.

Brednich, Rolf Wilhelm: Zur Anwendung der biographischen Methode in der volkswissenschaftlichen Feldforschung. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde, Band 22, Marburg 1979, S. 279–329.

Brugger, Brigitte: Weiblicher Alltag und Weiblichkeitsideal zwischen 1945 und 1955 anhand der Zeitschrift „Die Frau“. Dipl.arb. Univ. Wien 1989.

Buchebner-Ferstl, Sabine und Christiane Rille-Pfeiffer: Hausarbeit in Partnerschaften. Studie „The glass partitioning wall“ zur innerfamilialen Arbeitsteilung – Ergebnisse für Österreich. Working Paper Nr. 69, Wien 2008 (= Österreichisches Institut für Familienforschung an der Universität Wien).

Bude, Heinz: Rekonstruktion von Lebenskonstruktionen – eine Antwort auf die Frage, was die Biographieforschung bringt. In: Martin Kohli, Günther Robert (Hg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge zur Forschungsperspektive. Stuttgart 1984, S. 7–29.

Bude, Heinz: Lebenskonstruktion als Gegenstand der Biographieforschung. In: Gerd Jüttemann, Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim 1998, S. 247-255.

Bude, Heinz: Die Kunst der Interpretation. In: Uwe Flick. Ernst von Kardoff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg 2000² S. 569-577.

Campell-Bartoletti, Susan: Jugend im Nationalsozialismus. Zwischen Faszination und Widerstand. Berlin 2007.

Cloer, Ernst (Hg.): Familienerziehung. Bad Heilbronn/OBB 1979.

Dausien, Bettina: Leben für andere oder eigenes Leben? Überlegungen zur Bedeutung von Geschlechterdifferenz in der biographischen Forschung. In: Peter Altheit u.a. (Hg.): Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Bremen 1992, S. 37–55.

Dausien, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen 1996.

Dausien, Bettina: „Biographie“ als rekonstruktiver Zugang zu „Geschlecht“ – Perspektiven der Biographieforschung. Opladen 2000.

Dausien, Bettina: Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung. In: Ruth Becker, Beate Kortendiek (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden 2004, S. 314–323.

Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Widerstand und Verfolgung in den österreichischen Bundesländern 1934-1945. Wien 1982/1991.

Dornheim, Jutta: „Doppelbödiges Sprechen“ im volkskundlichen Interview. In: Herbert E. Brekle, Utz Maas (Hg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturanalytischen Sprachbetrachtung. Opladen 1986, S. 77–89.

Dornik, Wofram: Erinnerung am Rande. Die Rote Armee im Steinernen Gedächtnis Österreichs. In: Stefan Karner, Barbara Stelzl-Marx (Hg.): Die Rote Armee in Österreich. Sowjetische Besatzung 1945-1955. Graz–Wien–München 2005. S. 407–420.

Eitinger, Leo: Die Jahre danach. In: Überleben und Spätfolgen. Dachauer Hefte. Studien und Dokumente zur Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager. 8. Jg. 1992, Heft 8, S. 3–17.

EU-project FamWork: Family life and professional work: Conflict and synergy. Project from 01.01 2003 to 30.09.2005. www.eu-project-famwork.org vom 03.12.2009.

Fein, Erich, Karl Flanner: Rot-Weiß-Rot in Buchenwald. Die österreichischen politischen Häftlinge im Konzentrationslager am Ettersberg bei Weimar. 1938 bis 1945. Wr. Neustadt 2008².

Flanner, Karl: Schreib das auf! Als Zeuge der Zeit ohne Gnade. Wr. Neustadt 2001.

Flanner, Karl: Freiheitskampf. Widerstand im Gebiet Wiener Neustadt 1938-1945. Wr. Neustadt 2003.

Fleck, Christian: Koralm partisanen. Über abweichende Karrieren politisch motivierter Widerstandskämpfer. Wien-Köln 1986.

Frankl, Viktor E.: ... trotzdem ja zum Leben sagen. Drei Vorträge, gehalten an der Volkshochschule Wien-Ottakring. Wien 1946.

Frankl, Viktor E.: Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager. Wien 1946.
Freemann, Mark: Autobiographische Erinnerung und das narrative Unbewusste. In: Harald Welzer, Hans J. Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006, S.129–143.

Fuchs-Heinritz, Werner: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden 2000².

Gabriel, Eberhard: Posttraumatische Belastungsstörungen. Theoretische Grundlagen. In: Alexander Friedmann (Hg.): Überleben der Shoa – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien 1999, S. 58–67.

Gehmacher, Johanna, Gabriele Hauch (Hg.): Frauen- und Geschlechtergeschichte des Nationalsozialismus. Fragestellungen, Perspektiven, neue Forschungen. Innsbruck 2007.

Geiger, Klaus F.: Problem des biographischen Interviews. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkswissenschaftlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg i.Br. vom 16. bis 18. März 1981. Freiburg im Breisgau 1982, S. 159–171.

Gerbelt, Christian u. a.: Die „Schlurfs“. Verweigerung und Opposition von Wiener Arbeiterjugendlichen im Dritten Reich. In: Emmerich Talos u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2000, S. 523–548.

Gisbert, Kristin: Das autobiographische Gedächtnis in der psychologischen Biographieforschung. In: BIOS, Jg. 14, 2001, Heft 1, S. 26–36.

Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München-Zürich 2008⁶.

Grand, Anselm J.: „Turm A ohne Neuigkeit!“ Ein Komponist, Maler und Schriftsteller schildert das KZ, Wien–Leipzig 1946.

Grünberg, Kurt, Jürgen Straub: Die Gegenwart der Vergangenheit. In: Grünberg Kurt, Jürgen Straub: Unverlierbare Zeit. Psychosoziale Spätfolgen des Nationalsozialismus bei Nachkommen von Opfern und Tätern. Tübingen 2001, S.7–38.

Günthner, Susanne: Stimmenvielfalt im Diskurs: Formen der Stilisierung und Ästhetisierung in der Redewiedergabe. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion (ISSN 1617-1837) Ausgabe 3 (2002), Seite 59–80, www.gespraechsforschung-ozs.de

Hagemann, Karin: „Ich glaub nicht, daß ich Wichtiges zu erzählen hab’ ...“ Oral History und historische Frauenforschung. In: Herwart Vorländer (Hg.): Oral History. Mündlich erfragte Geschichte. Göttingen 1990, S. 29–65.

Haibl, Michaela: Unterhaltung. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München 1998³, S. 181–186.
Halbwachs, Maurice: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt am Main 1985.

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Auswirkungen, Frankfurt am Main 2006.

Hanisch, Ernst: Gibt es einen spezifisch österreichischen Widerstand? In: Peter Steinbach (Hg.): Widerstand. Ein Problem zwischen Theorie und Geschichte. Köln 1987, S. 163–176.

Hanisch, Ernst: Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert. Wien 1994.

Happel, Frieka: Der Einfluß des Vaters auf die Tochter. Zur Psychoanalyse weiblicher Identitätsbildung. Frankfurt am Main 1996.

Hauch, Gabriella: Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus – eine Einleitung. In: Gabriella Hauch (Hg.): Frauenleben in Oberdonau. Geschlechtsspezifische Bruchlinien im Nationalsozialismus. Linz 2006, S. 11–27.

Heimannsberg, Barbara und Christoph Schmidt (Hg.): Das kollektive Schweigen: Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie. Köln 1992.

Hengartner, Thomas und Brigitte Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin 2005.

Hermanns, Harry: Interviewen als Tätigkeit. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg 2000. S. 360–368.

Hopf, Christel: Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg 2000. S. 349–359.

Horkheimer, Max, Erich Fromm, Herbert Marcuse: Studien über Autorität und Familie. Lüneburg 1987 (Reprint der Ausgabe Paris 1936).

Hornung, Ela: Warten und Heimkehren. Eine Ehe während und nach dem Zweiten Weltkrieg. Wien 2005.

Jeggle, Utz (Hg.): Qualitative Methoden der Kulturanalyse. Tübingen 1984.

Jeggle, Utz: Auf der Suche nach Erinnerung. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991, S. 89–122.

Kalmar, Rudolf: Zeit ohne Gnade. Wien 1946.

Karl, Ute: Metaphern als Spuren von Diskursen in biographischen Texten. In: Forum: Qualitative Sozialforschung Vol. 8, Nr. 1, Art. 3, <http://www.qualitative-research.net> vom 17.10.2009.

Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 1999.

Kaufmann, Jean-Claude: Schmutzige Wäsche. Zur ehelichen Konstruktion vom Alltag. Konstanz 1995³.

Kaufmann, Jean-Claude: Das verstehende Interview. Theorie und Praxis. Konstanz 1999.

Kaufmann, Jean-Claude: Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit. Konstanz 1999.

Kaufmann, Jean-Claude: Die Erfindung des Ich. Eine Theorie der Identität. Konstanz 2005.

Keller, Barbara: Rekonstruktion von Vergangenheit: Vom Umgang der „Kriegsgeneration“ mit Lebenserinnerungen. Opladen 1996.

Klaus, Martin: Mädchen im 3. Reich. Der Bund deutscher Mädel. Köln 1998.

Klönne, Arno: Jugend im Dritten Reich. Die Hitler-Jugend und ihre Gegner. Dokumente und Analysen. München 1990.

Klüger, Ruth: Dichten über die Shoa. Zum Problem des literarischen Umgangs mit dem Massenmord. In: Gertrud Hardtmann (Hg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen 1992, S. 203–221.

Kommunistische Partei Österreichs (Hg.): Frauenprogramm der KPÖ. Wien 1990.

König, René: Familie und Autorität. Der deutsche Vater im Jahr 1955. In: Materialien zur Soziologie der Familie. Köln 1974, S. 214–230.

Köttig, Michaela: Triangulation und Fallrekonstruktionen: Biographie- und Interaktionsanalysen. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz, Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden 2005, S. 65–83.

Kracauer, Siegfried: Das Kino in der Münzstraße. 1932. In: Schriften, 5,3. Frankfurt am Main 1990, S. 44–46.

Kruse, Andreas, Eric Schmitt: Halbstrukturiertes Interview. In: Gerd Jüttemann, Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden in den Humanwissenschaften, Weinheim 1998. S. 161–169.

Langbein, Hermann: Darf man vergessen? In: Anton Pelinka, Erika Weinzierl (Hg.): Das große Tabu. Österreichs Umgang mit seiner Vergangenheit. Wien 1997, S. 8–15.

Langreiter, Nikola: Frauenkarrieren im Tiroler Hotel- und Gastgewerbe. Diss. Univ. Wien 2002.

Lehmann, Albrecht: Autobiographische Erhebungen in den sozialen Unterschichten. Gedanken zu einer Methode der empirischen Forschung. In: Zeitschrift für Volkskunde, 73. Jg., 1977, S. 161–180.

Lehmann, Albrecht: Erzählen eigener Erlebnisse im Alltag. In: Zeitschrift für Volkskunde, 74. Jg., 1978, S. 198–215.

Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung. 21. Band, Berlin/New York 1980, S. 56–69.

Lehmann, Albrecht: Leitlinien des lebensgeschichtlichen Erzählens. In: Rolf Wilhelm Brednich u.a. (Hg.): Lebenslauf und Lebenszusammenhang. Autobiographische Materialien in der volkskundlichen Forschung. Vorträge der Arbeitstagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Freiburg im Breisgau vom 16. bis 18. März 1981. Freiburg im Breisgau 1982, S. 71–86.

Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen, Frankfurt am Main–New York 1983.

Lehmann, Albrecht: Rechtfertigungsgeschichten. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Band 11, Berlin/New York 2004, Sp. 401–406.

Lehmann, Albrecht: Erfahrungen als Schlüsselbegriff der kulturwissenschaftlichen Erzählforschung. In: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 9–59.

Lehmann, Albrecht: Erzählen in der gegenwärtigen kulturwissenschaftlichen Forschung. In: Albrecht Lehmann: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin 2007, S. 223–231.

Liebau, Eckart: Laufbahn oder Biographie? Eine Bourdieu-Lektüre. In: BIOS 3/1990 Heft 1, S. 83–89.

Liebetritt, Susanne: Biografiearbeit mit alten Menschen. Dipl.arb. Univ. Wien 2006.

Löffler, Klara: Entsorgung des Gewissens? Zum interaktiven Entstehungszusammenhang des Erinnerns in lebensgeschichtlichen Befragungen. In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 17. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989, Göttingen 1991 (= Beiträge zur Volkskunde in Niedersachsen, 5), S. 263–269.

Löffler, Klara: Zurechtgerückt. Der Zweite Weltkrieg als biographischer Stoff. Berlin 1999.

Löffler, Klara: Anwendung des Biographischen. Sondierungen in den neuen Arbeitswelten. In: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin 2005, S. 183–197.

Lucius-Hoene, Gabriele, Arnulf Deppermann: Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews. Opladen 2002.

Lucius-Hoene, Gabriele, Arnulf Deppermann: Narrative Identität und Positionierung. In: Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion (ISSN 1617-1837) Ausgabe 5 (2004) S. 166–183 (www.gespraechsforschung-osz.de vom 24.9.2008).

Macha, Hildegard: Erziehung in der Familie. Historischer Wandel und Perspektiven heute. In: Hildegard Macha, Hans-Joachim Roth (Hg.): Bildungs- und Erziehungsgeschichte im 20. Jahrhundert. Festschrift für Heinrich Kanz zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main 1992, S. 91–106.

Madelung, Eva und Joachim Scholtyseck: Heldenkinder. Verräterkinder. Wenn die Eltern im Widerstand waren. München 2007.

Mahlmann, Regina: Psychologisierung des „Alltagsbewusstseins“. Die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe. Opladen 1991.

Manoschek, Walter: Verschmähte Erbschaft: Österreichs Umgang mit dem Nationalsozialismus 1945 bis 1955. In: Reinhard Sieder, Heinz Steinert, Emmerich Talos (Hg.): Österreich 1945–1995. Gesellschaft, Politik, Kultur. Wien 1995, S. 94–106.

Manoschek, Walter (Hg.): Opfer der NS-Militärjustiz. Urteilspraxis, Strafvollzug, Entschädigungspolitik in Österreich. Wien 2003.

Markowitsch, Hans J.: Dem Gedächtnis auf der Spur. Vom Erinnern und Vergessen. Darmstadt 2002.

Markowitsch, Hans J.: Autobiographisches Gedächtnis aus neurowissenschaftlicher Sicht. In: BIOS, Jg. 15, 2002, Heft 2, S. 194–196.

Markowitsch, Hans J. und Harald Welzer: Das autobiographische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart 2005.

Marotzki, Winfried: Qualitative Biographieforschung. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg 2003², S. 175–186.

Mattl, Siegfried: Die Rückkehr der Liebe. Wissensproduktion zur „Frauenfrage“ im Österreich der 40er und 50er Jahre. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft. Wien 4/1987, S. 363–378.

Mattl, Siegfried: Frauen in Österreich nach 1945. In: Rudolf G. Ardelt, Wolfgang J.A. Huber, Anton Staudinger (Hg.): Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl. Wien–Salzburg 1985, S. 101–126.

Matussek, Paul: Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen. Berlin 1997.

Meisel, Josef: „Jetzt haben wir Ihnen, Meisel!“ Kampf, Widerstand und Verfolgung des österreichischen Antifaschisten Josef Meisel (1911–1945). Wien 1985.

Mejstrik, Alexander: Die Erfindung der deutschen Jugend. Erziehung in Wien 1938–1945. In: Emmerich Talos u. a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2000. S. 494–522.

Meyer, Sibylle, Eva Schulze: Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Familien. In: Irene Bandhauer-Schöffmann, Ela Hornung (Hg.): Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der Österreichischen und Deutschen Nachkriegszeit“. Wien-Salzburg 1992, S. 112–131.

Meyer, Sibylle, Eva Schulze: Von Liebe sprach damals keiner: Familienalltag in der Nachkriegszeit. München 1985.

Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. Unveränd. Taschenbuchausg., München 1996¹⁰.

Mitteräcker, Hermann: Kampf und Opfer für Österreich. Ein Beitrag zur Geschichte des österreichischen Widerstandes 1938 bis 1945. Wien 1963.

Molden, Otto: Der Ruf des Gewissens. Der österreichische Freiheitskampf 1938-1945. Wien-München 1958.

Moser, Tilman: Dämonische Figuren: die Wiederkehr des Dritten Reiches in der Psychoanalyse. Frankfurt am Main 2001.

Müller, Günter: „So vieles ließe sich erzählen ...“ Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik. In: Franz X. Eder, Peter Feldbauer, Erich Landsteiner (Hg.): Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen. Wien 1997, S. 335–56.

Neugebauer, Wolfgang: Sozialdemokratische Jugend- und Erziehungsbewegung. In: Konferenz Arbeiterkultur in Österreich 1918–1945. Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. Wien 1981, S. 58–68.

Neugebauer, Wolfgang: Der österreichische Widerstand 1938 – 1945. Wien 2008.

Neugebauer, Wolfgang: Bewaffneter Widerstand – Widerstand im Militär. In: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Jahrbuch 2009. Schwerpunkt: Bewaffneter Widerstand – Widerstand im Militär. Wien–Berlin 2009, S. 12–36.

Niederland, William G.: Folgen der Verfolgung: das Überlebenden-Syndrom Seelenmord. Frankfurt am Main 1980.

Pethes, Nicolas, Jens Ruchatz (Hg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbek bei Hamburg 2001.

Pollak, Michael: Die Grenzen des Sagbaren. Lebensgeschichten von KZ-Überlebenden als Augenzeugenberichte und als Identitätsarbeit. Frankfurt/New York 1988.

Prusnik-Gasper, Karel: Genssen auf der Lawine. Der Kärntner Partisanenkampf. Klagenfurt 1980.

Quasthoff, Uta M.: Erzählen in Gesprächen. Linguistische Untersuchungen zu Strukturen und Funktionen am Beispiel einer Kommunikationsform des Alltags. Tübingen 1980.

Rabinovici, Doron: Der ewige Widerstand. Über einen strittigen Begriff. Wien-Graz–Klagenfurt 2008.

Radant, Irmgard (Hg.): Über kommunistische Moral. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1954.

Rath, Claus-Dieter: „Erinnern ist Übersetzungsarbeit ...“ In: Brigitte Bönisch-Brednich, Rolf W. Brednich, Helge Gerndt (Hg.): Erinnern und Vergessen. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1989. Göttingen 1991, S. 63–87.

Reese, Dagmar und Carola Sachse: Frauenforschung zum Nationalsozialismus. Eine Bilanz. In: Lerke Gravenhorst, Tamara Tatschmurat (Hg.): TöchterFragen: NS-Frauengeschichte. Freiburg im Breisgau 1990, S. 73–106.

Reiter, Margit: Die Generation danach. Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis. Innsbruck 2006.

Rief, Silvia: Vom Eßbaren und vom Sagbaren. Ein Rüstungsarbeiter im Dritten Reich. In: Reinhard Sieder (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien 1999, S. 15–49.

Rosenthal, Gabriele: Geschichte in der Lebensgeschichte. In: BIOS 1988, Heft 2, S. 3–16.

Rosenthal, Gabriele: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/New York 1995.

Rosenthal, Gabriele und Wolfram Fischer-Rosenthal: Analyse narrativ-biographischer Interviews. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff, Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbeck bei Hamburg 2000. S. 456–467.

Rosenthal, Gabriele: Die Biographie im Kontext der Familien- und Gesellschaftsgeschichte. In: Bettina Völter, Bettina Dausien, Gabriele Rosenthal (Hg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden 2005, S. 46–64.

Schelsky, Helmut: Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart. Stuttgart 1960⁴.

Schifko-Pungartnik, Manfred: „Leichenträger ans Tor.“ Berichte aus fünf Jahren Konzentrationslager. Graz 1946.

Schmidlechner, Karin Maria: Oral History als Methode der Historischen Frauenforschung. In: Signale. Veröffentlichungen zur historischen und interdisziplinären Frauenforschung 1, 1994. Graz 1994, S. 9–25.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Redenlassens. In: Silke Götsch, Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001. S.165–186.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Grenzen der Narratologie. Alltagskultur(forschung) jenseits des Erzählens. In: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hamburg 2005. S. 145–161.

Schmiechen-Ackermann, Detlef (Hg.): Anpassung, Verweigerung, Widerstand. Soziale Milieus, politische Kultur und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Deutschland im regionalen Vergleich. Berlin 1997.

Schörken, Rolf: Jugend. In: Wolfgang Benz, Hermann Graml, Hermann Weiß (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. München 1998³.

Schröck, Martina: Vom Spanischen Bürgerkrieg ins Konzentrationslager. Die republikanischen Spanier im Konzentrationslager Mauthausen. Dipl.arb. Univ. Passau 1996.

Schröck, Martina: Die republikanischen Spanier im Konzentrationslager Mauthausen. In: Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunde, Jg. 41, 1999, S. 181–215.

Schröder, Hans Joachim: Die gestohlenen Jahre. Erzählgeschichten und Geschichtserzählung im Interview: Der Zweite Weltkrieg aus der Sicht ehemaliger Mannschaftssoldaten. Tübingen 1992.

Schröder, Hans Joachim: Topoi des autobiographischen Erzählens. In: Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Festschrift für Albrecht Lehmann. Berlin–Hamburg 2005, S. 17–42.

Schütze, Fritz: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. (= Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien der Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld) Bielefeld 1978².

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13, 1983, S. 283–293.

Schütze, Fritz: Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Martin Kohli, Günther Robert (Hg.): Biographie und Wirklichkeit. Neue Beiträge zur Forschungsperspektive. Stuttgart 1984, S. 78–118.

Sedlaczek, Dietmar : „... das Lager läuft dir hinterher.“ Leben mit nationalsozialistischer Verfolgung. Berlin/Hamburg 1996.

Selles-Ferrando, Xavier: Die Rolle der 8.000 „Rotspanier“ im Konzentrationslager Mauthausen. In: Spanisches Österreich. Wien 2004, S. 379–426.

Semprun, Jorge, Elie Wiesel: Schweigen ist unmöglich. Frankfurt am Main 1997.

Sieder, Reinhard: Bemerkungen zur Verwendung des „Narrativinterviews“ für eine Geschichte des Alltags. In: Zeitgeschichte 9. Jg., Heft 5, Wien 1982, S. 164–178.

Sieder, Reinhard: Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben. In: Gerhard Botz, Josef Weidenholzer (Hg.): Mündliche Geschichte und Arbeiterbewegung. Materialien zur historischen Sozialwissenschaft 2, Wien 1984. S. 203–263.

Sieder, Reinhard: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt am Main 1987.

Sieder, Reinhard (Hg.): Brüchiges Leben in sozialen Systemen. Wien 1999.

Sieder, Reinhard: Gesellschaft und Person: Geschichte und Biographie. In: Reinhard Sieder (Hg.): Brüchiges Leben. Biographien in sozialen Systemen. Wien 1999, S. 234–251.

Sieder, Reinhard: Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften. Wien 2004.

Siegel, Daniel J.: Entwicklungspsychologische, neurobiologische Dimensionen des Gedächtnisses. Ein Überblick. In: Harald Welzer, Hans J. Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006. S. 19–49.

Stalb, Heidrun: Eheliche Machtverhältnisse. Ein Theorievergleich. Herbolzheim 2000.

Steinbach, Lothar: Lebenslauf, Sozialisation und „erinnerte Geschichte“. In: Lutz Niethammer (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der „Oral History“. Frankfurt am Main 1980, S. 291–322.

Stoffel, Hans: Menschen im Widerstand. Trauma-Schicksale und Trauma-Verarbeitung. In: Alexander Friedmann, Elvira Glück, David Vyssoky (Hg.): Überleben der Shoa – und danach. Spätfolgen der Verfolgung aus wissenschaftlicher Sicht. Wien 1999, S. 173–183.

Talos, Emmerich u.a. (Hg.): NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch. Wien 2000.

Teufl, Katharina: Die Vater-Tochter-Beziehung und ihr Einfluss auf spätere Partnerschaften von Frauen. Dipl.arb. Univ. Wien 2006.

Thomae, Hans: Psychologische Biographik. Theoretische und methodische Grundlagen. In: Gerd Jüttemann, Hans Thomae (Hg.): Biographische Methoden der Humanwissenschaft. Weinheim 1998, S. 75–97.

Thurner, Erika: Frauen-Nachkriegsleben in Österreich – im Zentrum und in der Provinz. In: Irene Bandhauer-Schöffmann, Ela Hornung (Hg.): Wiederaufbau weiblich. Dokumentation der Tagung „Frauen in der Österreichischen und Deutschen Nachkriegszeit“. Wien–Salzburg 1992, S. 3–23.

Thurner, Erika: „Die Angst der Männer ist die Ungeduld der Frauen.“ Frauen- und Männerwelten im Wandel. In: Susanne Feigl (Hg.): Beharrlichkeit, Anpassung und Widerstand: die Sozialdemokratische Frauenorganisation und ausgewählte Bereiche sozialdemokratischer Frauenpolitik 1945–1990. Wien 1993, S. 180–219.

Thurner, Erika: Die stabile Innenseite der Politik. Geschlechterbeziehungen und Rollenverhalten. In: Thomas Albrich u.a. (Hg.): Österreich in den Fünfzigern, Innsbruck–Wien 1995, S. 53–66.

Thurner, Erika: Frauenleben 1945. In: Peter Eppel (Katalogred.): Frauenleben 1945: Kriegsende in Wien. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 21. September – 19. November 1995. Wien 1995, S. 12–24.

Troger, Cornelia Helena: Jugend im Nationalsozialismus. Das NS-Jugendideal und seine verpönten subkulturellen Gegensätze. Dipl.arb. Univ. Wien 1999.

Venzlaff, Ulrich: Erlebnishintergrund und Dynamik seelischer Verfolgungsschäden. In: H. Paul, H.J. Herberg (Hg.): Psychische Spätschäden nach politischer Verfolgung. Basel/New York 1963, S. 95–110.

Weidenholzer, Josef: Austromarxismus und Massenkultur. Bildungs- und Kulturarbeit der SDAP in der Ersten Republik. In: G. Botz u. a. (Hg.): Bewegung und Klasse. Studien zur österreichischen Arbeitergeschichte. Wien–München–Zürich 1978. S. 481–501.

Weitgruber, Gertrude: Das Bild der Frau in der Öffentlichkeit in Österreich, Deutschland und Amerika in den Nachkriegsjahren (1945–1953). Diss. Univ. Salzburg 1982.

Welzer, Harald: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung. In: BIOS Jg. 13, 2000. Heft 1, S. 51–63.

Welzer, Harald (Hg.): Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hamburg 2001.

Welzer, Harald: Was ist autobiographisches Gedächtnis und wie entsteht es? In: BIOS, Jg. 15, 2002, Heft 2, S. 169–186.

Welzer, Harald und Hans J. Markowitsch (Hg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte in der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart 2006.

Wisinger, Marion: Land der Töchter. 150 Jahre Frauenleben in Österreich. Wien 1992.

Wurzbacher, G.: Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Stuttgart 1969⁴.

Zeitschriften, Periodika

Zentrales Frauenkomitee der Kommunistischen Partei Österreichs – Wien (Hg.): Stimme der Frau. Selbstverlag des Hg. 1945–1993.

Frauen-Zentralkomitee der Sozialistischen Partei Österreichs (Hg.): Die Frau. Österreichs Frauenmagazin. Wien 1945–1987.

Informationsdienst des Frauen-Zentralkomitees der SPÖ (Hg.): Was sollen wir tun? Nr.3-5, 1962.

Abstract

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen Interviews, die mit Ehefrauen von Widerstandskämpfern geführt wurden. Ihre Lebensgeschichte, ihre Erfahrungen und Erinnerungen haben in der Geschichtsschreibung bisher keinen Platz gefunden, diese Lücke galt es zu füllen, was sich zu Beginn der Recherchen, von denen im Eingangskapitel berichtet wird, recht schwierig erwies. Schwierig war es, noch Frauen zu finden, die mit Widerstandskämpfern verheiratet sind bzw. waren, und noch schwieriger, ihr Einverständnis zu erlangen, in einem Interview von ihrem Leben zu erzählen. Die Verweigerung war nur zum Teil ihrem hohen Alter zuzuschreiben, vielmehr war es ihre Überzeugung, dass sie nichts Erzählenswertes zu berichten hätten, war doch bisher nur das Wirken und Leben ihrer Männer für andere interessant gewesen.

Die Forschungsfrage ging von der Annahme aus, dass Ehen mit Widerstandskämpfern Besonderheiten aufweisen, die sie von „gewöhnlichen“ Ehen ihrer Generation unterscheiden – diese Annahme hat sich durch die Analyse der Interviews als richtig herausgestellt.

Alle Frauen kommen aus einfachen Verhältnissen, sie haben in ihren Familien und in ihrer Umgebung erfahren, was politischer Widerstand gegen ein totalitäres Regime bedeutet, sie haben die Verfolgungen ihrer Angehörigen und Freunde miterlebt. Sie selbst haben sich deshalb auch von der nationalsozialistischen Herrschaft klar distanziert und ihre antifaschistische Haltung ihr ganzes Leben lang beibehalten. Nach dem Krieg haben sie ihre späteren Ehemänner zumeist im Zusammenhang mit ihrer politischen Arbeit in der sozialdemokratischen, vor allem in der kommunistischen Partei kennen gelernt und später geheiratet.

Ausgehend von den Erzählungen dieses ersten Teils wird zunächst das Ehe- und Familienleben beschrieben, das den allgemeinen Vorstellungen und Normen einer guten funktionierenden Ehe entsprach. Der Fokus liegt dabei auf der Rolle der Frau, auf ihrer Stellung und ihren Aufgaben in der Familie, ihrer Doppelbelastung, aber auch auf ihrer Selbstbestätigung durch die Berufstätigkeit.

Im anschließenden Hauptteil der Arbeit werden aus den Erzählungen der Frauen die Besonderheiten der Ehe mit einem Widerstandskämpfer herausgearbeitet. Die Männer, die Gefängnis und Konzentrationslager überlebt haben, mussten mit ihren –meist uneingestanden – Traumatisierungen im Leben zurechtkommen. Dies erforderte von den Frauen Fähigkeiten wie Verständnis, Nachsicht und Ertragen von schmerzlichen Erfahrungen, die über das normale Maß hinausgingen.

Die meisten Männer wurden nach ihrer Befreiung zur Verwirklichung ihrer politischen Ziele, für die sie gelitten hatten, mit großem Engagement in Organisationen der kommunistischen und sozialdemokratischen Partei aktiv. Die Familie nahm nur allzu oft eine untergeordnete Stellung ein, ein Umstand, der für die Frauen nicht nur physische, sondern vor allem psychische Belastungen und Anforderungen nach sich zog.

Jedes Erzählen vom eigenen Leben schließt auch ein Nachdenken, einen Rückblick mit ein. Die Reflexionen der Frauen über ein langes Leben, vor allem aber über die gemeinsamen Ehejahre mit einem Widerstandskämpfer werden in einem eigenen Kapitel analysiert. Dabei wird auf die Bereitschaft, aber auch auf die Verweigerung, sich an vergangene Ereignisse erinnern zu wollen, besonders eingegangen.

Jedes Interview bedeutet für die Befragten nicht nur eine inhaltliche Herausforderung – was soll und kann ich von mir preisgeben –, sondern auch eine sprachliche: *Wie* kann ich von meinen Erfahrungen erzählen? Dieser Problematik ist der letzte Teil der Arbeit gewidmet.

Abstract

The focus of the thesis are interviews with the wives of resistance fighters. Their biographies, experiences and memories have so far not found a place in historiography. This gap needed to be filled, which turned out rather difficult at the beginning of the enquiries. Details can be found in the introductory chapter. It was difficult to find women who are or rather were married to resistance fighters, and even more difficult to get their consent to tell about their lives. The refusal was only partly due to their old age, it was rather their conviction that they had nothing worth telling, as so far only the activities and lives of their husbands had been interesting for others.

The research question is based on the assumption that marriages with resistance fighters show special characteristics which distinguish them from 'ordinary' marriages of their generation – an assumption that, through the analysis of the interviews, turned out to be correct.

All women came from humble backgrounds, they experienced in their families what it means to politically resist a totalitarian regime, and they witnessed their families' and friends' persecution. This is why they strongly distanced themselves from the Nazi regime and have maintained their anti-fascist attitude throughout their lives. In most cases they met their future husbands after the war in connection with their political work in the Social-Democratic, or mainly Communist Party and got married later.

The accounts in the first part are followed by descriptions of married life and family life, which complied with the general notions and norms of an efficient marriage. The focus is on the wives' roles, positions and tasks within the family, their dual burden, but also on their self-affirmation through jobs.

Starting out from those narrative accounts, the following main chapter elaborates the special characteristics of a marriage with a resistance fighter. The husbands, who had all survived prison and concentration camp, had to cope with their traumatising – and often unacknowledged – experiences. The wives required capabilities like sympathy, indulgence and the bearing of painful experiences to a much higher extent than is normal.

After their release, most of the men became highly active in Communist or Social-Democratic party organisations in order to realise the political aims they had suffe-

red for. Very often, the family had an inferior position, a fact that entailed not only physical but especially psychological strains and requirements for the women.

Telling about your own life always includes cogitation and retrospection. The women's reflections on a long life, above all on the shared years of married life with a resistance fighter, are analysed in a separate chapter. Thereby, the issue of readiness, but also of refusal to want to remember past incidents, is addressed in detail.

For the interviewee, each interview is not only a challenge with regards to content – *what* should I and can I reveal of my experiences – but also with regard to language: *How* can I tell about my experiences? This difficulty is addressed in the concluding part of the thesis.

Lebenslauf

Margarethe Anzengruber

Geb. am 30. April 1941 in Seebenstein, NÖ

Ausbildung

- | | |
|-------------|--|
| 2007 – 2010 | Doktoratsstudium an der Universität Wien, Institut für Europäische Ethnologie |
| 2002 – 2006 | Diplomstudium an der Universität Wien, Europäische Ethnologie |
| 1960 – 1967 | Lehramtsstudium für Höhere Schulen für die Fächer Deutsch und Geschichte an der Universität Wien |
| 1955 – 1960 | Bundeslehrerbildungsanstalt Wr. Neustadt, Lehramt für Volksschulen |
| 1951 – 1955 | Hauptschule in Pitten |
| 1947 – 1951 | Volksschule in Seebenstein |

Tätigkeiten u.a.

1967 – 2001 Lehrerin für die Fächer Deutsch und Geschichte am Bundesrealgymnasium 2 in Wien

Projektleitungen und Erstellung der Broschüren: „Wider das Vergessen“, „Begegnung mit Vergessenen, Verschollenen und Vertriebenen“

Organisation und Referentinnentätigkeit für „KulturKontakt Austria“:

Grenzüberschreitende Geschichtsseminare

Österreich – Slowakei – Tschechien – Ungarn

Seminar zur Politischen Bildung in Leningrad, Russland

EU-Projekt „Demokratie und Erziehung“ in Bosnien-Herzegowina

Evaluierung der Bildungsk Kooperation mit den Ländern Ost- und Südosteuropas

Mitarbeit bei der Publikation des Unterrichtsministeriums „Informationen zur Politischen Bildung“

Mitarbeit an den didaktischen Begleitmaterialien zur Ausstellung „Die Macht der Bilder“ im Rathaus der Gemeinde Wien

Mitherausgeberin der pädagogischen Taschenbuchreihe „schulheft“